Meyer's Universum

VIERZEHNTER BAND



VILLA NOVÁ UND OPORTO IN PORTUGAL

OCTAV AUSGABE

HILDBURGHAUSEN
Verlag des Bibliographischen Instituts.

Meyer's Universum.

Ein Volksbuch,

enthaltend

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

in

Natur und Kunst.

Octavausgabe.

Vierzehnter Band.

Dritte Folge, Vierter Band.

Hildburghausen.

Stich, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1863.



Bibliograph. Institut Hildburghausen

TIVOLI

Ein Ausflug nach Tivoli.

Auf der alten Via Tiburtina, welche unweit der Thore Roms auf antiker Brücke den Anio überschreitet, rollte unser Vetturino über ein Pflaster von großen unregelmäßigen Basaltquadern dahin. Der Morgen war herrlich, und die Campagna in ihrer melancholischen Größe und Stille von Morgenduft umschleiert, mit ihren flachen, selten bebuschten Hügeln, die sich vor den fernen blauen Bergen lagern, bot die anziehendsten Bilder dar. Einzeln stehende Osterien, eben so liederlich als malerisch, liegen an der Straße und wimmeln meistens von Ochsen und Maulthiertreibern oder von Feldhütern, die, mit langen Flinten bewaffnet, auf kräftigen Rossen ganz ritterlich aussehen. Hin und wieder zeigt sich auf der braunen zerrissenen Fläche eine Meierei, nahe welcher Rinder- und Schafheerden in lockerer Umzäunung von Hirten mit spitzen zerlöcherten Hüten und rauhhaariger Beinbekleidung aus Ziegenfellen gehütet werden. Die prächtigen silbergrauen Stiere mit breiten Hörnern sind vorzugsweise der Campagna eigen. Auf Steinhaufen oder auf dem zerbröckelnden Thürbogen einer zerfallenen Villa sieht man wohl Jungen mit schwarzlockigem ungekämmten Haar und ebenfalls rauhhaariger Ziegenfellbekleidung sitzen, welche auf einer Art Klarinette unmelodische Lieder blasen. Daneben aus der verborgenen Tiefe einer Puzzolanhöhle schlägt Rauch und Flamme eines Feuers auf, an dessen prasselnder Gluth die Frau oder Tochter eines Hirten Pataten röstet oder irgend ein Geflügel am Spieße dreht. Ihr purpurrothes Kopftuch, das in Form eines Daches auf dem Scheitel ruht und zu beiden Seiten weich gebogen das Gesicht einfaßt, wird bisweilen vor der weißgrauen Rauchsäule sichtbar. Dabei hört man den improvisirten Gesang der Geschäftigen, die immer nach einer und derselben nichts weniger als schönen Melodie Alles besingt, was ihr gerade einfällt.

Als wir das Ufer des regungslos in Mitten des Weges liegenden Lago di Tartaro erreichten, erblickten wir jenseits die dunkelblauen Wände der Sabiner-Gebirge, im Hintergrunde geschlossen von zackigen Gipfeln, die im Feuer der aufgehenden Morgensonne rosenroth brannten. Vor den zusammenhängenden, sich kühn und hoch aufgipfelnden Gebirgsmassen

lagen die drei kegelartig geformten, mit weißglänzenden Städtchen gekrönten Berge S. Angelo, Colle Cesi und Monticelli, der letztere häuserreiche Ort von der Sonne mit blendend hellem Lichtschein übergossen. Diese ganz entzückend schöne Gegend tauchte mit einem Male aus der Tiefe des stillen See's, von wunderbar zarten und weichen Farbentönen umwoben, vor uns auf, und jeder kleinste Gegenstand, von den Trauerweiden, die ihr mattgrünes Haar auf der Oberfläche des See's treiben ließen, bis auf die inkrustirten Disteln, Gräser und Reisig-Aestchen, spiegelte sich in dem weit offenen Landschaftsauge.

In unmittelbarer Nähe der Brücke, die sich bei Tivoli über den durch Schilfrohr rollenden Anio wölbt, fesselte uns das Grabmal der Familie Plautia. Das große Rundgebäude ist, ähnlich dem Grabmal der Cäcilia Metella, im Mittelalter durch Aufmauern von Zinnen zu einem Kastellthurm geworden und nun dick mit Epheu bewachsen. Von hier gelangten wir zu der berühmten Villa des Hadrian. Diese größte und glänzendste Villa aller Zeiten bestand aus einer Menge von Gebäuden, Gallerien, Museen, Theatern, Kasernen, Tempeln und Bädern, deren Ruinen einen ansehnlichen Raum bedecken. Da gab es eine Akademie des Plato, ein Lyceum des Aristoteles, eine Halle der stoischen Schule, ein Prytaneum wie wie in Athen, ein ägyptisches Serapeion, das nachgeahmte Tempelthal von Thessalien, eine Ringschule, und außerdem eine Bibliothek, einen Fischteich, drei Theater, fünf Tempel nebst ungeheuern Kasernen für die Kaisergarde, und in der Mitte des Ganzen ein prächtiges Wohnhaus. Die Villa wird als Fundort von vielen der vollendetsten Kunstschätze bezeichnet, die man in den Museen Roms aufbewahrt. Die schönsten Cypressen, Pinien, Lorbeer-, Oel- und Feigenbäume beschatten jetzt die zerborstenen und eingestürzten Hallen; üppige Farrn und Schlingpflanzen wuchern in den Mauerritzen; Eidechsen und Schlangen haben Besitz genommen von den verwitternden Ruinen des kaiserlichen Prachtbaues, zu deren Besichtigung wir über zwei Stunden brauchten. Ein Feldhüter vertritt die Stelle eines Führers.

Auf steilem und ziemlich hohem Hügel, dicht mit Oliven bewachsen, steigen wir nun nach Tivoli hinan, einer kleinen Stadt von 5000 Einwohnern auf den Trümmern des alten Tibur. Enge schlecht gepflasterte Straßen, finster aussehende Häuser, zerlumpte Kinder, Krüppel und Bettler aller Art, dazwischen stolz blickende Frauen und Mädchen von namenloser Schönheit, lassen uns sogleich erkennen, daß wir uns noch im Bereich des Krummstabs und zwar in einem Orte jenes glücklichen Gebirgslandes befinden, das von jeher in dem Rufe stand, die reizendsten Frauen zu erzeugen. Die erquickende Luft der Berge und das krystallhelle Wasser mögen zusammengewirkt haben, um den Frauen von Tivoli und seiner Schwesterstädte diese elastisch geschmeidigen Glieder, diesen schlanken Wuchs, diesen junonischen Nacken, diese zarte Hautfarbe, dieses reiche rabenschwarze Haar und diese gebietenden Gluthaugen nebst all der Grazie zu verleihen,

wodurch sie sich vor Andern ihres Geschlechts auszeichnen. Aber auch die Natur sucht hier ihres Gleichen; denn außer den Umgegenden Neapels und Sorrents verdient das Tibur der Alten durch pittoreske Felsenlage, durch Reichthum der üppigsten Vegetation, durch die Pracht seiner Katarakten und durch historisch bedeutsame Erinnerungen unter allen italienischen Städten den ersten Preis. Von dem vormaligen kriegerischen Sinne dieser Gebirgssöhne zeugt, daß sie einst ihren größten Tempel dem Herkules weihten. Das Christenthum schuf ihn zur Kathedrale um. Außerdem verehrten die Tiburtaner die keusche Vesta und die geheimnißvolle Sibylle. Die heiteren Tempel beider Göttinnen liegen am Rande des Felsenschlundes, in dessen romantische Tiefen sich ein Arm des Anio hinabstürzt. Den Tempel der Sibylle, jetzt die Kirche San Giorgio, schmückt eine Halle von vier schlanken jonischen Säulen; den nahe am brausenden Abgrunde stehenden Vestatempel umgibt ein Kranz ausgekehlter Säulen, deren Häupter zierlich gearbeitete Lilien zeigen; das Gebälk zieren Ochsenschädel und Blumengewinde. Von hier übersieht man den größten Theil der Schlucht mit ihren schäumenden Silberbächen, eine der malerischen Partien der Stadt, und das Bergthal, aus welchem der Anio hervorbricht.

Aber nun hinab zu den Grotten in der Tiefe der Schlucht selbst; da ist Alles malerisch: Fels, Gesträuch, Pflanzenwuchs, die Wasserstrahlen, die an mehren Stellen aus dem Fels hervorstürzen, die Häuser und Kirchen der oben lagernden Stadt, die Säulen des alten Tempels und die von Silberdunst erfüllten, mit Versteinerungen und Tropfstein phantastisch dekorirten Höhlen. Die gegenüberliegenden Felswände sind von zartem blaugrünen Gras überzogen, welches ihnen das Ansehen des Malachits gibt. — Welche wunderbar ausgewaschenen Höhlungen dieser Neptunsgrotte; welch raketenähnliches Sprühen dieser zerstäubenden Wasserwoge, die als eine hohe flimmernde Staubsäule aus der Schlucht wieder emporsteigt und oft im Sonnenschein wie eine siebenfarbige Wolke über dem Thale schwebt! —

Nachdem wir auf der freien Terrasse hinter dem Tempel der Vesta ein frugales Mahl eingenommen, besuchten wir das Thal der Aquädukte. In großartiger Gebirgseinsamkeit liegt es etwa drei Viertelstunden hinter der Stadt und führt seinen Namen von den Trümmern zweier Wasserleitungen, die ihre Bogen theils über das Bett des Flusses, theils an den Berggeländen hinschwingen. Auf nahen und fernen Höhen schimmern vereinzelte Schlösser; Aecker mit Oelbäumen und Immergrüneichen bedecken die sanfteren Abhänge, und im Vordergrunde dicht am Flusse, der unter flüsterndem Schilfrohr dahinrollt, schließt ein gewaltiges Thorgemäuer mit halb eingestürzter Thurmwarte das Thal. Man berührt eine Grotte mit schwach rieselnder Quelle. Es ist die Grotte des Catull: ein wirklich beneidenswerther Dichterwinkel voll schattiger Kühle. Durch einen Wald uralter verkrüppelter Oelbäume gelangt man weiter zu den dichtbewachsenen

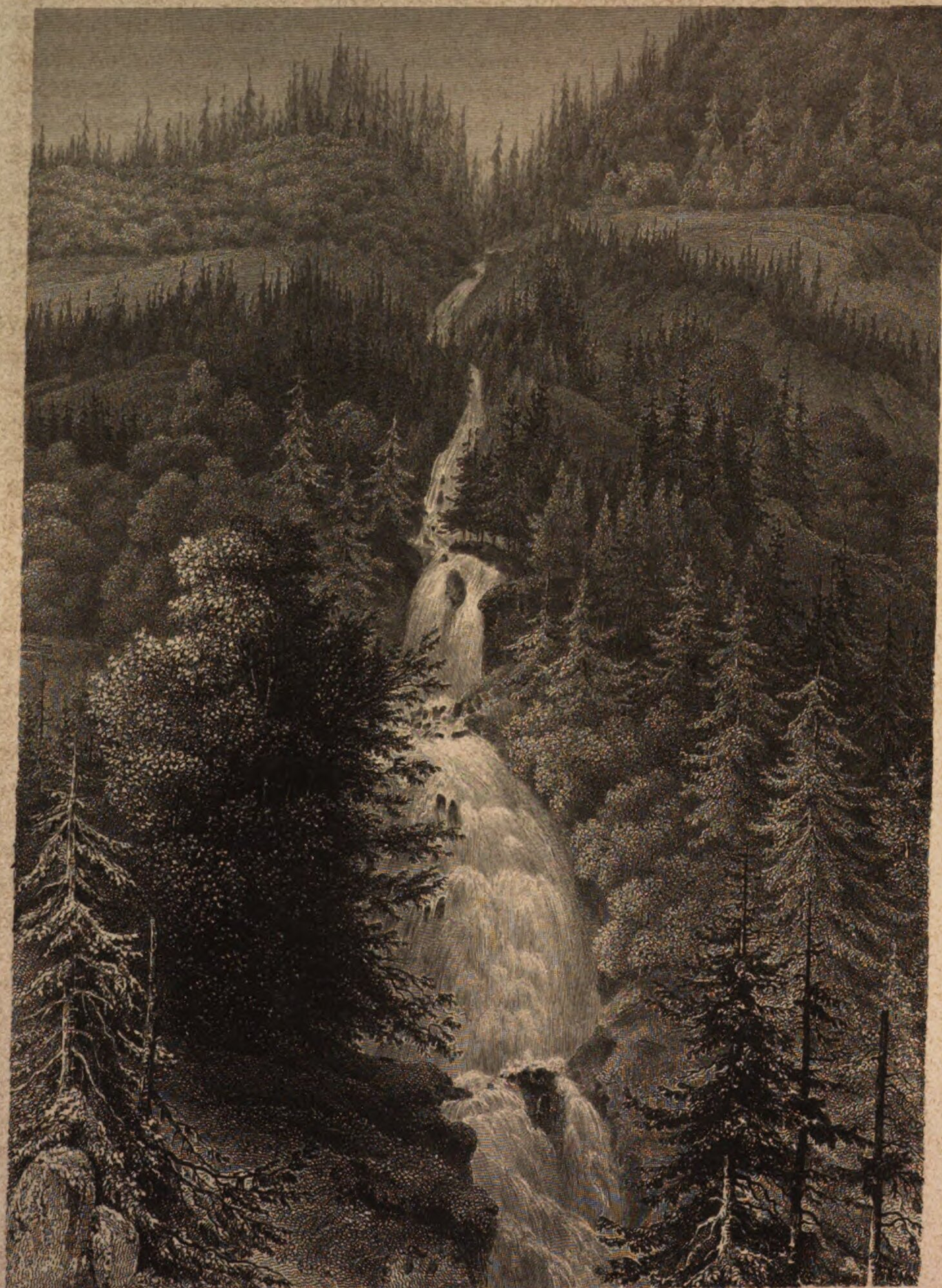
umfangreichen Ruinen der Villa des Quinctilius Varus. Von hier aus übersieht man sämmtliche Kaskaden. Sie überschäumen den Felsen in wohl 12 bis 14 Bächen, die gleich breiten Glanzbändern über das schwärzliche oder braungelbe Gestein herabflattern. Darüber thürmt sich die Stadt mit der imposanten Kathedrale, und zur äußersten Rechten ragen die gewaltigen Mauern der Villa des Mäcen, aus deren Fenster ebenfalls eine Kaskade in's Thal niederbraust und deren Räume jetzt — eine Eisenfabrik beherbergen. Auch der Geschichtschreiber Sallust hatte hier einen Sommeraufenthalt, der mit Cicero's Tusculum um den Vorrang der Lieblichkeit stritt. —

Rückkehrend zur Stadt, durchwanderten wir noch eine Allee uralter riesenhoher Cypressen und Lorbeerhecken zur Villa d'Este. Welche Aussicht vom Altan dieser Villa auf Tivoli und seine ölbebauten rundlich geformten Hügel, auf den vulkanischen Kegel des Soracte und die weite Campagna mit dem fern dämmernden Rom, und dies Alles getaucht in Abendsonnengold! — Während der westliche Horizont röther und tiefer das Blau des Himmels wurde, fuhren wir heimwärts. Endlich sank die Nacht herab, und mit einer bei uns ungekannten Helligkeit erleuchtete der Abendstern das ihn umgebende Gewölk.

Der Gießbach.

„Wohl hat gelockt ihn nach der Schweiz
Ihr stolzer, unbeugsamer Reiz;
Die Alpen mit den weißen Stirnen
Und mit den gluthgetränkten Firnen,
Der Runsen wildes, wall'ndes Sprüh'n,
Der Matten nie verwelkend Grün,
Die See'n mit ihrem erz'nen Glanz;
Die Menschen, die so frei und ganz."

Und wahrlich, es ist eines der schönsten Stückchen der Erde, die Schweiz, und auf diesem Stückchen ist der Gießbach einer der schönsten, anmuthvollsten Punkte! Hier haben Natur und Kunst sich so wundersam und organisch verbunden, wie man sie selten verbunden wieder sieht; hier haben Natur und ebenso sinnvolle als kühne Menschenkräfte den reizendsten



DER GIESSBACH IN DER SCHWEIZ

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

und gewaltigsten Park geschaffen, der wohl irgendwo zu finden ist. — Man erreicht den Gießbach von Interlaken aus in 50 bis 60 Minuten, von Brienz aus in 10 bis 15 Minuten mit dem Dampfschiff. Den Fußgänger führen von beiden Orten interessante Fußwege dorthin. Bis zum Jahre 1818 war dieser merkwürdige Ort noch fast unbekannt und unzugänglich, bis der Schullehrer Kehrli die nothdürftigsten Wege bis zu den zwei ersten Fällen herrichtete und gegenüber ein kleines Wirthshaus gründete. Er starb im Jahre 1854, und seine Erben verkauften die Besitzung an die Gebrüder von Rapperd in Wabern bei Bern. Von diesen war es nun hauptsächlich Hermann von Rapperd, früher preußischer Offizier, der seinem flüchtigen Bruder Konrad (Mitglied des Rumpfparlaments) nach der Schweiz gefolgt war, der dem Gießbach seine jetzige Gestalt gab, das große, elegante Hotel erbaute und so vielen Tausenden Gelegenheit bot, nicht allein das herrliche Naturschauspiel der sieben schäumenden Fälle von allen Seiten zu betrachten und bis zum Ursprung zu verfolgen, sondern auch in freiester und ruhigster Behaglichkeit hier verweilen und die erquickendste und stärkendste „Luft-Badekur" genießen zu können.

Einige hundert Schritte von den Fällen, zwischen Wald- und Alpenmatten in einem Thaleinschnitte eingebaut, erhebt sich das in jeder Beziehung elegante und comfortable Hotel, 1000 Fuß über dem Brienzersee und mit diesem 2800 Fuß hoch über der Meeresfläche, bietet also ächte, reine Bergluft dar; dabei ist es aber so trefflich vor Zugwind geschützt, daß in seiner Umgebung Weintrauben und Aprikosen reifen, während der unten ruhende See, der ringsum rauschende Wald und die zerstiebenden Wassermassen der nahen Fälle auch bei großer Hitze die Atmosphäre mit angenehmer Kühle durchdringen. Vorzüglich frisches Quellwasser, ausgezeichnete Milch von Kühen und Ziegen, sorgfältig bereitete Molken und bequeme Badeanstalten sind heilsame Zugaben für den Badegast. Bequeme Wege führen in die lauschige Waldstille der „Enge", zu dem Höhepunkt des Berges, der „Rauft," mit dem weiten, tief-ernsten, elegischen Ausblick zum ancherlei wunderlieblich versteckten, melancholischen Waldmatten und zu den einzelnen Fällen des eigentlichen Gießbachs.

Verglichen mit den Reichenbach-Fällen sind diese wohl mächtiger, als jene, doch werden sie von jenen übertroffen an charakteristischer Mannichfaltigkeit und specifischer Schönheit, namentlich an entzückendem Reiz der Einfassung. Aus einer engen, 400 Fuß hohen Felsenkluft hervordampfend, stürzt der Gießbach 1100 Fuß hoch herab, in sieben Fällen, aus einem Felsenkessel in den andern, zwischen glänzend grünen Matten, saftig glitzernden Gebüschen und Baumgruppen und keck aufgeworfenen, mit sammtenem Moos überzogenen Felsblöcken. Wenn die Sonne ihn bescheint, sieht man den sprühenden Wasserstaub in allen Farben des Regenbogens umherflimmern. Hinter den von einem Windhauch geschwellten Riesenschleier des dritten Falles zieht sich eine Felsgrotte,

Von hier aus gewinnt man einen köstlichen Anblick; da weht und wallt der riesige Wasserschleier, von Millionen Perlen und Diamanten durchwebt, vor dem entzückten Auge rauschend in die Tiefe hinab, und durch seine, von den Sonnenstrahlen entzündeten, zitternden Regenbogenfarben erblickt man den Brienzersee in funkelndem Glanz. Und trotz all diesen Schönheiten unverfälschter Natur kann die Kunst den Gießbachfällen noch höhere Schönheiten abgewinnen, d. h. erst dann, wenn jene schlafen im tiefsten Dunkel der Nacht. Da hört man nur der Fälle Rauschen, dumpfes Anprallen und Stürzen, sieht höchstens einige silberne Streifen aufblitzen im Scheine vorbeihuschender Lichter. Nun sieht man durch den Grund es blinkend wandeln und hüpfen, wie von Irrwischen, vom untersten Falle an langsam steigend und auf Augenblicke zitternd das Grün erhellen, bis hinauf zur ersten Brücke, von des ersten Falles dampfendem Felsenrachen: das sind Buben und Männer mit Fackeln und Phosphorpfannen und — doch halt! nur noch einige Minuten leise murmelnden Fragens und Harrens der dichtgedrängten, nun in gänzliches Dunkel eingehüllten Zuschauer, dann wird auf jener obersten Brücke eine Fackel geschwungen, das ist das Zeichen zur Lösung einer Kanone; hin donnert's durch die Schluchten und durch das Tosen der Fälle; Alles starrt nach Oben in athemloser Stille; nun noch ein Schuß — da auf einmal ist's, als zucke ein breiter Blitz aus dem dampfenden Felsenrachen hinab über die Gewässer in deren tosendes Bett. Und nun, als speie jener Rachen rauchendes, rauschendes, strömendes Erz aus, als spalteten sich alle die hemmenden und umfassenden Felsen und Felsblöcke, und aus ihnen hervor quölle es in smaragdenen und kupfernen, riesigen Adern, immer breiter und breiter, immer tiefer und tiefer: es ist, als wallten die geisterhaft grünen Matten empor zu dem wehenden, im Duft von Milliarden leuchtender Käferfunken wunderbar glitzernden Gezweige; es ist, als wäre es das Hochzeitsfest des herrlichen Jünglings Gießbach, herabeilend in strahlendem Zauberglanze zum Brautgemach des See's. Da stürzt er hin — und plötzlich versinkt Alles wieder in tiefes Dunkel und Schweigen; dann befreit sich die vor Staunen und Entzücken gefesselte Brust durch Laut und Wort, es kommen Lichter, Laternen, Fackeln, die Gruppen lösen sich auf und das Märchen aus „Tausend und eine Nacht": die bengalische Beleuchtung der Gießbachfälle ist vorüber, — doch nimmer in der Erinnerung; nicht als ein Theaterfeuerwerk, sondern als ein genialer Gedanke in technisch vollendeter Ausführung, um der Natur auch bei Nacht lebendige, ungeahnte Schönheiten abzugewinnen.

Die Natur der Schweiz besitzt aber auch hundertfache Färbungen und wundersame Schönheiten, merkwürdige und geheimnißvolle Reize, wie man sie eben nur in der Schweiz finden kann, — wenn man nämlich den rechten Blick dafür hat und die Natur in all ihren Wendungen und Wandlungen zu belauschen sich die Mühe gibt. Viele jener Färbungen, Schönheiten und Reize gehören fast allen bekannten Alpen- und Seepartien des Landes

gemeinschaftlich an, einige aber nur diesem und jenem Punkte; so dürfte wohl kein anderer Punkt in der Schweiz sein, von wo aus gewaltige Gewitter so unbeschreibbar wundersam anzuschauen und zu verfolgen sind, als von dem Altan des Hotels „Jungfrauenblick" bei Interlaken aus; und so wird kaum ein anderer Punkt so überraschende Nebelgebilde dem Auge vorüberführen, als die Plattform des Gießbachs, die senkrecht emporsteigend den See beherrscht. Wir erlebten eine solche Nebelstunde: von fern her aus den Schluchten und Thälern wallten die Nebel heran und von den Bergen herab die Wolken: lange, weite Gewänder, welche Alles umkleideten, so daß jede Spur der Formen verschwand. Man konnte nur noch die mancherlei Wasserstürze von den uns unsichtbar gewordenen Felsen der brienzer Gebirge bleigrau schimmern sehen, und es war, als wenn sie aus den Wolken hervorbrächen und jähe niederrännen in ein graues, ödes, bodenloses Grab; denn der See erschien, als wenn er sich aufrolle mit den Nebeln und sich vereinige mit den Wolken zu einem ungeheuern, unbeschreibbaren Nichts. Nach und nach aber trennten sich die Verbundenen wieder; nun erschien der See zuerst bergartig, er wallte vor, dann immer weiter zurück, endlich stufte er sich ab zu einem riesigen Amphitheater von Wogen, Nebeln und Wolken, aus denen die Wasserstürze wieder hervorbrachen. Und nun auf einmal wieder Alles glatt und klar, in leuchtendem Schimmer dampfte der See und ein rother Glanz umzitterte die Häupter der Berge. Das war die unvergeßliche Nebelstunde am Gießbach. —

Gegenwärtig gehört die ganze Anlage der vereinigten Dampfschifffahrts-Gesellschaft des Thuner- und Brienzer-See's.

S.

Widdin.

Eine Donaufahrt von Wien nach Galatz war noch vor 50 Jahren ein bedeutendes und gar beschwerliches Unternehmen, welches 5—6 Wochen Zeit kostete und nicht ohne Gefahr zu bestehen war; der Zauberer Dampf hat's zu einem komfortabeln Ausfluge von ein paar Tagen gemacht. Selbst das „eiserne Thor" an der türkischen Grenze hat seine Schrecknisse verloren, seitdem Oesterreichs Ingenieure die Felsen gesprengt haben, welche den engen Kanal gefährlich machten, den sich der Strom durch das Gebirge sägen mußte, ehe er zur bulgarischen Ebene gelangen konnte. Auch die 23 Wasserwirbel bei dem Orte Sip, so gefürchtet in früheren Zeiten, und wo so viele Fahrzeuge ihren Untergang, so viele Menschen ihren Tod fanden, sind durch Sprengungen und Ausfüllungen unschädlich geworden, und der Reisende vernimmt sorglos aus dem Munde der Schiffer die Sagen von den Geisterschaaren der Verunglückten, welche um Mitternacht bei Vollmondlicht auf den glitzernden Wogen tanzen. In einem schiffbaren Kanal, den die Römer, zur Umfahrung dieses Punktes, einst gegraben hatten, weiden jetzt Heerden unter dem Schatten prächtiger Bäume. Cladova ist die erste Stadt auf türkischem Gebiete. Malerisch schmiegt sich der kleine Ort an den Strom, umgeben und kaum geschützt von verfallenen Wällen und einem alten Römerkastell auf der nächsten Höhe. Trachten, Sitten und Gebräuche des Lebens, die Bauart der Häuser und die Physiognomien der Menschen tragen den orientalischen Typus und lassen erkennen, daß man die Völkerscheide des Abend- und Morgenlandes betreten hat. Die Natur selbst nimmt Theil an dieser Verwandlung. Die Donau ist aus dem Gebirgslande in die große walachisch-bulgarische Ebene getreten, in ein weites, fruchtbares, einförmiges Land, mit unabsehlichen Getreidefeldern, — der Kornkammer zweier Welttheile. Rebengelände erheben sich da und dort auf der bulgarischen Seite, bald erblickt man den letzten Thurm vom alten Severinum und ein paar Pfeiler der Brücke, welche Kaiser Trajan über den Strom erbauen, Hadrian aber aus Furcht vor den Einfällen der Barbaren bald wieder zerstören ließ. Ein herrliches Werk war es mit seinen 20 Granitbogen, welche den Strom in einer Breite von mehr als 2000 Fuß überspannten. Hinter Cladova, eine Stunde weiter abwärts, wird das bulgarische Ufer felsig; auf steiler Höhe ragt malerisch über ein



WIDDIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbghsn.

Eigenthum d. Verleger.

Baumgewölbe die Ruine einer alten Römerburg und zu ihren Füßen kauert ein Dörfchen, über dessen niedrigen Dächern in der Ferne die Minarets und Thürme einer großen Stadt am Horizonte schimmern. Es ist Widdin. Mit seinem Brückenkopf Kalafat auf walachischer Seite ist es, nach Belgrad, das festeste Bollwerk der türkischen Donauländer.

Widdin, wie alle Städte Bulgariens, ist seit Jahrhunderten in Wohlstand und Bevölkerung zurückgegangen, und so prächtig es aus der Ferne sich ausnimmt, so häßlich erscheint es, wenn man ihm näher in's Gesicht schaut. Schmutz, Vernachlässigung und Verfall machen sich überall kenntlich. Desto schöner ist die Natur der Umgebung. Wäldchen von Cypressen und Terebinthen mahnen an die Nähe des Südens, auf den Felsterrassen des Donauufers klettert die Rebe fast ohne Pflege empor, und ihre Trauben liefern den feurigsten Wein. Der majestätische Strom wälzt seine Wogen wie ein fließendes Meer meilenbreit dahin, und große und kleine Eilande tauchen aus dem Gewässer empor, bald flach, niedrig und mit haushohem Rohr bewachsen, bald mit dichtem Wald bedeckt. Legionen von Wasservögeln streiten sich mit den Wölfen und Ebern um deren Besitz. Auf und in dem Strome aber wimmelt ein buntes Leben, vom mächtigen Stör und Hausen an bis zum goldschuppigen Gründling, und den Dampfer umkreisen Schwärme von Pelikanen und Züge von Kranichen, während Adler in den Lüften kreisend nach Beute spähen.

In den ersten Scenen des letzten Kriegs hat Widdin mit Kalafat eine wichtige Rolle gespielt. — Von dort aus hielt Omer Pascha mit der türkischen Hauptarmee das ganze Invasionsheer der Russen in Schach, und Kalafats Verschanzungen und ihre Umgebungen wurden 4 Wochen lang täglich mit dem Blute der Kämpfenden und Stürmenden getränkt. In dem erbitterten Ringen gingen die besten Kräfte beider Armeen zu Grunde, und als die Russen, erschöpft, den Plan, von Widdin über Sophia nach Konstantinopel zu dringen, aufgeben und die kleine Walachei räumen mußten, waren die Türken zu schwach, den vernichtenden Schlag auf den Feind zu führen, welcher, wenn er damals geschehen wäre, den Völkern eine Million ihrer Söhne und einige Milliarden ihres Gelds erhalten und dem Welttheil einen dauerhaftern Frieden gegeben haben würde, als die doch nur kurze Waffenruhe, welche man jetzt der Leichtgläubigkeit als einen ewigen Frieden anrühmt.

Der Bischofspalast in St. David.

(Pembrokeshire, England.)

Ich habe in jüngeren Jahren manches Stückchen Erde gesehen, und manches Bild aus dem flüchtigen Leben hat sich tief in mein Gedächtniß geprägt; aber kaum ist eine Erinnerung lebendiger geblieben, als die einer Fußwanderung durch das romantische Pembrokeshire während meines Aufenthalts in England. Der Glanzpunkt dieses Ausflugs war Sankt David — die uralte, stille Celtenstadt mit ihrer Kathedrale und ihren herrlichen Klosterruinen. Wir hatten uns verspätet, und der Führer leitete uns hinaus zu den berühmten Trümmern in heller Mondnacht. Da lagen sie in stiller Pracht und ruhiger Majestät, vom falben Licht übergossen. Glänzende Johanniswürmchen schwärmten in der Luft oder hingen wie Diamanten an dem, die Mauern bekleidenden wilden Wein und Epheu; am Horizont aber leuchtete es dann und wann hinter den schwarzen Wetterwolken herauf, die auf dem Gebirge ruheten.

Die Reformation hat die Pfaffen ausgetrieben und das Kirchengut zersplittert; auf der Brandstätte dreier Jahrhunderte baute sich die Hütte des armen Mannes den Ruinen des Palastes an, wo ein Bischof mit seinem Kapitel und Mönchen die Einkünfte einer Grafschaft verzehrte. Sankt David, die Stadt, wuchs und wurde wohlhabend von den Brosamen, die den geistlichen Herren vom Tische fielen. Jetzt ist das anders. Der Ort ist selbst zur Ruine geworden. Gras wächst auf den Straßen, Schutthaufen bezeichnen die Märkte und der äußerste Verfall ist überall sichtbar. Ich vernahm nur Klagen über den Untergang des Alten. „Wenn das Zertrümmerte doch wieder neu würde!" hörte ich die thörichten, armen Menschen wünschen, die nicht begreifen konnten, daß Bauen und Zerstören sich ablösen, und Todtes in den alten Formen nie aufersteht. —



Der BISCHOFS PALAST zu St. DAVID'S,

IN BEMBROKESHIRE.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.



WASHINGTON'S HAUS

MOUNT VERNON

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Washingtons Haus und Grab auf Mount Vernon

in Virginien.

Am 5. Oktober 1860 bot die Grabstätte des größten und besten Mannes, den die westliche Erdhälfte erzeugt hat, ein merkwürdiges Schauspiel dar. Der Sohn Victoria's von Großbritannien betrat den Hügel, auf welchem Georg Washington seine letzten Tage verlebte; der Erbe jener Krone, aus welcher gerade dieser Virginier ein herrliches Juwel herausgebrochen, stand andächtig an dem Sarge des Rebellen, welchen der Großvater des Prinzen von Wales geächtet hatte!

Aber die Welt hat diesem „Rebellen" den immergrünen Lorbeerkranz auf seine Stirne gedrückt; sie rechnet ihn, den Vorkämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes, unter jene hohen, edlen und reinen Charaktere, die dem Menschengeschlecht zur Zierde gereichen. So unsterblich auch sein Ruhm ist, das Volk, für welches er gestritten, und dem er so viele Wohlthaten erwiesen, zeigt sich seiner nicht würdig. Gerade jene Tugenden, in denen Washington ihm ein so hell leuchtendes Vorbild hätte sein können, die Selbstbeherrschung und die Mäßigung, verschmähet es; auf die Mahnungen Dessen, welcher „der Erste im Kriege, der Erste im Frieden, der Erste im Herzen seiner Mitbürger" genannt wird, hört es nicht, sondern es schlägt Washingtons dringende Bitten und Warnungen sündhaft und vermessen in den Wind. Schon zwei Menschenalter nach dem Tode des ersten Präsidenten der Republik sinkt das stolze Gebäude, zu dem er mit so vielen Opfern und so großer Hingebung den Grund gelegt, und welches er sicher unter Dach zu bringen glaubte, in Trümmer, die mit Bruder- und Bürgerblut befleckt werden.

Wir wiederholen es: eines Mannes und Helden wie ihres Washington zeigen sich die Amerikaner jetzt nicht würdig. Wenn er heute das Grab auf Mount Vernon sprengen und, mit seiner irdischen Hülle bekleidet, wieder heraustreten könnte unter das entartete Geschlecht, gewiß, sein mildes Antlitz würde im Zorn aufflammen, sein klares Auge Blitze sprühen, sein Mund ihm donnernd zurufen: „Wahnsinnige, was beginnt ihr? Erkennt ihr nicht den Abgrund, in den euch eure Raserei stürzt? haltet ein!" Aber schon ist es zu spät; ein unheilvolles Verhängniß treibt sie unrettbar

in's Verderben. Washington würde sich mit blutendem Herzen von ihnen abkehren, sein selbstmörderisches Volk beklagen, und in seinem Grabe wieder ewige Ruhe suchen. — Alljährlich haben sie am 22. Februar den Geburtstag ihres Helden mit Kanonenschüssen und hochtrabenden Reden festlich begangen, aber seine Lehren haben sie vergessen und sein erhabenes Beispiel nicht befolgt!

Als der Jüngling, der einst das Scepter eines Reiches tragen soll, in welchem die Sonne nicht untergeht, vor der Asche des großen und edlen Mannes sich verneigte, zuckten schon Blitze aus dem politischen Wettergewölke. Die Luft war schwül und mit Elektricität überladen; aber noch hatte man die große Union, deren Vater Washington gewesen, nicht zertrümmert, und wohlgesinnte Patrioten mochten die Hoffnung nicht aufgeben, daß sie zu retten und der Bürgerkrieg abzuwenden sei. Der Prinz von Wales fuhr an einem sonnigen Tage nach Mount Vernon auf einem Dampfer; der Potomac, an dessen Ufern jener geweihete Hügel sich erhebt, erglänzte wie ein Spiegel; die Wälder prangten in jenem bunten Blätterschmuck, welcher im Herbste den nordamerikanischen Landschaften einen so hohen Reiz verleiht. Als das Schiff, an dessen Bord sich auch der Präsident der Vereinigten Staaten und mehre einflußreiche Männer befanden, in die Nähe von Mount Vernon kam, trat der englische Königssohn an das Steuerrad, über welchem das sternbesäete Banner flatterte; er wollte sich die Ehre nicht nehmen lassen, sein Fahrzeug nach der Ruhestätte Washingtons selbst zu lenken. — Wenn Georg III. das hätte ahnen können, wenn er gehört hätte, daß sein Enkel in die Töne des „Hail Columbia!“ einstimmte! —

Der Prinz stieg an's Land und war umrauscht von den ehrwürdigen Bäumen, welche ihren Schatten auf das einsame Grab werfen. Er ging in das Mausoleum, ein schlichtes Gewölbe mit zwei Gitterthüren, und sah zwei Marmorsärge vor sich. Die Inschriften sagen, daß in dem einen Georg Washington, in dem andern sein Weib Martha in ewigem Schlafe ruhen. Der britische Königssohn stand schweigend da; als er sich gesammelt, sprach er: „Seine Großthaten sind unvergänglich“. Dann erbat er sich als Ehre, neben diesem Grab einen Baum pflanzen zu dürfen, und vertrauete einige Roßkastanien der Mutter Erde an. Auch nahm er mehre Kastanien mit sich, um sie als Andenken an jene Stunde daheim im Parke von Windsor zu pflanzen. Darauf verweilte er einige Stunden in dem schlichten Wohnhause. —

M o u n t V e r n o n steht da — als ein Schimpf und eine Schande für die Amerikaner: denn das Haus ist verödet, verfallen, vom Schwamm angefressen und drohet theilweise den Einsturz. In manchen Fenstern fehlen die Glasscheiben, die Geländer sind zerbrochen, das Ganze macht auf den Beschauer den peinlichen Eindruck der Trostlosigkeit. Ueberall gewahrt er Spuren von Vernachlässigung.



DAS GRAB WASHINGTONS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Georg Washington starb ohne Kinder. Das Erbe fiel an Leute, die seinen Namen tragen, ihn aber nicht zu ehren wußten. Schon im Jahre 1813 ließ ein Neffe das Meiste aus dem Nachlasse des großen Mannes versteigern; Neger in Alexandria kauften die Kleider und trugen die dreieckigen Hüte des Generals. Der gegenwärtige Besitzer bietet von Zeit zu Zeit seine Sklaven zum Vermiethen oder zum Verkauf aus, etwa so, wie bis vor Kurzem russische Edelleute ihre Leibeigenen in Verding gaben. Washingtons Erbe lebt in ungünstigen Geldverhältnissen, und Mount Vernon war seit langer Zeit feil.

Unter dreißig Millionen Amerikanern war nicht ein einziger, der sich herbeigelassen hätte, Mount Vernon zu erwerben und dasselbe würdig herzustellen! Sie gaben Millionen für Missionen bei den Heiden, sie verwandten Hunderttausende, um den Pflanzern Sklaven zu rauben und diese in Canada der „Freiheit“, das heißt dem Elende und der Hülflosigkeit, zu überlassen; sie hielten Tausende und aber Tausende von Reden zu Ehren der Helden; sie steigerten die Bundeseinnahme bis auf die Summe von mehr als siebenzig Millionen jährlich; sie verschleuderten in gewissenloser und betrügerischer Weise Hunderte von Millionen; sie errichteten dem großen Mann in der nach ihm benannten Hauptstadt eine Denksäule, die noch heute ein unfertiger Rumpf ist und für welche man Gelder über Gelder vergeudete.

Aber an Mount Vernon dachten sie nicht; für diese geweihete Stätte hatten sie kein Geld und keine Pietät. Die Summen, welche sie alljährlich an Washingtons Geburtstage blos für Feuerwerke ausgaben, würden längst zum Ankaufe von Mount Vernon hingereicht haben. Weder einer von den tausend und aber tausend Parteidemagogen, die aus der Aufregung der Bürger ein politisches Kapital und aus aufgebauschtem Redensartenpatriotismus ein Gewerbe machen, noch sogenannte Staatsmänner im Kongreß, noch sogenannte Volksfreunde oder irgend eine Staatslegislatur, dachten daran, Mount Vernon in ein, Land und Volk und deren großen Mann ehrendes Nationaldenkmal umzuwandeln.

Diese Schmach ging einer Frau zu Charleston in Südcarolina tief zu Gemüthe, und sie hat wenigstens den Versuch gewagt, solchen Schimpf von der Nation abzuwälzen. Sie beschämte die Männer, indem sie sich an ihr eigenes Geschlecht wandte, und sie fand Anklang. So wurde eine Mount-Vernon-Genossenschaft gegründet, welche Geld sammelt, um für zweimalhunderttausend Dollars Grab und Wohnhaus zu erwerben. Sie hat sich das Kaufrecht durch eine Anzahlung von fünfzehntausend Dollars gesichert und ist auch von einigen wackeren Männern freigebig unterstützt worden. Aber man sammelt und sammelt seit nun drei Jahren, und inzwischen verfiel Mount Vernon mehr und mehr: während des rasenden Parteigewirres, das endlich zu blutigen Metzeleien und zum Bürgerkriege führte, hat man kaum noch an jene Ruine am Potomac gedacht.

Und wie steht es mit den Räumen, in denen einst Washington seine berühmte Abschiedsadresse an das Volk schrieb, jenes herrliche Denkmal seines hohen Sinnes, seiner staatsmännischen Weisheit und seiner patriotischen Befürchtungen?

Der Zugang ist eine Art von Wüstenei; man sieht nur Unkraut und Gestrüpp. Ueberall gewahrt man die Spuren der Vernachlässigung, nirgends ist nachgebessert worden, die Säulen drohen den Einsturz, das Pflaster in der Halle ist kaum noch zur Hälfte da; in dem sogenannten Konservatorium, in welchem 1832 eine Feuersbrunst Verwüstungen anrichtete, hat man noch nicht einmal Hand angelegt, um die Räume auch nur ordentlich zu säubern. Die Brandstätte ist geblieben. Garten und Felder befinden sich in völlig verwahrlosetem Zustande; am schmachvollsten bleibt aber, daß dem Mausoleum und dem Grabe nicht einmal jene Fürsorge gewidmet wurde, welche kein Geld kostet. Auch dort Verfall, Unkraut, Verödung. Die wackere Frau aus Südcarolina rief: „Es ist unsere Pflicht, diese geheiligte Stätte zu säubern, das Haus der Vernichtung zu entreißen, das Unkraut zu entfernen, Rasen zu legen, Bäume zu pflanzen, die wenigen, welche noch übrig und noch nicht unter der Axt gefallen sind, zu erhalten. Wir wollen das Innere wieder so herrichten, wie es bei Seinen Lebzeiten gewesen, einfach, sauber, schmucklos, denn das entspricht Seinem Wesen, welches die Pracht verschmähete. Und dann wollen wir Alles, was von Seinen verschleuderten Sachen im Land umher zerstreut ist, wieder sammeln und in diesen Räumen aufstellen. Vor Allem aber müssen wir das Grab so herrichten, daß es Seiner nicht länger unwürdig, nicht ferner eine brennende Schmach für uns sei! Und deshalb wenden wir uns an das Herz des Landes!"

Das „Herz des Landes" hat jedoch nur matt geschlagen; Mount Vernon liegt wüst nach wie vor. Die Amerikaner machen darüber dem Besitzer Vorwürfe, der ohne Zweifel uneingedenk der Pflichten ist, welche schon sein bloßer Name ihm auferlegt; die bei weitem größte Schuld fällt aber auf das Volk selbst, das weder Pietät bewiesen, noch seine Schuldigkeit gethan hat. Weshalb erwarb der Kongreß nicht das Landgut des verschuldeten Farmers als Nationaleigenthum?

Hervorragende Nordamerikaner haben ihrem Volke den völligen Mangel an Pietät zum Vorwurfe gemacht, welcher aus einer Verödung des Gemüthes entspringe und nahe an Barbarei streife. Mount Vernon gibt Zeugniß für die letztere. Kein geringerer Mann als Eduard Everett in Boston äußert darüber bittere Klagen. Die Yankees sind jahraus jahrein als neugierige Gaffer oder patriotische Pilger in unzähliger Menge nach jenem Hügel am Potomac geströmt und haben den Besitzer überlaufen. Mit jener zudringlichen Dreistigkeit, welche kennzeichnend für sie ist, drängen sie sich an das Grab und in das Haus, und Vielen sind die Rücksichten des Anstandes fremd. Alles, was nicht niet- und nagelfest erscheint, ist

unsicher, wenn es nicht unter Obhut gestellt wird; was sich nur abbrechen oder abschneiden ließ, das ist abgebrochen und abgeschnitten worden; sogar Sträucher an den Wegen und Pfähle vom Geländer des Hauses hat man abgerissen und fortgetragen. In einem Glasbehälter wird der Schlüssel zur pariser Zwingburg, der Bastille, verwahrt, welchen Lafayette seinem Freunde Washington als Andenken an ein folgenschweres Ereigniß geschenkt hatte. Vor einigen Jahren machte ein Yankee den Versuch, die Glasscheiben zu zerbrechen, um den Schlüssel zu stehlen. Das schöne marmorne Sims am Kamine im Speisezimmer, ein Ehrengeschenk aus London, ist zerschlagen, die einzelnen Stücke sind als sogenannte Reliquien fortgeschleppt; junge Magnolienstämme abgeknickt und als — Spazierstöcke mitgenommen worden.

Auch die neuengländische Spekulation, nicht minder barbarisch als der vandalische Yankeeismus vieler „patriotischen Pilger", hatte es auf Mount Vernon abgesehen. Sie wollte ein Raritätenkabinet, eine Art Museum in Barnums Style, neben dem Grabe Washingtons gründen, Koncerte veranstalten, Bälle geben, Trinkstuben einrichten, vielleicht auch Spielhöllen: der große Mann sollte als Werkzeug für den Humbug mißbraucht werden!

Ohne Georg Washington wäre es den Nordamerikanern schwerlich gelungen, ihre Unabhängigkeit zu erringen und ihre Freiheit zu sichern. Mit Recht bezeichnen sie ihn als ihren Schutzgeist. Aber bei seinen Lebzeiten haben sie im Kriege wie in der Politik ihm schwere Verlegenheit bereitet, und selbst ein so großer, in sich starker und gefesteter, muthiger und besonnener Charakter war oft nahe daran, zu verzweifeln und wurde von trüben Ahnungen überwältigt.

Während der beklagenswerthen Reaktion nach den Befreiungskriegen in Deutschland, als Tausende und Hunderttausende unserer Landsleute auf der andern Seite des Weltmeers eine neue und freie Heimat suchten, wurde es üblich, die nordamerikanische Union mit einem Strahlenkranze zu umgeben und Vergleiche anzustellen, welche nur vortheilhaft für die neue Welt ausfielen. Ein Mann wie Washington genügte allein, um seiner Schöpfung Glanz zu geben. Auch war in den jungen Republiken ein frisches Leben, ihr Wohlstand nahm in beispielloser Weise zu und hielt gleichen Schritt mit dem Anwachs der Bevölkerung. Nordamerika schwang sich binnen dreißig Jahren zu einer Großmacht empor. Vor etwa einem Menschenalter, unter Jacksons Präsidentschaft, erschienen ihre Zustände beneidenswerth, obwohl tiefer blickende Männer schon zu jener Zeit manche ernste Bedenken hegten. Diese waren nicht unbegründet, denn die innere Zersetzung hatte begonnen, die Entfremdung unter den Geistern war da, die Parteien arteten mehr und mehr aus, die Korruption fraß das Staatswesen der Union und ihrer einzelnen Bestandtheile an, und in den Aemterjägern und Politikern von Handwerk bildete sich eine Klasse von Demagogen

heran, durch welche in unseren Tagen die Union zu Grunde gerichtet worden ist.

Der Nimbus konnte nicht dauern, die nackten Thatsachen und die geschichtliche Wahrheit haben ihn verscheucht. Lange Zeit hat man die Pilgerväter, welche 1620 mit dem vielgepriesenen Schiffe „Maiblume" in Massachusetts landeten, als Vorkämpfer der Glaubensfreiheit und der Demokratie hingestellt; und doch wissen wir, daß sie finstere, beschränkte und verfolgungssüchtige Fanatiker waren, grausame und tyrannische Frömmler. Man bezeichnete als „Apostel der Freiheit" Menschen, welche Europa verlassen hatten, um ihre Kinder nicht mit geweihetem Wasser taufen, ihre Söhne oder Töchter nicht mit Ringen trauen, sich selber nicht mit dem Zeichen des Kreuzes begraben zu lassen. Sie richteten Quäker hin, weil diese nicht ihres Glaubens waren, sie schrieben vor, wie und was man essen und trinken dürfe, wie lang die Aermel an den Kleidern sein sollten. Sie hatten ein Spähérwesen, das alle Familienangelegenheiten kontrolirte und Aeltern öffentlich und schimpflich bestrafte, weil sie am Sabbath ihre Kinder küßten. Sie waren daneben geld- und rangsüchtig, und nie hat es Menschen gegeben, denen freie und freiheitliche Gesinnung so fern lag und so wildfremd war, wie jene im Herzen verödeten, vom Qualme dumpfen Wahnglaubens umnebelten vielgerühmten Pilgerväter.

Man hat die Kämpfer im Unabhängigkeitskriege nicht minder über Gebühr gepriesen. Gewiß haben Viele unter ihnen als tapfere und rechtschaffene Männer ihre Schuldigkeit gethan; wer aber Georg Washingtons hinterlassene Schriften und seinen Briefwechsel kennt, gewinnt einen sichern Einblick in die Verhältnisse jener Zeit. Kein anderer Mann ist so arg verleumdet, angegriffen und von seinen Zeit- und Streitgenossen so sehr verkannt worden, wie gerade er, der Retter. Dem eisernen Charakter war es nicht selten bang um's Herz. „Ich sehe", schreibt er, „überall Trägheit, Zügellosigkeit und Ausschreitungen der bedenklichsten Art; persönlicher Hader und Parteigezänk sind an der Tagesordnung. Das Volk ist schlaff, sein Eifer läßt nach." Die Revolutionssoldaten rissen schaarenweise aus und gingen zu den Engländern über, die Lieferanten betrogen schamlos; die Mannszucht war locker und konnte nur nothdürftig dadurch aufrecht erhalten werden, daß man die Unbotmäßigen auspeitschte oder todtschoß. Im Kongreß war die Zerrüttung nicht minder groß, und die Eifersucht zwischen dem Norden und dem Süden schon damals bedenklich. Washington selbst wurde ingrimmig angefeindet, und wohl hatte er Recht, die Bundesverfassung, welche endlich im Jahre 1789 zum Landesgesetz wurde, als ein Schmerzenskind zu bezeichnen. Er trat als erster Präsident an die Spitze der Union, wurde nach Ablauf von vier Jahren wieder gewählt und zog sich im März 1797 in's Privatleben zurück. Während seiner letzten Lebensjahre verweilte er auf Mount Vernon, wo er am 14. December 1799 seine edle Seele aushauchte.

In seiner berühmten Abschiedsadresse, diesem herrlichen Vermächtniß an sein Volk, hat er namentlich vor der Bildung solcher Parteien gewarnt, welche einen sektionellen Charakter tragen, nur Menschen in Einer geographischen Abtheilung des weit ausgedehnten Landes und Bundes umfassen; der große Wahrschauer wußte, daß sie die Union zu Grunde richten würden. Die böse Ahnung war nicht trügerisch. Sechsundfünfzig Jahre nach Washingtons Tode bildete sich eine sektionelle Partei im Norden, die sogenannte republikanische, im Gegensatz zu den südlichen, Sklaven haltenden Staaten, und rief hier als Gegensatz die Partei der Secessionisten in's Leben. Auch die große national=demokratische Partei zerfiel in eine nördliche und südliche Abtheilung, ein weiter Riß klaffte durch das Land, und das große Werk, welches der „Vater des Vaterlandes" mit so unsäglichen Mühen und Sorgen zum Abschluß gebracht, ist nun zerfallen.

Das nordamerikanische Volk artete, namentlich während der letzten zwanzig Jahre, mit einer Raschheit aus, die in uns nicht minder Staunen erregt, als die allgemeine politische und sittliche Verwilderung. Die Amerikaner selber mögen darüber Zeugniß abgeben, und wir lassen Stimmen reden, die sich in der Presse der republikanischen Partei im Frühlinge des Jahres 1861 erhoben. Auch zeugen der Zerfall der Union und die Wuth, mit welcher man in einen vernichtenden Bürgerkrieg stürmt, laut genug.

„Ist bei uns", so ruft eine Stimme, „der Name Politiker nicht etwa gleichbedeutend mit Demagog? Ziehen sich die letzten Ehrlichen nicht etwa in den deckenden Schatten des Privatlebens zurück, um ihre Hände in Unschuld zu waschen? Sind wir nicht in manchen großen Städten oftmals schon nahe daran gewesen, daß wohleingerichtete Banden von Raufbolden und Dieben die Herrschaft an sich rissen und alle ehrlichen Bürger zum unbedingten Gehorsam unter ihren Terrorismus zwangen? Sie ließen keinen Mann in ein Amt gelangen, wenn er nicht ihrer Bande angehörte oder sich zum völligen Werkzeuge derselben hergab. Und so ist es auch im Großen mit der Politik des ganzen Landes. Die Handwerkspolitiker leiten die Maschinerie von den Urwahlen bis in den Kongreß hinauf."

„Das Uebel steigerte sich schnell; es ist gleich empörend in allen Parteien."

„Der zukünftige Geschichtschreiber wird mit Staunen und Trauer die Krankheitssymptome unseres Staatskörpers verzeichnen und wird nicht umhin können, sie als bittere Warnung für alle nach Freiheit strebende Völker hinzustellen. Selten ist eine Katastrophe der Auflösung, der gänzlichen Ohnmacht, der Rathlosigkeit so plötzlich über ein Volk gekommen, wie jetzt über das amerikanische. Noch vor wenigen Monaten stand es in der vordersten Reihe unter den hoffnungsvollen Nationen, auch die kühnsten Pläne schienen sich zu verwirklichen, mit unbändigem Stolze blickte der amerikanische Bürger auf alle Völker herab, die unter weniger freien

Einrichtungen leben. Der Amerikaner hielt sich für eine Art Ausnahmewesen, für ein bevorzugtes Mitglied in der großen Menschenfamilie, dem Alles gelingen müsse, und bei welchem sogar die Fehler zu Quellen des Wohlstandes würden.

Eine Völkerwanderung ergoß sich wie eine befruchtende Fluth über das Land und lagerte ihre besten Kräfte an den äußersten Ufern des großen Stromes der Civilisation ab. Wie durch Zauberschlag verwandelten sich öde Wiesensteppen in freundliche Felder und Gärten, und aus dem Urwald erscholl das Echo der Artschläge. Von diesem reißenden Strome wurden eingeborene Spekulanten auf der Oberfläche getragen und mit fortgetrieben. Sie bereicherten sich an den Früchten der Arbeit jener fleißigen Einwanderer. Durch sie wurden viele Amerikaner reich. Wie im alten Rom mit reißender Schnelligkeit sich der Luxus steigerte, als die ungeheuern Schätze der eroberten Provinzen in die Hauptstadt flossen, so erhoben sich in den nordamerikanischen Städten die Prachtpaläste der plötzlich zu großem Reichthum gelangten Ländereispekulanten, der Bankiers, der Getreidemäkler und Goldgräber. Mit rasender Hast stürzten Alle, die Geld gemacht hatten, in die Arme eines zumeist lächerlichen Luxus, einer stupiden, oft thierischen Genußsucht, die nicht einmal durch Sinn für das Schöne einigermaßen veredelt wurde, denn dieser keimte nicht auf im Drang und im Jagen des Geschäftslebens. Der Werth des Menschen wird nur nach Einem Maßstabe bestimmt: nach dem Gelde, dem Besitz und dem Erfolg; alle andern Begriffe der Moral und der Mannesehre sind nicht vorhanden. Armuth ist Verbrechen, Reichthum ist Tugend. Mit dem Mangel an Achtung vor der Sittlichkeit wuchs die Unmoralität zu riesenhaften Verhältnissen empor; die öffentliche Meinung hegt keinen Abscheu mehr vor Betrug und Verbrechen. Oder ist es etwa nicht wahr, daß Menschen, welche das Volk um Millionen betrogen, oder Rebellion erregten und alle Gesetze mit Füßen traten, wie Märtyrer behandelt wurden? Wurde nicht die Flucht eines newyorker Postmeisters, der große Summen mit kaltem Vorbedacht veruntreuete, in einer Weise beschrieben, als ob es sich um die letzten Augenblicke eines Sokrates handle? Genießen nicht gemeine Mörder alle Ehren, bleiben sie nicht trotz alledem Mitglieder des Kongresses? Die Zeit ist aus den Angeln gegangen, das Volksbewußtsein hat seinen Halt verloren, Bürgertugend ist verschwunden."

Die politische Zerrüttung und die allgemeine Verderbniß im Staatswesen ist lediglich ein Reflex jener Unredlichkeit und grauenhaften allgemeinen Entsittlichung des Privatlebens. So ruft eine andere Stimme, gleichfalls aus dem republikanischen Feldlager: „diese Union gerieth in's Verderben, weil die Menschen eine schmutzige Selbstsucht zu ihrem Leitsterne machten, weil Alles zu einem großen Versteigerungsgeschäft der Schande und Sittenverderbniß geworden. Die äußere Form dieser Republik ist zusammengebrochen, und schon vorher zerbröckelte Stück für Stück ihrer

einzelnen Einrichtungen. Der ganze Raubbau ist nun eingestürzt; hin ist der Glanz, hin fast die Hoffnung. Unser scheinbares Glück war ein blindes, unorganisirtes Glück. Das ganze Volk hat die rechte Fährte verloren, jede Partei ist eine Schwindlersippschaft, jedes Urtheil und jede Ansicht ist käuflich. Es gibt weder für die Schurken am Ruder, noch für die Schurken, die an's Ruder wollen, eine Justiz, welche sie zu fürchten brauchen, und darum konnte alle sittliche Ordnung im Staatshaushalte umgestürzt werden, konnte eine ganze Regierungsmaschine mit ihren Räderwerken rückwärts und abwärts auf Verbrechen, Verrath und den Umsturz des Rechtszustandes hinarbeiten. Man stiehlt, verschenkt, verschleppt und verschleudert das öffentliche Leben: wer ein Amt hat, nimmt mehr, als ihm gebührt, die öffentliche Presse kennt keine Wahrheit mehr; je nach dem Interesse, welches sie verfolgt, färbt sie denselben Gegenstand weiß oder schwarz; auch sie hat sich, gleich dem souveränen Volke, die Willkür zum Gesetze gemacht, und als ihre höchste Doktrin gilt der Satz, daß es weder für das Volk, noch für die Presse ein Verbrechen gebe; die Verwilderung ist allgemein."

Solche Geständnisse kommen aus der gepreßten Seele von Männern, welchen es tief zu Gemüthe geht, daß ein großes freies Gemeinwesen, auf welches man auch in Europa mit froher Hoffnung hinblickte, sofort gänzlich ausartete, als es kaum in das Stadium einer Entwickelung zur Reife getreten war. Gewiß gibt es eine große Anzahl wackerer und rechtschaffener Bürger in Nordamerika, aber sie haben sich nicht zur Geltung bringen können; die gesunden Stämme und Früchte sind vom Unkraut und von Schmarotzerpflanzen überwuchert worden.

Der heillose Bürgerkrieg zeugt von der Heillosigkeit der bisherigen Zerrüttung aller staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse. Eine Partei sucht der andern die meiste Schuld aufzuwälzen; wer aber die Menschen und die Entwickelung der Dinge kennt, wird sagen, daß sie alle an frevelhafter Gewissenlosigkeit, Parteisucht, Unredlichkeit, Demagogenthum und Aemterjägerei mit einander wetteifern und alle zumal die Axt schwangen, um den Baum der Freiheit zu fällen. Ihr Werk ist vollbracht: die mächtige Eiche der Union liegt umgestürzt im Abgrund.

Die Nordamerikaner sollten über sich selber in Sack und Asche trauern, und wenn sie nach blutigem Bürgerkriege, was wir hoffen wollen, zur Erkenntniß ihrer Sünden gelangen, die Standbilder Washingtons mit Trauerflor umhüllen, und diesen erst abnehmen, wenn sie sich sagen können, daß sie des großen und edeln Patrioten, dessen Schöpfung sie durch Ruchlosigkeit zerstört haben, weniger unwürdig seien, als jetzt.

Schloß Wallsee in Oesterreich.

In England ist die Zeit eine Rente, ein Schatz, eine kostbare Waare. Man geizt dort nicht mit dem Gelde, man geizt mit den Stunden. Die Geschäfte wie das Vergnügen tragen den Stempel der Eile. Die englische Sprache selbst ist auf Zeitersparniß eingerichtet; denn in seiner Aussprache verschluckt der Engländer gleichsam die Buchstaben und lispelt nur die Worte. „Ist es ein Wunder," bemerkt der scharfsinnige Voltaire, „daß die Engländer die andern Nationen überflügeln? Sie ersparen am Sprechen mindestens zwei Stunden täglich, und diese, der Arbeit gewonnen, machen sie zum reichsten Volke und zu Gebietern der Welt!"

Ganz anders ist es in Oesterreich. In diesem von der Natur so gesegneten Lande, dessen Kapital so unerschöpflich ist, wie seine Volkskraft unverwüstlich, ist das Leben noch nicht zur Rennbahn geworden, auf welcher ohne Hatz und Schweiß kein Ziel zu erringen ist und wo jedes Stillstehen einer verlorenen Partie gleichkommt. In Oesterreich sind noch Behaglichkeit und Ruhe zu Hause und selbst die Gewerbe und der Handel, der Fleiß und die Spekulation schreiten dort geräuschlos und gemessenen Schritts voran, und gelangen demungeachtet zu tüchtigen und entfernten Zielen. Dies ruhige Vorwärtsschreiten drückt sich in den Verhältnissen des Staats, des Volks und des Landes aus. Es gönnt dem Alten neben dem Neuen sein Recht und seinen Platz.

Selbst die Wohnsitze der Großen geben nicht selten zu der Wahrheit dieser Bemerkung Belege und manche Anlage bestätigt sie, wo Geschmack und Reichthum mit einander wetteifern, Prächtiges zu schaffen. Nirgends so häufig als in Oesterreich sieht man des Alterthums graue, modernde Ruinen neben den Schlössern der Neuzeit, und was die Ehrfurcht gewaltsam zu entfernen sich scheut, wird oft mit Vorliebe gepflegt. Ein Beispiel davon gibt das reizende Bild Wallsee's. Umgeben von neuen glänzenden Prachtgebäuden, steht hier der umrankte, uralte Thurm der Ahnenburg mit seinem grauen Haupte, wie ein Großvater im Kreise blühender Kinder und Enkel.

Schloß Wallsee gilt als der prächtigste Edelsitz von Linz bis nach Mölk hinab. Er steht auf einem Felshügel, an dem die Donau mit gewaltigem Stoße ihre schäumenden Wogen bricht. Seine Lage ist entzückend. Von der Gallerie des hohen Schloßthurms übersieht man das



SCHLOSS WALSEE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger



Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

MORTOLE
(Piemont)

Eigenthum d. Verleger.

Donauthal mit seinen Auen, Ortschaften, Schlössern und Klöstern bis Linz, dessen Thürme in grauer Nebelferne die Aussicht begrenzen. Das Schloß ist neu; aber die Burg, die hier gestanden, ist eine der ältesten Oesterreichs. Von ihr ist noch jener runde Thurm übrig, der wohnlich eingerichtet ist. Hier hauste die ritterliche Familie Wallsee, welche im sechzehnten Jahrhundert ausstarb, worauf ihre Besitzungen an das Haus Oesterreich fielen. Kaiser Maximilian machte das Schloß zu seiner gelegentlichen Sommerresidenz, bis er es der Familie Reichenberg schenkte. Im vorigen Jahrhundert kam es an die gräfliche Familie Daun, und der Marschall, der berühmte Fabius Cunctator des siebenjährigen Kriegs, verlebte hier, in stiller Zurückgezogenheit, seine letzten Jahre. Gegenwärtig ist Wallsee das Eigenthum der Grafen von Wimpfen, die viel auf seine Verschönerung verwendeten.

Mertola an dem genuesischen Gestade.

Die Straße an der Meerküste, auf der die Legionen der Welteroberer von Italien nach Gallien zogen, war in der barbarischen Zeit in Verfall gerathen und weder im Mittelalter, noch in der Neuzeit irgend etwas für ihre Herstellung geschehen. Um von Nizza nach Genua zu gelangen, mußte man entweder den großen Umweg über den Simplon und über den Cenis nehmen, oder sich bequemen, den elenden und unbequemen Saumweg einzuschlagen, der, nur für Maulthiere gangbar, an dem Gestade hinführte, auf dem jedoch im Winter und nach Gewitterregen öfters gar kein Fortkommen war. Dies hat sich geändert. Schon Napoleon entwarf den kühnen Plan zum Bau einer Straße ersten Rangs von Nizza nach Genua, und er ließ denselben noch in den letzten Jahren seiner Regierung beginnen. Nach seinem Sturz blieb er liegen, und erst in späterer Zeit wurde er wieder aufgenommen und zu Ende geführt. Der Weg ist jetzt die Krone der Alpenstraßen. Es ist ein Werk, dem alten römischen gleich, dessen Trümmer streckenweise für den Neubau benutzt worden sind. Entzückend ist es, auf dieser Straße, den hohen Felsküsten entlang, um die Vorgebirge und Landzungen herum über Abgründe und Wasserstürze,

oft auf Viadukten, oft auf hochgewölbten Brücken, hoch über die herrlichsten Gegenden hin, umkreist von den Adlern des Jupiters, an einem hellen Sonntagmorgen zu ziehen, begegnet von den Schaaren festlich geschmückter Landleute, welche zur Kirche gehen, und begrüßt von den Glocken und Gesängen, die aus Städten und Dörfern die Tiefe herauf, oder aus den Klöstern und Abteien herüber tönen, welche auf den Höhen im jungen Sonnenlichte prangen. Die Landschaften sind die prächtigsten Piemonts. Vom milden Himmel des Südens gesegnet, von den reinsten Lüften angehaucht, trägt ihr Pflanzenwuchs tropische Form und Fülle, und eine sorgfältige Kultur lohnt den Fleiß der Menschen reichlich. Rechts in der Tiefe erschaut man das tiefblaue Meer, beständig von zahllosen Fischerfahrzeugen, Dampfern und größeren Segelschiffen belebt; links die prächtigen Berge, die bald in Terrassen über einander gemächlich aufsteigen, bald jählings emporschießen bis zu den mit ewigem Eise bedeckten Domen der Alpen, und zuweilen durch breite Thäler Blicke in die Ferne öffnen, wo kühn geschwungene Linien die mannigfaltigsten Physiognomien zeichnen, bald ernsten, bald anmuthigen Styls, wie die Werke dorischer und jonischer Kunst. Dann und wann flammen und leuchten die beeiseten Gipfel im goldigen Morgenlicht wie Kandelaber der Götter. Bengalisches Feuer scheint auf den Firnen angezündet, die Berge athmen, die rosigen Nebel strömen aus ihrem Munde und flattern über die Straße dem Meere zu, wo sie im Aether sich auflösen oder ihren Schleier hinabsenken, um des Oceans Angesicht zu verhüllen. Selig Der, welcher einen solchen Sommer-Reisetag erlebt: er löscht nie aus seinem Gedächtniß.

Bei Mertola, einem Flecken am Wege von Nizza nach Genua, ist eine der entzückendsten Aussichten der ganzen Route, und durch ihre sehr treue Darstellung haben sich Zeichner wie Stecher Lob verdient. Von einem weit in's Meer ausbiegenden Kap übersieht man auf diesem Punkte eine weite Strecke der Küste mit ihren Aus- und Einbiegungen, und eine Fülle von Contouren der anmuthigsten Landschaften. Auf einigen Höhen stehen Schlösser und Klöster, auf andern Ruinen aus alten und mittleren Zeiten, die den Gedanken aufstacheln und an den Gang des Schicksals in diesen geschichtlich so reichen Gegenden erinnern. Die Straße naht mehreren Stellen, wo Tempel und Triumphbögen gestanden. Man sieht da und dort Substruktionen aus dem Boden ragen; man sieht einen römischen Thurm, oder das Fragment einer Säule, oder eines Architravs, umgeben von der ernsten Ruhe und dem majestätischen Schweigen der Natur, oder umrankt von Schlinggewächsen, deren Blüthenbüschel die Lüfte würzen. — Unfern von Mertola sind tiefe Grotten in das Felsgestade gegraben, in welchen man antike Gräber vorfand, vielleicht die Necropolis einer alten Stadt, von der, in den Wogen der Zeit, selbst der Name verschollen ist.



Bibliograph. Institut

Hildburghausen

PRAG

Prag.

Für jede Nation kommt eine Zeit, in welcher sie an ihre Stellung zur gesammten Menschheit erinnert wird. Die vorgeschrittenen Geister, die denkenden und welterfahrenen, formen zuerst aus einer Vergleichung mit fremden Volkscharakteren das Bild ihrer eigenen Nation, zu welchem Stolz und Selbstüberschätzung nur zu häufig die Hand führen.

Ist die ideale Figur der Nation fertig, so ist die zweite Sorge die Ausarbeitung der Rolle, die sie in der Welt zu spielen haben soll. Jedes Volk hält solch eine Rolle fest wie ein Ehrenkleinod, und in jede hat die menschliche Eitelkeit den Beruf zur Belehrung, Bekehrung, Führung oder Beherrschung der anderen Nationen einzuschmuggeln gewußt.

Diese Berufsseligkeit erfüllt insbesondere alle europäischen Nationen, von den romanischen am hervorstechendsten die Franzosen, von den germanischen die Deutschen; den Slaven dagegen ist von ihren leitenden Geistern die große Aufgabe gestellt: „die beiden gegensätzlichen Elemente europäischer Civilisation, die griechischen und lateinischen, die morgenländischen und abendländischen, zu verschmelzen," oder, wie die kirchliche Auffassung der Aufgabe lautet: „eine Vereinigung der christlichen Staaten auf der Grundlage einer völligen internationalen Gleichheit anzubahnen." Die Einheit dieser Tendenz des Slavismus zeigt sich vor Allem in der Literatur, welche natürlich die Hauptarbeit beim Aufbau dieses slavischen Jerusalems der Zukunft auf sich genommen hat. Von den vier slavischen Schwesterliteraturen, behauptet Einer der leitenden Geister derselben, von der russischen, der polnischen, der illyro-serbischen und der czechischen, sei jede für sich allein und vollständig. Während die eine schlafe, arbeite die andere; gehe die eine zurück, so schreite die andere vor; was die eine nicht vermöge, wisse die andere zu vollbringen. In ihrer Gesammtheit aufgefaßt, bildeten sie dagegen eine Welt voll göttlichen Einklangs; dieser Einklang breche jedoch plötzlich in einem Mißton ab, wenn man sich in den abgeschlossenen Kreis einer einzelnen Nationalität bannen wolle. — Man ersieht aus diesen Lehren, wie eifrig der Panslavismus schon in seiner Literaturgeschichte dafür sorgt, daß kein einziger slavischer Volksstamm an eine staatliche Selbständigkeit der glorreichen Zukunft für sich allein denke, sondern daß alle Zukunftsgedanken in der siegreichen Einheit des Slaventhums aufgehen.

Um aber jedem der vier genannten Slavenstämme, die sich selbst als „Mittelglieder zwischen dem kindischen Morgenlande und der altersschwachen Civilisation des Abendlandes" bezeichnen, einen würdigen Antheil an der gemeinsamen Aufgabe zu geben, sind die Rollen in folgender Weise vertheilt: dem monarchischen Rußland das Schwert und die Disciplin, dem enthusiastischen Polen die Initiative in der Aktion und edle Sitte, dem illyro-serbischen Volk die Pflege des Familien- und Gemeindelebens und dem gelehrten Böhmen die Wissenschaft.

Von diesen vier Stämmen traten nur die drei erstern mit Ansprüchen auf staatliche Selbständigkeit auf, während alle übrigen Slaven die Erfüllung ihres großen Zukunftstraums mehr und mehr in Rußland suchen, namentlich die Südslaven, die Illyro-Serbier, die unter habsburgischem und osmanischem Scepter zunächst nach nationaler Befreiung streben.

Anders verhielt es sich in dieser Beziehung mit den Czechen Böhmens.

Dem Lande Böhmen hat die Natur selbst die Schranken staatlicher Ausdehnung gesetzt in dem Gebirgsgürtel, der es von allen Seiten gleich Festungswerken umschließt. Was jenseits dieser Bergmauern durch das Schwert erworben wurde, war auswärtiges Gut, das nie zu festem Zusammenhalt mit dem Hauptkörper gedieh. Innerhalb dieser Grenzen aber konnte, schon wegen deren Beschränktheit, nie eine einflußreiche politische Macht sich entwickeln, und je mächtiger die Nachbarreiche wurden, desto mehr blieb Böhmen auf eine untergeordnete und endlich auf eine abhängige Stellung beschränkt.

Die Leser wissen, daß als erster historischer König in Böhmen der Markomanne Marbod gilt, dem die Römer diese Bezeichnung beilegten. Später waren nach einander Longobarden, Thüringer und Franken Herren des Landes. Unter den Letzteren wurde der Grund zur Slavenherrschaft in Böhmen gelegt. Das Land war entvölkert; um aber steigenden Nutzen aus demselben zu ziehen, beförderten die fränkischen Herren die Niederlassung von Kolonisten gegen jährlichen Tribut. In der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts faßte auf diese Weise hier das Volk der Czechen festen Fuß, die ihren Namen von ihrem ersten, aber fabelhaften Führer Czech erhalten haben sollen. Dieses Völkchen gewann eine so üppige Verbreitung, daß es nach und nach alle übrigen slavischen Stammverwandten in sich aufnahm und das ehedem deutsche Böhmen in ein Czechenland umwandelte.

Wenn der Czeche die Blüthe seiner nationalen Herrlichkeit sucht, so geht er bis in seine älteste Geschichte, bis in die Zeit des 7. bis 9. Jahrhunderts zurück, wo Samo, der Held, das Land von der Knechtschaft der Avaren befreite und ein Reich gründete, das sogar den Frankenkönigen Besorgniß einflößte; wo Krok, der weise Richter, das Volk beglückte, und

wo seine schöne Tochter Libussa, mit dem Bauern Przemysl vermählt, die Gründerin von Prag und die Ahnfrau des prager Herzogsgeschlechts wurde, das bis 1306 regierte. Aus jenen Tagen erfreut der böhmische Mägdekrieg noch heute das sinnige Volk, und die Geschichte erzählt glänzende Heldenthaten aus dem Kampfe der Czechenherzoge gegen die Kaiser Karl und Ludwig. Dann aber fiel Böhmen in Abhängigkeit von dem großmährischen Könige Swatopluk (Zwentibold), und als dessen Reich durch die Ungarn gestürzt wurde, traten des ersten christlichen Böhmenherzogs Borziwoi Söhne, Spitignew und Wratislav, am 15. Juli 895 freiwillig in den deutschen Reichsverband.

Die Nachfolger Borziwoi's regierten das Land als Herzoge unter deutscher Hoheit bis zum Jahre 1197, wo mit Przemysl Ottokar I., nachdem Böhmens Macht durch die zahlreiche Nachkommenschaft des alten Herrscherhauses, die sich unaufhörlich um den schwankenden Thron stritt, sehr tief gesunken war, die schon von Kaiser Friedrich I. gewährte böhmische Königswürde erblich wurde. Unter den Przemysliden nahm noch einmal Böhmen den Aufschwung zu einer europäischen Macht, denn es gelang dem Könige Przemysl Ottokar II., der von 1253—78 regierte, durch Erbschaft und Eroberung die böhmische Herrschaft auszudehnen über Mähren, die Lausitz, Schlesien, Oesterreich, Kärnthen, Krain, Friaul und sogar einen Theil Polens und Preußens, so daß sein Scepter von den Lagunen der Adria bis zu den Dünen der Ostsee reichte. Dieses große Reich zerrann, wie es gewonnen war, und als mit Wenzel III. am 4. August 1306 der Mannsstamm der Przemysliden erlosch, blieb diesem ganzen Königthume kein anderer Nachruhm, als daß rohe Gewalt und Willkürherrschaft der Fürsten, Anmaßungen des Adels, der Priester und Mönche, Bedrückung und Armuth der leibeigenen Landleute, Haß gegen die Deutschen, eine barbarische Rechtsverfassung und ein sklavisches Unterthanenverhältniß die Grundzüge in dem düstern Gemälde jener Zeit bildeten. — Aber trotz all dieser Schatten bewahrt der Czeche aus jener Zeit ein lebendes Licht: in den Nationalgesängen, die der Stolz des großen böhmischen Namens jener Machtepoche hervorrief.

Von jetzt an ward Böhmen ein Wahlreich und öffnete sich dem deutschen Einfluß unter seinen meist deutschen Herrschern so vollkommen, daß selbst Prags Stadtrechte im Jahre 1341 in deutscher Sprache abgefaßt wurden. In dieser Zeit gedieh es zugleich zu seinem höchsten Glanz, unter König Karl I., der als deutscher Kaiser Karl IV. von 1346—78 regierte. Er gründete im Jahre 1348 die erste deutsche Universität zu Prag, erhob Böhmen zum Mittelpunkt des gebildeten Deutschlands, belebte durch weise Einrichtungen Handel, Gewerbe und Landbau, gab den Künsten neuen Aufschwung, durch die er sein Prag zur schönsten Stadt des Reichs umwandelte, und legte durchweg den Grund zu der nationalen Blüthe, welche diese Periode (bis zur Schlacht am weißen Berge und dem gänzlichen Er=

löschen der böhmischen Wahlfreiheit) als das herrschende Zeitalter der czechischen Literatur bezeichnet. Böhmens ganzes geistiges Streben war in seinem Huß verkörpert, der nicht nur der Reformator Böhmens war, sondern mit dem auch (wie bei den Deutschen mit Luther) eine neue Aera der czechischen Nationalliteratur beginnt.

Böhmen sah darauf auch die Jagellonen auf seinem Throne und ging nach deren Erlöschen für immer an Oesterreich über, mit dem es um des Glaubens willen fortan in unaufhörlichem Kampfe lag, bis es, trotz des böhmischen Majestätsbriefs, in Folge des kaiserlichen Siegs am weißen Berge seine gesammten Freiheiten und endlich in Folge des 30jährigen Kriegs Alles verlor, was eines Volkes Geist aus der Tiefe des Unglücks erheben kann. Kaiser Ferdinand ward zum Würgengel Böhmens. Er verwandelte das blühende, freie Wahlreich von vier Millionen Bewohnern, von denen drei Viertheile Protestanten waren, in ein rein monarchisches und katholisches Erbreich, führte die Jesuiten zurück, vertrieb 36,000 protestantische Familien des Landes und konnte sich auf dem Sterbebette der Thatsache erfreuen, daß von jenen vier Millionen Böhmen des Jahres 1618 schon im Jahre 1637 nur noch 780,000 übrig waren, die ihm ihren Fluch nachrufen konnten. Die Blüthe des Nationalgeistes, die Literatur, wurde vollständig geknickt. Unter den Vertriebenen, Hingerichteten, Eingekerkerten befanden sich auch die geistreichsten Schriftsteller der Czechen. An die Stellen all dieser Lehrer, Priester und Beamten kamen nun italienische, niederländische, spanische und irländische Glücksritter, von welchen jede nationale Aeußerung des Volks mit Hohn überschüttet ward. Dazu begann die Vernichtung aller als der Ketzerei verdächtigen, in czechischer Sprache gedruckten Bücher, die bis fast an das Ende des 18. Jahrhunderts währte, denn noch im Jahre 1760 konnte ein Jesuit, Ant. Konias, sich rühmen, allein 60,000 böhmische Bücher verbrannt zu haben. Unschätzbare Geistesgüter der Nation gingen dadurch für immer verloren, während auch für den Weiterbau der czechischen Literatur Grund und Boden verwüstet wurde, denn im Jahre 1774 erschien ein kaiserliches Hofdekret, welches fortan in ganz Böhmen deutsche Schulen einführte und künftig keinem Böhmen in seiner Muttersprache mehr, als höchstens Lesen, Schreiben, Rechnen und den Katechismus zu lernen vergönnte.

Da erbarmten sich edle hochstehende Patrioten dieses verwilderten Brachfeldes der nationalen Literatur, und unter Kaiser Josephs aufmunternder Fürsorge wachte selbst in dem schwer darniedergebeugten Böhmenvolke die schlummernde Vaterlandsliebe von Neuem auf, und seine Nachfolger entzogen dieser Pflege ihre Hand nicht wieder. Im Jahre 1793 wurde ein Lehrstuhl der czechischen Sprache und Literatur an der Universität Prag errichtet, in Preßburg erstand 1803 ein Institut der czechisch-slowakischen Literatur, und auf dem ständischen Theater zu Prag trat schon seit 1786 die czechische Muse wieder im Mutterlaute vor ihrem Volke auf.

Noch bedeutungsvoller war die 1822 vollbrachte Gründung eines Nationalmuseums in Prag, aus welchem 1831 ein Komité zur wissenschaftlichen Pflege der czechischen Sprache und Literatur hervorging.

Wir haben unseren Lesern hiermit gezeigt, auf welchem Wege die Czechen Böhmens zu der Rolle gelangt sind, welche der Slavismus ihnen zuerkennt: ihr Wirken für die slavische Gesammtheit auf dem Felde der Wissenschaft, mehr als auf dem der Politik; und wir finden sogar die Czechen gerechtfertigt gegen die vorwurfsvolle Charakteristik, welche ein Ultraslavist von ihnen mit den Worten gibt: „Der spekulative böhmische Patriot verläuft sich in den Irrgängen der Abstraktion. Sein höchstes Glück wäre, mit den Ablegern der Matiza ceska („der böhmische Bienenkorb", Name der prager Universität) alle Akademien Europa's und der Welt zu besetzen. Man lasse ihm seine rückwärts schauenden gelehrten Arbeiten, mehr verlangt er nicht. Die Nationalität ist für ihn die Sprache und ihr ungebundener Gebrauch, unbeschränkte Freiheit der Presse, des Wortes, der Industrie, der Person; die Nationalität in ihrer politischen Stellung — die schlägt der Böhme sehr wohlfeil los." Der Deutsche braucht nur sich selbst zu prüfen, um einen solchen Ausspruch zu verstehen und gerecht zu würdigen. Die Deutschen heißen bei den übrigen germanischen und den romanischen Stämmen „das Volk der Denker," dessen politische Rolle man nicht beneidenswerth, aber so, wie sie ist, auch ganz in der Ordnung findet. Daher die kopfschüttelnde Verwunderung des Auslandes über das plötzliche anspruchsvolle Aufbegehren der Deutschen als Nation. Dieselbe Erscheinung macht sich in Böhmen kund, und sie ist es, welche in der neuesten Entwickelung des Staats- und Völkerlebens in Central-Europa dem Lande Böhmen eine in nationaler Beziehung schwankende, in politischer Beziehung falsche Stellung gegeben hat.

Die magyarisch-slavische Erhebung in Oesterreich, die seit drei Jahren in so friedlicher und würdiger Weise begann, hat auch Böhmen und Mähren mit in ihren Kreis gezogen. So lange die Anforderungen des Böhmenvolks an den Thron rein politischer Natur blieben, konnte man sich in Deutschland ihrer nur freuen, wie über jeden Fortschritt eines deutschen Volkstheils zur Freiheit. Sobald jedoch der slavische Zusammenhang Böhmens betont und eine slavische Stimme im Reichstage zu Wien von ihm begehrt wurde, sobald die Slavenpartei ganz ignorirte, daß ein Drittheil der Bevölkerung Böhmens deutsch sei, und das Land zum deutschen Bunde gehöre, mußte von deutscher Seite solchem panslavistischen Treiben ein Halt zugerufen werden. Die österreichische Regierung selbst ist dergestalt von dem nationalen Durcheinander in ihrem Reich geblendet, daß sie von den fünf Gruppen bei der Reichstagsvertretung Böhmen und Mähren nicht zur deutschen Gruppe, sondern mit Galizien verbunden hat.

Erfreuen wir uns indeß der Aussicht, daß die Nation selbst die Zügel

ihres Geschicks mehr und mehr in die Hand nehmen werde, und sie wird die Grenzen ihrer Macht mit festerem Griffel ziehen und der Welt beweisen, daß sie des nahen tausendjährigen Jubelfestes der Vereinigung Böhmens mit Deutschland eingedenk ist.

Vor mehr als anderthalb Jahrzehnten hat das Universum eine Schilderung der alten Königsstadt Prag zu dem Bilde vom großen Ring gebracht: Damals gewährte sie das Bild einer stillen, verblichenen Größe, die der Reisende ihrer historischen Denkwürdigkeiten wegen besuchte, deren wahrhaft königlich gelegenes Schloß er bewunderte, in deren alten Kirchen er den klassischen Boden der jahrhundertlangen Glaubenskämpfe betrat, an deren herrlicher Lage er sich erfreute und an die er keine weiteren Ansprüche einer Hauptstadt in unserem Sinn, geselliger Genüsse, modernen Lebens und Treibens, zu stellen gewohnt war. Dem geselligen Leben insbesondere vermochte nicht der Fremde allein, sondern auch der Einheimische keine besonders fesselnde Seite abzugewinnen. Der schroffe Gegenüberstand der beiden nationalen Parteien — der Czechen und Deutschen — trug das Seinige dazu bei, um der stillen, fast möchte man sagen, reglosen Stadt auch noch den Stempel einer höchst unerquicklichen, blos von dem dumpfen Drucke strengster polizeilicher Niederhaltung verhüllten innern Zerklüftung aufzuprägen. — Wer mit dieser Vorstellung Prag jetzt wiedersieht, kann sich eines Erstaunens nicht erwehren, sowohl über die äußerlichen Umwandlungen, wie über den geistigen Umschwung, welcher über die alte Böhmenstadt in so kurzer Frist gekommen ist.

Nachdem sich schon vor langen Jahrhunderten der Schwerpunkt Prags von den unbequemen, nur mühsam zugänglichen Höhen zuerst des Wyssehrads und dann des Hradschins an die flachen Ufer des Stromes hinabgezogen und sich an diesen die belebten Straßen und Plätze der heutigen Alt- und Neustadt erhoben hatten, sind es auch in der jüngsten Gegenwart wieder die eben gelegenen Partien der Stadt, in welchen sich der umschaffende Geist der neuen Zeit kundgibt. Trotz des Hofhalts des alten Kaisers Ferdinand steht der Hradschin mit dem weitläufigen Königsschlosse und den zahlreichen Palästen, die sich um dieses, wie einst ihre Erbauer um den Thron ihres Herrn, in dichtem Kreise reihen, vom großen Leben abgeschlossen, vereinsamt und fast lautlos da. Nur eben dieser Stille und der billigeren Miethpreise wegen nimmt man hier Wohnung. Der moderne Verschönerungssinn und die moderne Industrie meidet diese Stadttheile und schafft um so rüstiger jenseits des Stroms, in dem Schwerpunkt des Prag von heute, und zwar eben desselben, welches unser Bild, von der Hradschinhöhe aus aufgenommen, darstellt. Ganze Straßen uralten Angedenkens, noch aus den Zeiten der drei Wenceslave her, haben hier weichen müssen, um einem freien, luftigen Quai Platz zu machen, an dessen granitnem Damme die Wellen der Moldau branden, während seine breite Esplanade nächst dem Stromrande eine schattige Baumreihe ziert,

eine Lieblingspromenade der Prager. Eine Reihe durch ihre Größe stattlicher, aber leider fast ohne allen feineren architektonischen Sinn ausgeführter Wohnhäuser nimmt die Landseite dieses Quai's ein. Von ihm aus genießt das Auge gegen Süden hin eine stundenweite Aussicht über das Moldauthal und über das ganze Schloß und die Kleinseite und somit eines der herrlichsten Städtebilder der Welt. In unmittelbarem Zusammenhange mit dem Quai steht die neue Kettenbrücke, welche, in vier granitnen Pfeilern hängend und über die Schützeninsel hinweggespannt, die Neustadt mit der Kleinseite verbindet und dadurch dem Verkehr zwischen den beiden Stadttheilen, der früher auf die berühmte prachtvolle steinerne Brücke Karls IV. beschränkt war, eine außerordentliche Förderung gewährt. Die umfassendsten Neubauten jedoch erwuchsen für Prag in Folge des Aufschwungs, den seine Industrie und seine Eisenbahnverbindungen zugleich nahmen. Schon seit mehren Jahrzehnten war im Osten der Altstadt, längs des flachen, dem Verkehr durchaus günstigern rechten Moldauufers eine neue Vorstadt entstanden, die nach des Kaisers Franz I. letzter Gemahlin den Namen Karolinenthal erhielt. Ein großer Theil der fabrikmäßigen Industrie hat sich hier niedergelassen, und als vollends das erste Lokomotiv, das Prag sah, unmittelbar an den Häusern dieses Orts vorüberbrauste, ja, bei der spätern Fortsetzung der Bahn gegen den Norden Böhmens und Sachsen ein prachtvoller Viadukt seine kühnen Bogen über die Dächer dieser Häuser hinwegspannte, gewann Karolinenthal die Bedeutung eines integrirenden Theils der Stadt selbst, für deren Handel und Transit es nun auch zum großen Theil der Stapel- und Lagerplatz ist. Im Jahre 1857 war die böhmische Westbahn, die Bahn, welche Prag mit dem Südwesten Deutschlands und mit Paris in kürzester Linie verbinden soll, und der Platz für den westlichen prager Bahnhof, am linken Moldauufer kaum abgesteckt, und schon sahen wir, in richtiger Vorerwägung der außerordentlichen neuen Vortheile, welche diese Verbindung mit sich bringen muß, jenseits der Kettenbrücke und außerhalb des ihr zunächst gelegenen Thores, an der Stelle des noch vor wenigen Jahrzehnten ganz unansehnlichen Dorfes Sinichow eine ganz neue Industriestadt sich erheben, die damals schon gegen 8000 Einwohner zählte und, wenn die ganze westliche Bahn erst einmal im Gange ist, das zweite Emporium Prags zu werden verspricht.

Zeugt schon diese Masse von Um-, Neu- und Anbauten Prags für sein rühriges Emporarbeiten aus seiner ehemaligen fast bewegungslos hindämmernden Unthätigkeit, so wird der Fremde, der es heute wiedersieht, die vielfachen Beweise dieses Umschwungs, die seinem Auge auch in dem Innern der Stadt, in den Straßen, auf den Plätzen, ja in den Häusern selbst und in den neuerschlossenen Beziehungen des Lebens und der Bestrebsamkeit allenthalben entgegentreten, kaum minder überraschend finden. Es beweist ihm dies schon der erste Blick in die jetzigen Hotels und Kaffee-

häuser, sowie auf den zur Schau gestellten und getragenen Luxus, vor dessen lockendem Glanz die alten Prager sicherlich mit wahrer Sündenscheu zurückgeschauert haben würden.

Wir können von dem schönen Prag nicht scheiden, ohne den Wunsch auszusprechen, daß die ultraslavistischen Führer des Czechenthums beherzigen möchten, wie wenig sie dem wahren Heile Böhmens zu Gunsten arbeiten, wenn sie den Sporn ihres Treibens lediglich im Haß gegen die Deutschen finden. Das wahre Wohl und die Quelle jedes Volkswohlstands hängt heute von dem großen Verkehr ab; der große Verkehr ist der natürliche Feind aller partikularistischen Besonderheiten, mögen sie staatlich oder national sein, er steht nur fest bei den großen von Welthandel und Weltindustrie gehobenen Nationen, und darum können kleine Nationalitäten nur im Anschluß an große am allgemeinen Fortschritt Theil haben. Niemand soll dem czechischen Geiste wehren, am großen Bau des Menschenthums in seiner Weise mitzuwirken; sei die Wissenschaft fort und fort seine Lust und der Dienst des Schönen seine Freude, beides ist kosmopolitischer Natur; die Politik stellt andere Anforderungen an den Verstand der Volksführer, und ihnen rufen wir zu, daß, so wahr Böhmen deutscher Boden war, ehe Czechen dort den Acker pflügten, so wahr deutsche Kultur es ist, an der selbst das Slaventhum dort sich erst emporrankte, und so wahr Böhmens Verbindung mit Deutschland eine tausendjährige ist, gleiche Schicksale Deutsche und Böhmen seit tausend Jahren zusammengekettet haben, ebenso wahr wird nur durch den engsten Verband mit der deutschen Nation das Land und das Volk Böhmens das wahre Heil seiner Zukunft erringen und sichern.

Rustschuk.

Wer eine der türkischen Donaufestungen von Belgrad bis Braila gesehen hat, hat sie alle gesehen. Wer sich aber die Mühe nahm, jede besonders zu betrachten, konnte — wenigstens vor dem türkisch-westmächtischen Krieg gegen Rußland — in jeder einzelnen das Bild des osmanischen Reichs wieder finden, das Bild des gewesenen Kriegerstaats:



Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

RUSCHTSCHUK

(IN BULGARIEN)

Eigenthum d. Verleger.

ungeheuere Kanonenmassen mit verfaulten Lafetten auf wankenden Wällen. Nur von Außen und besonders von Weitem macht jede dieser Städte einen imponirenden Eindruck. So auch Rustschuk. Von Silistria heraufkommend, wendet man den Blick von der Gegend, wo die Stadt ihre Kuppeln, Thürme und Minarets über die blendendweißen Mauern emporhebt, ungern ab und nach der anderen Seite des Stroms hinüber, wo, jenseits einer Donauinsel, an einem schlammigen Kanal, Giurgewo hinter den Resten einiger alter Festungswerke steckt. Je mehr man sich dem schönen, in gewisser Entfernung wahrhaft reizenden Bilde nähert, desto mehr verliert es. Es ist Dekorationsmalerei mit gröbstem Pinsel. Nur von Weitem sollte man vorüber kommen, denn, sagt ein reisender Militär, „was dem Laienauge als gesunder Zustand dort erscheint, ist nur Tünche, welche den inneren Moder zudeckt" — und innen ist's fürchterlich. Da theilen sich Schmutz und Staub in die Herrschaft der Straßen, jener in der inneren Stadt, dieser in den weitläufigen Vorstädten vorwaltend.

Das Sehenswertheste von Rustschuk ist sein herrlicher Springbrunnen auf dem Marktplatze; er und die Haine und Bäder sind das Labsal der Einwohner. Die Zahl der letzteren übersteigt 30,000, wovon die Hälfte Griechen, die übrigen Türken, Juden und Armenier; alle haben zahlreiche Gotteshäuser, die zum Hauptschmuck der Stadt gehören. Das Schloß wird theilweise als Kaserne benutzt.

Die Bevölkerung ist so regsam, als es die Zustände erlauben und die Noth es gebietet. Die hiesigen Corduan-, Woll-, Seiden-, Baumwollen- und Leinwandfabriken konnten ihre Produkte sogar auf den Weltausstellungen sehen lassen, der Handel von Rustschuk beschäftigt sehr viele Hände und viele nimmt die Kahnfahrt auf der Donau in Anspruch.

Auch die Lage von Rustschuk ist anmuthig; die Ebenen nach Süden sind ziemlich angebaut und die Straßen werden gut erhalten. Trotzdem ist hier nichts nöthig, als daß sehr Vieles anders werde, wenn der ferne Balkan je auf glückliche Völker herabblicken soll.

Donau-Eschingen.

Zwei deutsche Gebirgler, Brigach und Brege geheißen, Beides frische Schwarzwäldler, kamen in Liebe zusammen und erzeugten ein kräftiges Kind, das man die Donau nannte. Früher hielt man es, weil so groß und prächtig geworden, für einen fürstlichen Sprossen aus dem Eschinger Schloßbrunnen; daran glaubt aber Niemand mehr, seit es nicht mehr nöthig ist, daß alles Große fürstlichen Ursprungs sei. Ich stand an des Kindes bürgerlicher Wiege und hatte, in das Blinken und Spielen seiner klaren Augen versunken, einen unglaublichen Traum.

Mir war, als wandelte ich das Wasser entlang durch die schönen Lande, aber sie waren schöner, als ich sie je gesehen, denn das Volk, das an den Ufern wohnte, stand alleweg da als ihr herrlichster Schmuck. Es waren Leute mit geradem Rücken, denen neben dem Selbstbewußtsein der eigenen Kraft der Stolz und das Hochgefühl aus den Augen leuchtete, die Jeden erfüllt, der einer mächtigen Gemeinschaft angehört. Darum wunderte ich mich nicht, als ich zwischen Möringen und Tuttlingen die Grenzwappen nicht mehr sah, und ebenso wenig vermißte ich sie weiter in's Reich hinein. — In Ulm schien die Sonne auf ein großes Banner, das auf dem Dome prangte, und die ältesten Leute waren so glücklich, sich nicht mehr zu erinnern, daß es je einmal zweiunddreißigerlei Bundestruppen gegeben; es waren eitel deutsche Soldaten, die hier zur Wehr neben dem Bürger standen. Und nirgends den ganzen Strom entlang, auch nicht in Ingolstadt, spiegelte eine Kutte sich im Strom, nirgends trübte ein verzerrtes Lebensbild die Freude an Gottes Werken. Plötzlich saß ich zu Schiff, und wie ein Sturmvogel jagte der Dampfer an Städten und Bergen, Menschen und Fluren dahin, und überall erscholl freudiges Grüßen vor der schwarzrothgoldenen Flagge, die am Maste flatterte, sogar in Linz und in Wien, ja, was mir selbst im Traume wunderbar erschien, sogar in Preßburg und in Ofen-Pesth. Nirgends eine Spur von Haß gegen die „Schwaben," es war, als ehrten sich freie Völker um der Freiheit willen. Weiter sauste das Schiff, da lag Belgrad, und auf seinen Thürmen prangte der Adler und das Kreuz, und ehe ich nach dem Halbmond fragen konnte, begrüßte mich großer Jubel in Galatz von deutschen Schiffen mit den Flaggen des Reichs, und vor der Sulina schimmerte eine ganze Flotte unter diesem Zeichen, und ich schwamm in Seligkeit deutscher Ehren.

XV



DONAU — ESCHINGEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

„Ist's denn möglich?“ rief ich im Traume laut und erwachte von dem Rauschen der kleinen Donauwellen, das mir wie ein höhnisches „Ja!“ erklang.

Ein solch höhnisches „Ja!“ klingt jedem Deutschen im Ohre, der seine Gedanken die Donau entlang schweifen läßt, um das Maß deutscher Macht an ihren Ufern zu prüfen. Es ist, trotz bayerischer Ruhmestempel und griechischer Walhalla, ein schweres Suchen und ein ärmliches Finden, seitdem der große Wandel der Politik unserer Tage die Säulen der alten Herrschaft gebrochen und die der neuen noch nicht aufgerichtet hat, und seitdem die Sünden der Väter jener alten dynastischen Politik, unter welcher ganz Europa zur Domaine weniger Familien ward, heimgesucht worden an den Kindern, die sich in die nationale Politik nicht finden können. Wir wollen die Idee dieser Politik hier nicht weiter ausspinnen, wohl aber andeuten, daß dieselbe nirgends weniger neu ist, als in Deutschland. Das deutsche Volk zeigte durch seine besten Männer unzählige Male in allen Jahrhunderten den einzigen versöhnenden Weg an zwischen den nur scheinbaren Gegensätzen des Dynastischen und Nationalen; tausend Stellen der deutschen Geschichte zeugen dafür, daß unsere Nation stets durch Dick und Dünn mit ihren Fürsten ging, sobald diese die Bahn einer vaterländischen Pflicht verfolgten, sobald es galt, ein Gesammtgut der Nation zu erringen oder zu vertheidigen, sobald des Führers Ziel ein patriotisches war. Trotz alledem mußte sie nach jeder Erhebung, durch die eine Dynastie gerettet ward, den bittersten Lohn für solche Volksthaten ernten: wenn man dieselben nicht ignoriren, als „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit“ ansehen oder als „Etwas, das man sich selbst herausgenommen,“ sogar bestrafen konnte (wir erinnern an die Behandlung der Freiwilligen des Befreiungskriegs von 1813—1815 und des schleswig-holsteinischen Kriegs von 1847 bis 1848 in mehren deutschen Ländern!), so wand man wenigstens mit listiger Miene den Kämpfern die Waffen möglichst bald aus der Hand, warf über den Eichenkranz des Volks den fürstlichen Purpur und war vor Allem besorgt, für die patriotische That der „Angestammten“ bei den Ebenbürtigen auf anderen Fürstensitzen sich zu entschuldigen. Der Dynastien oberste Sorge war, sich frei, oder nach ihren Begriffen „rein“ vom Nationalen zu halten. Die Götter bewohnten den Olymp allein und geruheten sich in Freuden und Frieden zu umarmen, während die Völker sich noch die Schädel einschlugen, um aus Strömen von Blut Lorbeerblätter für den Scheitel der Unsterblichen aufzufischen. —

So „entsetzlich rein“ vom Nationalen hielten sich aber die Dynastien, daß sie vom Volk zuletzt gar nichts mehr wissen wollten und geflissentlich die Bewegung des Staatslebens rückwärts lenkten, dahin, wo der Zustand der Barbarei ihr Ende zu werden drohte. Wer erkennt nicht die Spuren von dem Blute, das erst fließen mußte, ehe man von jener Richtung abließ, das überall floß, wo man der Stimme redlicher Männer kein Gehör gab,

ja, das sogar vergeblich geflossen, wo irgend nur die dynastische Macht stärker war, als der nationale Drang! — Die Versöhnung Beider ist trotz aller jammervollen Erfahrungen und trotz der drohendsten Winke des Schicksals anderer Länder in Deutschland noch immer nicht gelungen; noch heute steht die Eifersucht auf das eigene Wappen, auf den eigenen Schlagbaum höher, als Volk und Vaterland, und noch heute gibt es Dynastien, deren erste Sehnsucht die nach Ihresgleichen ist, einerlei auf welcher Völker Thronen sie sitzen, über welche Zungen sie herrschen, maßen im modernen Olymp nur eine Zunge, die französische, herrscht; noch heute gibt es Dynastien, die täglich sich die Hände „rein" waschen von allem Nationalen, um nichts „gemein" zu haben mit dem Volke; noch heute gibt es Dynastien, welche eine Solidarität aller Gekrönten in Europa der Gesammtheit der „Unterthanen" gegenüber für die einzig mögliche Politik in Europa halten und die schon deshalb allem Nationalen feind sind, weil die Anerkennung desselben auch auf einfältige Begriffe von Vaterland und Vaterlandsliebe einwirken würde, durch welche leicht in die feinsten Gewebe dynastischer Diplomatie störende Fehler sich einschleichen könnten.

Diese „rein" dynastische Politik ist es, welche auch dem Kinde des Schwarzwalds schon so oft die Fluthen trübte, welche die Donau nicht froh werden ließ auf ihrem ganzen Laufe, trotz aller dynastischen, hierarchischen und patrizischen Herrlichkeit, die an ihren Wassern gedieh.

Sie aber kann nichts dazu, denn ihre Quelle ist rein und an ihrer Wiege sah sie Männer stehen, die voll hohen nationalen Glaubens, dynastischer Treue und religiöser Wahrheit muthig vor Thronen redeten; sie thaten ihre Mannes-, Bürger- und Priesterpflicht, die braven badischen Männer, der Wessenberg, Deutschlands ehrlichster Priester, der dem Kampf mit der römischen Schlange erlag, weil dies der Dynastie so gefiel trotz des sichtlichen Unheils, das dadurch nicht nur über das bisher so blühende Bisthum, sondern über alle Glaubensgenossen in Deutschland kam; — der Zell, der mannhaft zu ihm stand und deß Gedächtniß das Volk dankbar bewahren soll, und der Dritte im Bunde, Karl Egon, Fürst zu Fürstenberg, vor dessen Residenz wir stehen. Die Donau konnte keinen würdigeren Hüter finden, als diesen edlen deutschen Mann mit dem freien Herzen unter dem Fürstensterne, und wenn der Segen aufgehen könnte, der von so braven Händen in ihre Wiege gestreut worden, so würde der Traum, der unglaubliche, den ich an dieser Wiege geträumt, dereinst glückselige Wahrheit werden.

Betreten wir nun die Stadt Karl Egons; sie ist es werth, daß wir aus deutschem Herzen uns ihrer freuen.

Donau-Eschingen liegt in einer schönen Ebene, oder, wie das Volk spricht, es liegt recht frei da in dem Winkel zwischen den beiden Quellflüßchen der Donau. Als kleine Residenz eines ehemaligen Reichsfürsten blieb die Stadt im Besitz aller der Baulichkeiten und Anstalten, durch welche meist jene vom Glück bevorzugten Orte vor gewöhnlichen Landstädtchen sich auszeichnen; so finden wir auch hier ein fürstliches Schloß von mehr als gewöhnlicher baulicher Schönheit und reichen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen (Bibliothek von 30,000 Bänden, Gemäldegallerien, Handzeichnungen- und Kupferstichsammlung, Archiv mit vielen für die Geschichte Badens werthvollen Urkunden und Chroniken), einen botanischen und Schloßgarten mit herrlichen Anlagen, eine stattliche Kirche, ein Theater (denkwürdig durch Eßlair's erstes Auftreten auf demselben), ein Gymnasium, einen Marstall u. s. w. Die hohe Façade der alten mit zwei Thürmen verzierten Pfarrkirche und die über die Straßen hereinragenden hohen Treppengiebel der meisten Wohngebäude erinnern vielfach an das hohe Alter der Stadt, während die freundlichen und wohlgepflegten Spaziergänge, die sie umgeben, und die schönen Parkanlagen des Schlosses, in welchen wir einem Monument Lessings begegnen, den Eindruck des Verfalls fern halten, den bei so vielen verlassenen Residenzen Deutschlands das mittelalterliche Grau ihrer Mauern hervorruft. Auch an Behörden fehlt es der Stadt nicht, da großherzogliche und fürstliche hier ihren Sitz haben. Die Bewohner sind, wie die aller kleineren Städte in fruchtbaren Gegenden, Bürger und Bauern zugleich oder wenigstens so weit, daß von der etwa vierthalbtausend Seelen starken Einwohnerschaft der landwirthschaftliche und der gewerbtreibende Theil sich die Wage halten. Nur die Brauerei zeigte schon früher eine Thätigkeit von größerem Maßstabe.

In der Nähe der Stadt liegen die Trümmer der fürstlichen Stammburg Fürstenberg als ein Fingerzeig in die Vergangenheit, deren Geschichte für Donau-Eschingen bis in die Zeiten der Karolinger zurückreicht; und zwar ist diese Geschichte so außerordentlich deutsch, daß wir sie nicht zu erzählen brauchen: eitel Herrenwechsel, Versetzt-, Verschenkt-, Vererbtwerden an geistliche und weltliche Gebieter, denn die Stadt kam unter Anderm im langen Verlaufe der Zeit vom deutschen König Arnulf an die Oberzeller Kirche, von dieser an die Blumenecke, von diesen an die Steine, von diesen an die Habsburger, von diesen an Fürstenberger, von diesen an Baden, und wird, wenn es dereinst wieder einmal einen deutschen König oder gar Kaiser geben sollte, von diesem wieder an — Deutschland kommen, falls das Schicksal nichts dagegen hat.

Die Ruinen von Niniveh.

Das Land „zwischen den Strömen", das alte herrliche gesegnete und gepriesene Mesopotamien, das sich mit den Ufern des Indus streitet um die Priorität der Menschheits-Wiege, ist das Mumienfeld für die Städte-Riesen der alten Welt.

Wenn man den Tigris hinab gen Mossul fährt, so tritt man ein in eine weite todtenstille Ebene. Der Boden ist den größten Theil des Jahres von der Sonnengluth gedörrt; kein Baum belebt die öde Gegend, und nur selten taucht hie und da ein elendes arabisches Dorf auf. Wer ahnete, daß diese Wüste einst ein blühendes und fruchtbares Gefilde war, Jahrhunderte lang der Sitz eines mächtigen und civilisirten Volkes? Und doch, hier, in der Gegend des jetzigen Mossul, lag das alte Niniveh, die Weltstadt, größer als das heutige London, voller Leben und Thätigkeit, voller Reichthümer und Glanz, voller Luxus und Sittenlosigkeit. Hier standen in orientalischer Pracht und Ueppigkeit die Throne jener Assyrer-Könige, die über ein halbes Jahrtausend die Herrschaft über ganz Oberasien behaupteten; hier koncentrirte sich die ganze Macht ihres gewaltigen Reiches, die ganze Kultur der damaligen bekannten orientalischen Welt, von da flutheten sie westwärts nach den Küsten des mittelländischen Meeres. Und nun schon seit zwei Jahrtausenden ist dieses Herz des Ostens in Erstarrung versunken und ein anderer ferner Welttheil ist zum Tempel geworden, der die heilige Flamme der Gesittung bewahrt, und andere Völker weben weiter am Faden der Menschengeschichte.

In der Tradition vom alten Niniveh reicht die Mythe der Geschichte die Hand; sie nennt als Gründer des Reiches und Erbauer seiner Kapitole Ninus, den gewaltigen Krieger. Mit seiner Geschichte ist die der Semiramis eng verflochten. Die Tochter einer syrischen Fischgöttin, wurde sie als neugebornes Kind ausgesetzt und von Tauben wunderbar ernährt. Von außerordentlicher Schönheit und eben so tapfer als klugen Geistes entzündete sie des großen Ninus Herz zu heftiger Liebe und erhob sich zu seiner Gemahlin. Nach seinem Tode herrschte sie über das Reich, erbaute Babylon mit überschwenglicher Pracht, unternahm gewaltige Eroberungszüge, bezwang Aegypten und Aethiopien und drang bis Kleinasien und Arabien;



Die Ruinen von Niniveh

nur an Indien scheiterte ihre Macht. Zuletzt verschwand sie von der Erde. Dreißig Menschenalter hindurch wucherte nun asiatisches Despotenthum in dem Schooße der herrlichsten Zone der Erde, alle Kanäle des Reichthums der bezwungenen Länder ergossen sich vor dem Thron entarteter Königsgeschlechter, Mark und Blut der unterjochten Nationen wurden in den Palästen von Niniveh und Babylon in unerdenklicher Lust und Pracht vergeudet, bis endlich eine Empörung der mißhandelten Völker den morschen Thron in Trümmer brach. Damals ging die Vergeltung in der Geschichte gar langsamen Schritts; die Empires unserer Zeit wachsen auf magerem Boden und können ihre Lebensdauer wenigstens nicht nach Menschenaltern rechnen. — Das assyrische Herrscherreich schloß mit Sardanapal, der sein ganzes Leben als Weib verkleidet und unter weibischen Belustigungen verbrachte; als die Feinde in die Stadt drangen, bestieg er einen Scheiterhaufen und verbrannte sich sammt seinen Schätzen, Weibern und Verschnittenen. Das prächtige Niniveh wurde zerstört. Die Stürme der Jahrhunderte fegten über die Stätte, und von der Riesenstadt, von dem Volke, das da gehaust, von der Civilisation, die hier geblüht hatte, schwand jegliche Spur von hinnen.

Auf wunderbare Weise hat die allerjüngste Zeit das Dunkel, das auf der Geschichte jener grauen Vorzeit ruht, vielfach erhellt. Dies geschah durch die Aufdeckung der Ruinen von Niniveh. Gleich dem Geologen, der im Gestein die Geschichte der Erde liest und aus ihren Runen die Bilder früherer Schöpfungsperioden entwirft, haben Alterthumsforscher den Boden der alten Königsstadt durchwühlt und vergegenwärtigen aus den gefundenen Ueberresten den Zustand einer Jahrtausende alten Kultur.

Das hauptsächlichste Verdienst um diese Entdeckung gebührt dem Engländer Layard; sein Name ist unzertrennlich mit dem neuerstandenen Niniveh verbunden. Dieser kühne und kenntnißreiche Mann, der seit seiner Jugend den Orient bereist hatte, kam zu Anfang der vierziger Jahre auch nach Mossul. Immer fühlte er, wie er selbst sagt, einen unwiderstehlichen Drang, in die Gegenden jenseit des Euphrat vorzudringen, welche von der Geschichte und Sage als die Wiege der Weisheit des Westens bezeichnet werden.

In der Umgegend der Stadt Mossul erheben sich zahlreiche künstliche Hügel und bilden auf dem linken Ufer des Tigris eine Art Halbkreis. Diese seltsam geformten Anhöhen, oft 700—800 Fuß im Umfang haltend, im Frühling mit der üppigsten Vegetation des Südens bekleidet, im Sommer verbrannt und kahl, erregten Layards Aufmerksamkeit; unter ihnen ahnte seine Phantasie die verschütteten Herrlichkeiten einer großen Vorzeit. Seine Ansicht fand Bestätigung, als um dieselbe Zeit (1843) der französische Konsul Botta in einem benachbarten Dorfe Khorsabad Nachgrabungen veranstaltete und bedeutende Entdeckungen machte. Jetzt ließ es Layard keine Ruhe mehr. Etwa zwei Meilen im Süden der

Stadt, am Ende eines einsamen Höhenzugs, ragt in Pyramidenform ein Hügel auf; unten zieht der Tigris vorüber. Diesen Ort, im Land der Nimrod-Hügel geheißen, ersah sich Layard aus, und hier begann er mit einigen Arbeitern seine Nachforschungen.

Der glänzendste Erfolg hat im Lauf der Jahre seine Bemühungen gekrönt. Aber man muß von den Schwierigkeiten, Gefahren und Drangsalen lesen, welche dieser Mann, allein unter einer halbwilden Bevölkerung dem Argwohn eines türkischen Pascha Preis gegeben, anfangs ohne ausreichende Mittel und Werkzeuge für seine Unternehmung, aller Unbill eines tückischen Klima's ausgesetzt, zu bestehen hatte, um ganz von Bewunderung ergriffen zu werden für den Eifer und die Energie, womit der kühne Forscher alle diese Hindernisse überwand und so großartige Resultate zu Tage förderte.

Wie Botta zu Khorsabad, stieß auch Layard bald auf Mauerwerk, Platten mit Figuren und Keilinschriften; es kamen Hallen, Kammern, Gänge zum Vorschein; endlich lag der Plan eines ungeheueren Palastes, mit mannichfachen Anbauten, umgeben von festen Wällen und Gartenanlagen, vollständig aufgedeckt. Ein zweiter Hügel, der von Kujundschik, Mossul gegenüber, lieferte nicht minder reiche Ausbeute, und im Verlauf seiner fünfjährigen Arbeiten hatte Layard eine ganze Reihe solcher Königspaläste enthüllt und die zahlreichen Hallen, Kammern, Säle und Gänge theils durch offene Gräben, theils durch Schächte und Tunnels genau erforscht. In Khorsabad wurden inzwischen die Nachgrabungen mit gleichem Erfolg betrieben. Es darf nicht auffallen, daß immer nur Ruinen ähnlicher palastartiger Gebäude gefunden wurden. Man muß sich erinnern, daß, wie die orientalischen Fürsten noch heut zu Tage, so auch die Könige jenes alten Volkes, jeglicher nach seiner Thronbesteigung, einen Palast baute, in dem er vorzugsweise residirte. Man wählte eine natürliche Erhöhung des Bodens; auf dieser Grundlage erhoben sich mächtige Bauten, geräumige Terrassen aus Backsteinen; der Palast selbst bildete die Spitze des künstlichen Hügels. Nur dergleichen Hügel hat man bisher untersucht; die eigentliche Stadt liegt viel tiefer vergraben. Alle jene Paläste waren so umfangreich wie prachtvoll; ihre Wände fand man mit Marmor- und Alabasterplatten bekleidet und mit Basreliefs und Inschriften, in den lebendigsten Farben, verziert. An den Thüren erheben sich kolossale Skulpturen, geflügelte Stiere und Löwen mit Menschenköpfen, die Embleme der Stärke, und imposantes Bildwerk aller Art. — Welch prachtvollen Anblick mußten die jetzt so öden Ufer des Tigris zu der Zeit darbieten, als jene wunderbaren Königspaläste wie strahlende Kronen von den Höhen niederschauten auf eine üppige Landschaft voll prunkender Gärten, künstlicher Seen, unermeßlicher Städte, riesenhafter Tempel, Thore, Terrassen, Wasserleitungen und Bauwerken der wundersamsten Art, und auf eine Bevölkerung, die mit allen Attributen des Glanzes und Reichthums

angethan und in allen Genüssen der alten Welt erfahren, die Ebene durchwogte und ab und zu sich auf den Straßen drängte, die das Land nach allen Winden durchfurchten. Jetzt zieht der Schakal und die Hyäne diese Straßen und aus den bunten Blumenteppichen, in die sich im Frühling die Ebene und die Ruinenberge kleiden, leuchten die schwarzen Zelte der Araber und die weißen der türkischen Reiter, deren Rosse hier auf die Weide gehen; — oder im Sommer, wenn die heißen Wirbelwinde der Wüste über die plötzlich verdorrende Ebene wehen und die leichtgebauten Wohnungen und Zelte mitnehmen, sucht alles Leben, bei verdunkelter Luft halb erstickt und geblendet, in den Laufgräben der Ausgrabung Schutz.

Wenn man die Hügel ersteigt, erzählt Layard, sieht man noch lange nichts von einem Gebäude. Aber wildaussehende Wesen mit fliegenden Haaren in kurzem Hemd, Possen reißend, Alle wie Verrückte hin- und herlaufend, tauchen aus der Tiefe auf. Es sind die arabischen Arbeiter, die den Schutt aus den Gräben tragen, jeder mit seinem Korb, den er am Rand des Hügels in einer Staubwolke ausleert, um dann tanzend und schreiend, den Korb über den Kopf schwingend, wieder zu verschwinden. Im großen Laufgraben steht vielleicht ein Beduinenscheik der Wüste mit seinem Gefolge, den das Gerücht von den Wundern dieses Berges herbeigezogen. Sie führen die lange Lanze, oben mit dem Straußfederbüschel und hinter sich ihre Stute. Zwischen zwei riesenhaften geflügelten Löwen, die ein Portal bilden, steigt man hinab in die Gräben, wo die Chaldäer mit der Hacke arbeiten, in dicken Staub gehüllt. Es sind die stärkeren Gebirgsbewohner, nestorianische Griechen, aus dem kurdischen Gebirg, dessen schneebedeckte Höhen in weiter Ferne sichtbar sind; sie tragen kegelförmige Filzmützen und gestreifte Anzüge. Kurdische Musik wird laut in irgend einer Ecke, und wenn sie die umherlaufenden Araber hören, stimmen sie ihr Kriegsgeschrei an und arbeiten mit verdoppeltem Eifer.

Als zuerst der ungeheure Kopf eines der großen menschenköpfigen Löwen zum Vorschein kam, mannshoch, voll ruhiger Majestät, mit feingeflochtenem Bart und in eine hohe Mütze gekleideten Hörnern, warfen die Araber ihre Körbe weg, liefen nach dem entfernten Mossul, und riefen durch die Bazars: Nimrod sei erschienen! Sogleich bildete sich eine Prozession zum Pascha und protestirte gegen Unternehmungen, welche so arg gegen die Gesetze des Koran verstießen. Ein Beduinenschwarm, der auf die Nachricht herbeigesprengt war, trieb die Arbeiter hinweg mit dem Geschrei: Es ist kein Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet. Der Scheik entschloß sich endlich, hinabzusteigen, und gab sein Urtheil ab: „Das ist kein Werk von Menschenhänden, sondern von jenen ungläubigen Riesen, von welchen der Prophet, Friede sei mit ihm! gesagt hat, daß sie größer wären, als die größten Dattelbäume; das ist eines der Götzenbilder, welche Noah, Friede sei mit ihm! vor der Sündfluth verfluchte!“ In dieser Meinung, welche das Ergebniß einer sorgfältigen Untersuchung war, sagt

Layard, stimmten alle Umstehenden überein. — Ist es ein Wunder, wenn diese kolossalen Bildwerke noch heute imponiren? Auch die alten Hebräer haben diese Formen geheiligt, diese Zusammensetzung aus den gewaltigsten Geschöpfen der Erde, Menschenhaupt, Stier- oder Löwenleib mit Adlerflügeln, und haben sie als Cherubim zu Wächtern des Paradieses, zu Trägern von Gottes Thron, zu Hütern der Bundeslade im Allerheiligsten des Tempels gemacht!

Von größter Bedeutung für die Kenntniß des Kulturzustandes jenes alten merkwürdigen Volkes sind die Basreliefs, welche die Wände der meisten Paläste in Unzahl überdecken. Es sind Darstellungen der verschiedensten Art: Festaufzüge der Könige mit ihren Hofdienern, Eunuchen, Kriegern und Priestern; namentlich aber kriegerische Scenen, Schlachten, Belagerungen und Aehnliches. Da sieht man eine belagerte Burg und den Sturmbock gegen sie in Arbeit, den man von oben mit einer Kette zu fangen, mit geschleudertem Feuer zu zerstören sucht; — dort eine Schlacht, den König im Wagen stehend und den Pfeil abdrückend, während das Zeichen der höchsten Gottheit, eine Figur im geflügelten Kreis, über ihm schwebt und gleichfalls schießt. Auf einem Bildwerke sieht man einen Mann das Sprachrohr handhaben, um Arbeitern, die einen mächtigen Tempel aufführen, Befehle zu ertheilen; ein anderes zeigt, daß man Hebel und Walze auf's Beste zu gebrauchen verstand. Hier setzt der König über einen Fluß; er steht in seinem Wagen im Boote, während die Pferde, am Zügel gehalten, nachschwimmen. Dort geht ein Zug Krieger, welche Götterstatuen tragen, immer je vier einen Thron mit der stehenden oder sitzenden Figur der Gottheit. Eine der Platten zeigt sogar, der Inschrift nach, den König Sennacherib (den Sanherib der Bibel), der eben einen Bau beaufsichtigt, an dem die von ihm fortgeführten Juden mitarbeiten, deren Physiognomie auf's Trefflichste gezeichnet ist. Die 180 Fuß lange Façade eines der Paläste schmücken zehn gigantische Stiere und sechs menschliche Kolosse. In einem anderen Gebäude stieß man auf eine Reihe kleinerer Zimmer; in ihnen befand sich das Archiv der Könige. In drei verschiedenen Sprachen abgefaßt, liegen dort die öffentlichen Urkunden auf Tafeln oder Cylindern von gebranntem Thon geschrieben: ein kostbares und vielversprechendes Material für die Geschichte, seitdem der deutsche Forschungsgeist auch die Keilschrift entziffert hat. Außer diesem finden sich Erzgefäße aller Art, Kessel, Becher, Schüsseln, Glocken, Knöpfe, Vieles kunstreich verziert mit Menschen- und Thiergestalten.

Diese Kulturreste, deren Reichthum und Mannichfaltigkeit wir hier nur andeuten können, geben ein treues Bild assyrischen Lebens, seiner Sitten, Gebräuche und Formen, und erwecken einen hohen Begriff von seinem Bildungsgrad. Es tritt ein Volk vor unsere Augen, das sich in die kunstreichen glänzenden Gewänder Babylons kleidete, dessen tägliche Geräthschaften Zierlichkeit der Formen auszeichnete, das Gemächer liebte mit


glänzenden Gemälden, nicht ohne feine Zeichnung der Linien; ein Volk, das in Skulptur und Architektur einen ganz eigenthümlichen Styl besaß und das seine Tempel und Paläste mit Werken der plastischen Kunst schmückte, welche hohe künstlerische Kraft verrathen und in der Darstellung aller Gegenstände, der Menschen- und Thierformen, wie der Pflanzengestalten, von origineller Meisterschaft sind. Zwar die vollendete Schönheit der idealen Menschengestalt erreichte jene Plastik noch nicht; dieses Geheimniß blieb dem Meißelschlag des griechischen Genius aufbewahrt; aber Alles, was wir sonst von altasiatischer Kunst kennen, steht weit zurück hinter den assyrischen Schöpfungen, deren Geist und Freiheit in der Zeichnung, deren Kraft und Energie in den Formen, deren künstlerische Einsicht in die Gruppirung, mit einem Worte, deren Leben jeden sinnigen Beschauer mit Freude und Bewunderung erfüllt.

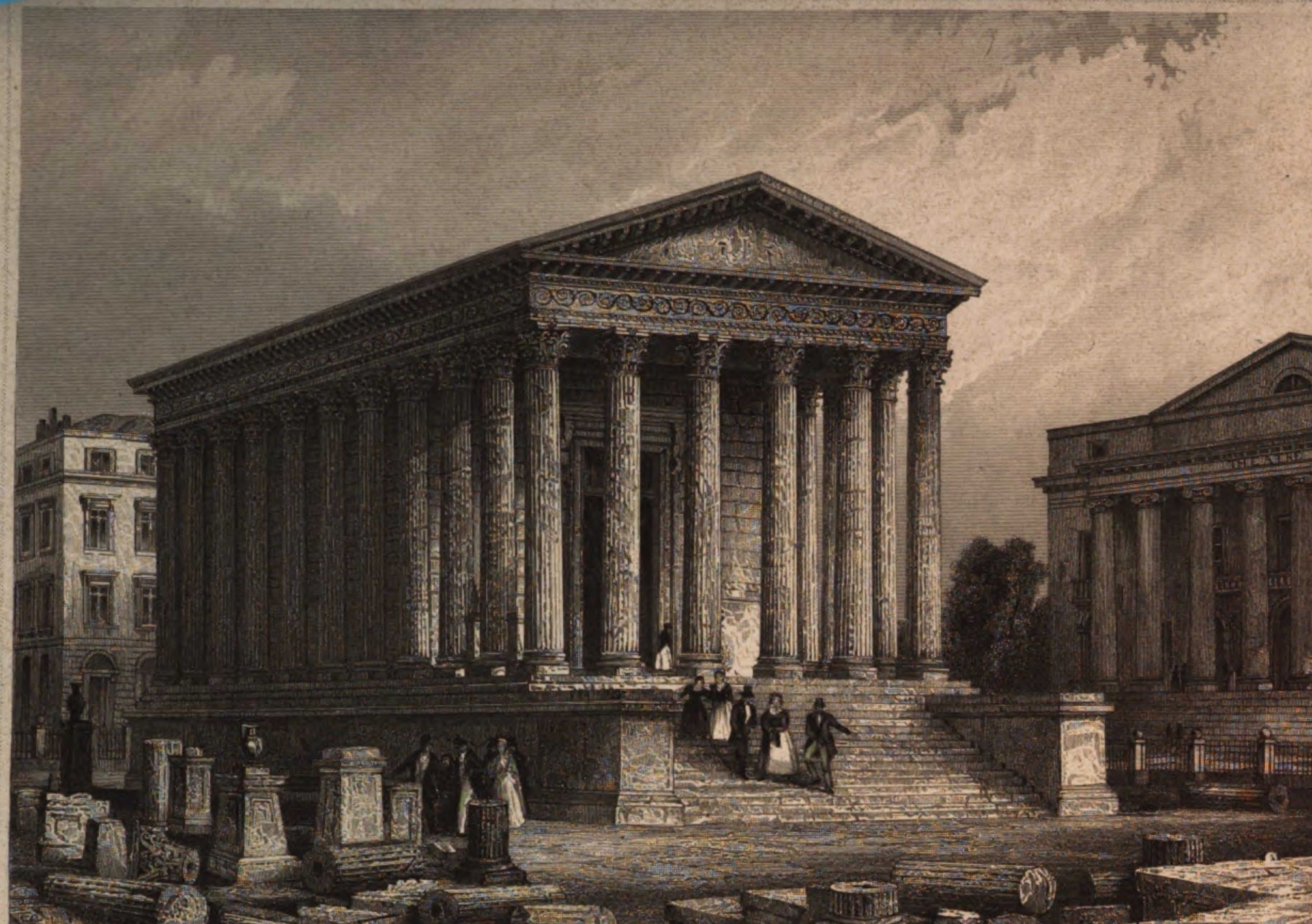
Die Nachgrabungen wurden in den letzten Jahren von englischer wie von französischer Seite mit Wetteifer fortgesetzt. Mehr als 30 neue Hügel hat man bereits durchsucht und immer neue Reichthümer der Skulptur und Baukunst an's Licht gebracht. Nicht mehr auf vereinzelte Denkmäler richtet sich die Aufmerksamkeit, sondern auf eine ganze Stadt, deren Plan sich allgemach entschleiert, auf ein ganzes System von Architektur, das den mannigfachsten Zwecken, der kriegerischen Vertheidigung, der Verzierung der Paläste und der Verschönerung einer ungeheueren Häusermasse diente. Schon ist man der Mauer der Stadt auf die Spur gekommen, und hat eines der alten Riesenthore, in wunderbar erhaltenem Zustande, bloßgelegt, und so wird nach längerer oder kürzerer Zeit, wie Pompeji und Herkulanum, auch Ninive h, die biblische Stadt, dem Grabe entsteigen, in dem sie Jahrtausende lang verschüttet lag.

Das viereckige Haus in Nismes.

Nemausus hieß die römische Stadt in Gallien, welche die vielen großartigen Bauwerke hinterließ, die noch heute das französische Nismes schmücken. Das weltberühmte Amphitheater haben wir Bd. XI, S. 124 des Universums in Bild und Wort dargestellt; ebenso auch die großartige Wasserleitung, der Pont du Gard, Bd. XII, S. 109, besprochen. An Größe unbedeutend, aber als Werk der Prachtbaukunst von gleich hohem Werthe ist der Tempel, welchen man dem Fremden in Nismes als „La maison quarrée“ zeigt. Die Zierlichkeit der Ausführung dieses Baues wird mit Recht bewundert. Die offene, von sechs Säulen getragene Vorhalle, zu der man auf einer hohen Treppe hinansteigt, macht einen festlichen Eindruck. Die Säulenknöpfe sind mit Olivenlaub geschmückt, welches von den Bildhauern mit großer Sorgfalt den Bäumen des Landes nachgebildet ward. Alle Theile treten hier zusammen in ein lieblich ebenmäßiges Ganzes, das wahrhaft wohlthätig, beruhigend und freudig erhebend zugleich auf den Geist wirkt.

Einzelne Mißgriffe, die man sich bei Restaurationen des Baues hat zu Schulden kommen lassen, wollen wir vergeben um der Liebe willen, mit welcher man für die Erhaltung der herrlichen Antike bemüht war. Zu den vielen Nachahmungen dieses Musters gehört auch die Magdalenenkirche in Paris; aber auch diese ist nur eine verblaßte Uebersetzung geworden, das Original bleibt unerreicht.





Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn. Eigenthum d. Verleger.

DAS VIERECKIGE HAUS IN NISMES



DRAWN AFTER NATURE

For the Proprietor: HERRMANN J. MEYER

GRAND TOWER AND DEVIL'S BAKEOVEN

(MISSISSIPPI RIVER)

Published for HERRMANN J. MEYER 164 William-Street NEWYORK.

Des Teufels Backofen am Mississippi.

Wieder eine Hieroglyphe aus der Geschichte „des Vaters der Ströme.“ Ohne Zucht und ohne Ordnung, wie ein paar wilde ungeberdige Knaben, schweifen die beiden Zwillingsbrüder, der Mississippi und der Missouri, kreuz und quer, vor- und rückwärts, in tausendfältigen Windungen und Zickzacks, über die Prärien des westlichen Amerika; heute da, morgen dort, bald in tollen Sprüngen sich über die Felsen schnellend, bald träge sich auf sandigem Bette streckend, bald ungestüm durch enge Bergschluchten stürzend, bald zum weiten See sich dehnend, hier in seinen Ufern wühlend, dort Sand- und Kiesbänke aufschichtend, auf der einen Seite Bäume, Waldgründe und Felder wegreißend, um sie am anderen Ufer anzuschwemmen, den Peter beraubend, um den Paul zu bezahlen, wie ein Yankee-Sprichwort lautet, — so treiben sie ihr tolles Spiel, und erst nach ihrer Vereinigung werden sie manierlicher und befleißigen sich einer gesetzteren Lebensweise.

Ein Höhenzug, welcher von der Missouri-Seite her den Strom begleitet, bildet hier ein jähes Vorgebirge von mehren hundert Fuß Höhe und setzt, in einer Reihe von hohen Felsensäulen, wie in Sprüngen über nach dem jenseitigen Ufer von Illinois. Ueber dieses früher zusammenhängende Felsen-Wehr machte der Strom in grauer Vorzeit einen Sturz, der an Wassermasse, Ausdehnung und Großartigkeit den Niagara-Fall weit übertroffen haben muß. Es ist glaubhafter, daß ein Erdbeben, als die waschende Fluth, den Damm in Trümmer gelegt hat, von dem noch die Pfeiler an beiden Seiten der Ufer und gruppenweise im Strombett sich erhalten haben. Die Höhe der Wassermarken, die man deutlich 140 Fuß über dem jetzigen Strom-Niveau an den Resten des großen Parapets erkennt und an der Fortsetzung des Höhenzuges zu beiden Seiten verfolgen kann, steht genau mit der Ausdehnung des jüngeren Alluviums oberhalb in Uebereinstimmung und weist nach, daß hier der Ausfluß eines weiten Sees Statt hatte, dessen Ufer die bis zum Missouri und Illinois sich vorfindenden Bluffs bildeten. Nachdem die Schranke niedergerissen war, welche den Abfluß nach Süden sperrte, entleerte sich der See bis auf sein jetziges Strom-Rinnsal. Nur im Frühjahr bisweilen, während des Eis-

gangs, baut sich zwischen den Engen der isolirten Felsen ein Damm aus Eisschollen auf, thürmt sich höher und höher mit der stauenden Fluth und verwandelt auf ein oder zwei Monate das weite Bottomland wieder in Seegrund, so täuschend wahr, wie es vor Jahrtausenden beständig gewesen sein mag.

Der Nützlichkeitssinn der Yankees, der instinktmäßig aus jeder ungewöhnlichen Erscheinung einen Vortheil herauszufühlen sucht, der jeden Wasserfall nur nach seinen Pferdekräften mißt und einen Park nach seinem Holzbestand berechnet, wie sich selbst nach seinen Dollars, hat in den Felsen „des Teufels Backofen" und „Grand Tower" die natürlichen Pfeiler einer Eisenbahn-Brücke entdeckt, für einen lang projektirten Schienenweg, der Illinois mit Missouri verbinden soll. Er hat eine Gesellschaft von Spekulanten zusammengeführt, die vor einigen Jahren ihre Idee und ihren Besitz des Grand Tower durch die Legislatur von Illinois pussirten. Sicherlich wird auch das kühne Projekt zur Ausführung kommen, denn der Mississippi bietet auf hunderte von Meilen weder ober- noch unterhalb einen Uebergang, dem die Natur nicht fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzte; hier aber gilt's nur die Wiederherstellung ihres eigenen Bauwerks, dessen Fundamente sie so fest gelegt, daß sie dem Rütteln des Stromes so viele Menschenalter hindurch unverändert widerstanden. Die reichen Ressourcen der beiden Staaten, welche dies Riesenwerk verknüpfen soll, die unermeßlichen Eisenmagazine im nahen Pilot Knob und Iron Mountain, die dadurch geöffnet würden, die ungeheure Wasserkraft des Mississippi selbst, welche dabei Verwendung fände, sind unwiderstehliche Impulse für den Unternehmungsgeist, Hand an's Werk zu legen und das amerikanische Kapital ist stets willig, solche Projekte zu unterstützen.



BAD BRÜCKENAU

Eigenthum d. Verleger

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Bad Brückenau.

In einem langen, freundlichen Thale, dessen Bergwände mit stattlichem Buchen- und Eichenwald bedeckt sind, und durch welches der helle Sinnfluß rauscht, liegt Bad Brückenau, eine kleine halbe Stunde vom Städtchen gleichen Namens.

Der Badeort ist eine Einrichtung neuerer Zeit und größtentheils eine Schöpfung König Ludwig's von Bayern, der ihn lange Zeit jeden Sommer auf mehre Wochen besuchte. Indeß mag die Heilkraft der Quellen, obschon vor nicht langer Zeit erst wieder erkannt, schon vor vielen Jahrhunderten benutzt worden sein. Beim Bauen hat man häufig alte Grundmauern und in der Nähe der Quellen selbst die Ueberbleibsel von Wasserleitungen gefunden.

Der Brückenauer Gesundbrunnen gehört zu den eisenreichen, alkalisch-salinischen Säuerlingen, ist wohlschmeckend und hält sich ohne merkliche Veränderung in gutverschlossenen Krügen acht bis zehn Jahre lang. Bei allen Krankheiten, die Schwäche der Verdauungsorgane und des Nervensystems zum Grunde haben, wirkt er mit oft sehr ausgezeichneter Heilkraft. Leberkranke und Lungensüchtige gebrauchen ihn zu großer Erleichterung. Er wirkt als Bad und als Trank. Einmal war eine Zeit, wo er als Schönheitsmittel bei der Damenwelt in großen Ehren stand. Freilich konnte er manche unbescheidenen Erwartungen nicht befriedigen, und sein Ruf ging wieder verloren.

Seitdem das nahe, schwesterliche Kissingen sich rasch zur Frequenz eines Kurorts vom ersten Range erhoben hat, ist Brückenau, wenn auch nicht weniger besucht als sonst, doch weniger besprochen, als früher. Den Namen eines großen Bades hat es niemals erlangen können; es gehörte stets jener Klasse von Kurorten an, wo man gewiß ist, Gäste zu treffen, denen es um den ernsten Zweck zu thun ist; nicht blos um Vergnügen und Genuß. Darum ist auch das Leben der hiesigen Kurgäste durch die äußern ostensibeln Zeichen des Haschens nach Vergnügen wenig gestört, und selbst die Anwesenheit des Königs, der die alterthümliche Liebhaberei für leeren Pomp und Prunk des Königthums in Brückenau niemals zur Schau trägt, hat selten Anlaß zu Festen gegeben, wo die Freude lärmt und mit Livreenschimmer das Auge blendet. Kur und hergebrachte

Lebensweise schicken die Gäste am frühen Morgen zu den Brunnen und auf die Spazierwege. In den spätern Stunden des Vormittags versammelt der Pavillon oder der Saal des großen Kurhauses die geselligern Gäste. Nachmittags, wenn die Witterung freundlich ist, macht man Parthieen in's Freie, oder einsame Wanderungen durch die schattigen Gänge der Buchenwaldung an den Bergwänden hin, oder ergeht sich im Thale, begleitet von der spiegelhellen Sinn, die fröhlich dahin rauscht. Ueberall sind Ruheplätzchen: Steinsitze in Felsennischen, unter blühenden Hecken Rasenbänke, Sessel von Flechtwerk am Wege und runde Tafeln und Bänke umschließen prächtige Eichen und Buchen, die Riesen der Waldung. Die Abendstunden füllen Konzerte aus, im Saale oder im Freien; hier oft bei brillanter Beleuchtung. Bälle und Maskeraden gehören zu den seltnern Vergnügungen.

Der Quellen sind drei: die Brückenauer, die Sinnberger und die Werznaer. In ihrer Zusammensetzung unterscheiden sie sich zwar; doch nicht bedeutend. Alle springen in geringer Entfernung von einander unter eleganten, tempelförmigen Brunnenhäusern, die mit Rasenplätzen, duftenden Blumenbeeten, Spaziergängen, schattigen Boskets und Ruhebänken umgeben sind. Die Gebäulichkeiten des Kurorts sind in großem Style und meistens in den letzten dreißig Jahren durch die Munifizenz des Königs Ludwig neu aufgeführt worden; bei welchem Anlaß man für die wohnliche Bequemlichkeit der Kurgäste auf die liberalste Weise sorgte. Das große Kurhaus, das rothe Haus und andere, Privatunternehmern gehörige Häuser enthalten zusammen über 600 Gastzimmer. Jenes, das große Kurhaus, auf unserm Stahlstich abgebildet, gewährt mit seinem Balkon, und der schönen Veranda an seiner 240 Fuß langen Fronte hin einen herrlichen Anblick, und das Innere ist mit Pracht und Geschmack dekorirt. Es enthält einen großen Saal, eine Kapelle für katholischen Gottesdienst, und außer den Gesellschaftszimmern über 200 Wohnungen für Kurgäste.

Brückenau liegt am westlichen Fuße der Rhön, sechs Stunden von Fulda, zwanzig von Würzburg, fünfundzwanzig von Frankfurt, und gut chaussirte Wege setzen es mit allen Hauptstraßen in Verbindung.



Bibliograph. Institut — Hildburghausen

ROM

Das Sant' Ufficio in Rom.

Während die ganze gebildete Welt, zumal durch Llorente's Werk, die Geschichte und die entsetzliche Wirksamkeit der spanischen Inquisition kennt und davor schaudert, weiß man wenig Näheres von der Inquisition in Italien. Und doch war diese die Mutter der spanischen, und durch sie wurden zuerst die geistigen Blüthen gebrochen, die hier zu einer herrlicheren und gewaltigeren Entfaltung Anlage zeigten als in Spanien. Den deutschen Reformatoren waren italienische längst vorangegangen; dritthalbhundert Jahre früher als Huß starb der an Erleuchtung und Opfermuth ihm ebenbürtige Arnold von Brescia den Flammentod, und gleichzeitig mit Luther erhob sich eine ganze Schaar gleich kühner, gleich trefflicher, theilweise noch aufgeklärterer Geister auf der Alpenhalbinsel, im Lande des Papstthumes selbst, um die große Reformation an Haupt und Gliedern der Kirche zu Stande zu bringen. Allein nicht der gleichen Gunst der Verhältnisse sich erfreuend, wie die deutschen und schweizerischen Reformatoren, unterlagen sie. — Die Unterdrückung dieser großartigen geistigen Erhebung ward vorzugsweise vollbracht durch das Institut der Inquisition, jenes Institut, das Deutschland glücklicher Weise ferne von sich zu halten gewußt hatte *), das dagegen in Italien noch in viel späterer Zeit den greisen Galilei verdammt, das die Lehre von der Erdbewegung, wie jene vom Umlaufe des Blutes im menschlichen Körper durch seine Machtsprüche austilgen zu können gewähnt hatte; — ein Bestreben, das, so machtlos es im Ganzen hinsichtlich seines Hauptzieles sich erwies, dennoch unsägliches Unheil über einzelne Länder und Völker, unsägliches Unheil zumal über Italien brachte, dessen geistige und materielle Entwickelung gleich sehr hemmend und verderbend.

Der Sturm, der jüngst über die Alpenhalbinsel hinbrauste, die Throne der dortigen Machthaber umstürzte und die Decke von den Spuren ihrer Gewaltthaten lüftete, hat so schwere an der Menschheit verübte Verbrechen enthüllt, daß die civilisirte Welt von tiefstem Abscheu gegen ihre Urheber erfüllt ist; und doch lassen sich jene Greuel noch als eine Nothwehr des Despotismus gegen die sich empörende Menschenwürde, gegen ihn

*) Der erste Inquisitor, der dieses Amt in Deutschland auszuüben versuchte, Konrad von Marburg, büßte beim Antritt desselben seine Verwegenheit mit dem Tode.

drohende Anschläge und Gesinnungen erklären; in einem noch viel gräßlicheren Lichte müssen uns die durch nachstehenden schlichten Bericht auf einen Augenblick erhellten Wege erscheinen, welche seine satanische Heiligkeit wandelt, nicht zur Sicherung ihrer weltlichen Macht und ihres fürstlichen Ranges — dazu bedienten ohnehin die italienischen Fürsten sich gleicher Mittel — sondern um sich der Gewissen zu bemächtigen, um jeden Funken geistiger Erleuchtung zu tödten, um jede Regung eines selbständigen Gedankens zu verfolgen, um die Gemüther in blindem Glauben gefangen zu halten; — dort die grausame Bestrafung des Willens und der That — hier die schwerste Versündigung an Geist und Leib zugleich. Das ist's, was ein flüchtiger Blick in das Getriebe der Inquisition leider nur ahnen läßt; die nächste Zeit wird hoffentlich die ganze schreckliche Wahrheit zu Tage fördern, um sie als ein abgethanes Kapitel in das Buch der Geschichte einzutragen. —

Zu Rom, in der Nähe des Vatikansplatzes, zwischen der St. Peterskirche und der Engelsburg, dem erhabensten Tempel der Christenheit und einer unter der Priesterherrschaft in ein Gefängniß verwandelten Grabesstätte Hadrians, zieht ein Weg, der den erschreckenden Namen Inquisitionsweg führt. Hier hatte jenes furchtbare, im Jahre 1204 von Innocenz III. zunächst zur Ausrottung der Albigenser gegründete Institut während der letzten Jahrhunderte seinen Sitz, und, wenn auch nicht im nämlichen Gebäude, doch nicht sehr entfernt, ist es wieder erstanden, seit die Waffen der weiland französischen Republik ihrer römischen Schwesterrepublik im Jahr 1849 ein Ende gemacht und das Papstthum wieder hergestellt haben, — um es seitdem nicht wieder — aus ihrer Gewalt zu lassen.

Der Inquisitionspalast zu Rom wurde größtentheils gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut. Es ist beinahe vollständig das Werk jenes blutdürstigen Papstes Ghisleri, der als Pius V. die katholische Welt mit Ketzerrichtern heimsuchte, und zu dessen Charakterisirung die Hinweisung genügen dürfte, daß er der Urheber jener Bulle ist, durch welche den Aerzten verboten ward, irgend einen Kranken zum dritten Male zu besuchen, wenn dieser nicht aus freiem Antriebe gebeichtet habe, und seinen Beichtzettel vorweise. Der Baustyl des Hauses ist einfach und schwerfällig. Es geht die bezeichnende Sage, daß der Bau auf den Fundamenten des alten Circus des Nero errichtet sei, in welchem einst Christen von wilden Bestien zerrissen wurden.

Hier nun, in diesem Gebäude, befand sich das Centralbureau der ganzen Institution. Das Inquisitionsgericht zu Rom ist es nämlich, welches die oberste Gewalt über alle Inquisitionstribunale besitzt; nur die spanische und portugiesische Inquisition hatten sich einst Selbständigkeit angemaßt. Da die einzelnen Inquisitionsgerichte unter sich unabhängig waren, und, wo sie wieder erstanden, es auf's Neue sind, so entscheidet

die Inquisition zu Rom über alle Konflikte, welche unter jenen auswärtigen Tribunalen auftauchen. In dem Gebäude, von dem wir reden, fand sich nun beinahe Alles vereinigt, was sich auf die Thätigkeit der Centralgewalt der Inquisition bezieht, und insbesondere war es hier, wo für Rom selbst die Prozesse eingeleitet wurden und wo sich die Kerker der Unglücklichen befanden, nur die Urtheilsfällung selbst fand an einem anderen Orte statt. Die Leitung der Prozesse im weitesten Umfange ist bekanntlich den eigens hiemit betrauten Dominikanern übertragen. Nur ein Dominikaner kann „Inquisitor", oder, je nach seinem Rang „Großinquisitor" sein. Das heilige Officium selbst aber wird aus Kardinälen gebildet und vom Papste präsidirt. Vor dem Jahre 1848 versammelte es sich allwöchentlich einmal, und zwar in dem Konvente Santa Maria sopra Minerva, um die vom Inquisitor, dem Dominikaner, vorbereiteten Urtheile endgültig zu fällen. Der Assessor des Inquisitors gehört zur hohen Prälatur. Die Angeber und Agenten, Priester, Mönche und Laien, führen den Namen von Assistenten.

Die Revolution von 1849 machte der ganzen Einrichtung wenigstens für einige Zeit ein Ende. Im Drange der großen politischen Ereignisse beschäftigte man sich begreiflicher Weise wenig mit Untersuchung der Dinge, welche im Inquisitionsgebäude aufbewahrt sind. Indessen lenkte ein Zufall dennoch die Aufmerksamkeit darauf hin. Ich theile Näheres und Zuverlässiges darüber mit, indem ich die Aufzeichnungen eines Augenzeugen aus dem Italienischen übersetze, und zwar eines Mannes von der unbedingtesten Glaubwürdigkeit. Die nachfolgenden Notizen wurden kurz nach dem Vorfalle, der zur Besichtigung des Gebäudes die Veranlassung gab, niedergeschrieben, und der Verfasser hat mich ermächtigt, zur Beurkundung seinen Namen im Universum nennen zu dürfen: es ist Signor Filippo de Boni, im Jahr 1849 Gesandter der römischen Republik, abgeordnet an die schweizerische Eidgenossenschaft. Folgendes sind seine Aufzeichnungen:

„Im Monat März 1849 bedurfte man einer Erweiterung des Raumes für die Kanonengießerei zu Rom, welche sich hinter den Inquisitionsgebäuden befindet, und zwar bei dem zweiten Hofe dieser Gebäude. In dem Palaste wohnte noch der Pater Inquisitor, ein Dominikaner, der gegen das Eindringen in den Palast protestirte. Man ließ dies geschehen, kümmerte sich nicht weiter darum, krümmte indeß dem früher furchtbaren Manne nicht ein Haar."

„Es ward eine Oeffnung in die Mauer gebrochen. Hiebei war es, daß die Maurer ein unterirdisches Behältniß entdeckten. Neugierde und Haß gegen die Priesterherrschaft beschleunigten die Arbeit. Nachdem man den Schutt hinweggeräumt, konnte man in ein unterirdisches Gewölbe hinabsteigen. Es war ohne Licht und ohne Ausgang; der Boden bestand aus einer schwarzen, fetten und öligten Erde, an einen Leichenhof erinnernd.

Fetzen von Kleidungsstücken lagen zerstreut umher, von älterem Schnitte; es waren, wie man sich später überzeugte, Kleider von Unglücklichen, die, von oben herabgestürzt, an ihren Verletzungen oder aus Hunger und Schrecken starben. Ihre Leichen oder Gebeine waren jedoch entfernt. Man fand auch einen Baiocco (kleine Scheidemünze) mit dem Gepräge Pius' VII., andeutend, daß die Zeit nicht allzu entfernt ist, in der dieses furchtbare Gewölbe zuletzt vermauert ward."

„Kaum hatte man die schlüpferige Erdschicht entfernt, als man zerstreute menschliche Gebeine und Locken langer Haare fand, die ohne Zweifel einst Frauenhäuptern angehörten. Es zitterten Denen die Hände und das Herz, welche diese traurigen Reliquien zusammensuchten. Welche Schläfe mögen einst diese Locken geschmückt haben! Welche Verbrechen oder welchen Haß hatten die Unglücklichen auf sich geladen, denen sie angehörten! Mehrere der Anwesenden nahmen von diesen Haaren mit, als Denkzeichen der frühern furchtbaren Zustände. Kein Zweifel, daß diese Tiefe jene Opfer aufzunehmen bestimmt war, deren Spur das heilige Officium für immer zu verlöschen suchte. Der Abgrund befand sich unter dem Ende des kurzen Ganges, welcher vom Gerichtssaale nach der Zelle des sogenannten „zweiten Pater-Begleiters" führt, von der wir unten noch einmal reden werden."

„Eine weitere Untersuchung des Inquisitionsgebäudes führte zu den neuen Gefängnissen, welche an den letzten Hof angebaut sind. Jedes derselben besteht aus einer engen Zelle, die nur einen Menschen aufnehmen kann, sowohl im ersten als im zweiten Stockwerke. Ein weiter langer Gang zieht zwischen diesen Kerkern hin. Ueberall, in den an die Mauern gemalten Bildern und in den diesen beigefügten Inschriften, gibt sich die Schrecklichkeit des Instituts kund, das die „christliche Liebe" in den fernen Himmel verbannt hat, diesseits hingegen dem Ketzer nur die Flammen des Scheiterhaufens in Aussicht stellt."

„Da, wo einst die französische Regierung die Zuchtpolizeigefängnisse eingerichtet hatte, schloß die Inquisition seitdem namentlich Mönche ein. Einige Zellen waren mit Betten versehen. Ueberall Unreinlichkeit und Unordnung; hie und da Kissen, abgenutzte Decken, Stühle und Tischchen, dann auch zerstreut umherliegende Kleider, einst Solchen angehörend, welche durch den Tod aus dem Kerker befreit wurden. In einer Zelle entdeckte man Spuren schrecklicher Vorgänge, ein Stück von einem Frauen-Kopftuch mit daran haftenden Haarbüscheln, in einer andern in den Boden getretene Kleidungsstücke eines etwa zehnjährigen Mädchens; in einer ferneren Zelle fand man Sandalen und verschiedene Stricke und Theile von Mönchskutten, anderswo Kinderstrümpfe, die noch nicht zu Ende gestrickt waren, und an denen sich noch die Stricknadeln befanden; beinahe in allen diesen Gefängnissen traf man derartige Hinterlassenschaften der frühern Bewohner; Alles in tiefstes, undurchdringliches Geheimniß gehüllt. Die

Volksphantasie setzte aus diesen düstern Spuren tragische Geschichten zusammen, und beklagte das Loos von Menschen, von denen man niemals auch nur hatte reden hören."

„Die Wände aller Zellen finden sich mit Frömmigkeit athmenden Inschriften bedeckt; einige derselben sind von verzweifelndem Schmerz eingegeben, im Allgemeinen aber bezeichnen sie Ergebung, denn auch die eiserne Kraft des Manneswillens widersteht nicht einem solchen Aufenthaltsorte, solchen Leiden; die hier geübten Künste eines Systems ausgesuchter Qualen sind mächtig genug, den klarsten Verstand zu verdunkeln, und die anhaltenden Schrecken, deren Schauplatz diese Mauern waren, vermögen auch die kühnste Seele einzuschüchtern; — wessen Geist dürfte sich einer Stärke rühmen, die nicht endlich doch gebrochen werden könnte?" —

„Unter den beiden Höfen befinden sich die unterirdischen Kerker. Aus ihnen gab es nur einen Ausgang: den zum Tode! Einige dieser Kerker waren in späterer Zeit als Keller benutzt worden. An ihren Wänden hingen noch die eisernen Ringe, welche ursprünglich dazu gedient, die „peinliche Frage" zu stellen (also zur Tortur), während man sie in der Folge zum Aufhängen von Lebensmitteln benutzte."

„In einer Zelle zu ebener Erde des zweiten Baues bemerkte man einen in das Pflaster eingesetzten viereckigten Marmorstein von sargähnlicher Gestalt. Man entfernte ihn; alles unter demselben war leer. Die Oeffnung führte aber hinab in ein Vade in pace! Dahinein drang nie ein Strahl des Lichtes, außer wenn jener marmorne Leichenstein gehoben wurde, um sich alsbald wieder über dem Haupte eines Verurtheilten zu schließen. Die Entziehung von Licht, Luft und Nahrung tödtete langsam den Unglücklichen in dieser, nur durch die Gebete und Seufzer der Sterbenden unterbrochenen, ewigen Stille."

„Ein Theil der unterirdischen Gemächer war wohl zu Anfang des jetzigen oder höchstens zu Ende des vorigen Jahrhunderts zugemauert worden. Man erkannte dies bei näherer Untersuchung der Mauern, die man mit einer grauen, rauchartigen Farbe überstrichen fand, offenbar um an hohes Alter glauben zu machen. In einer Ecke dieser Gewölbe standen viele alte Bilder und verschiedene Kirchengeräthschaften für Feste, durcheinander aufgehäuft. Nachdem man diese Dinge bei Seite geschafft, entdeckte man eine steinerne Treppe von dreißig Stufen. Da hinab gelangte man in ein ganz kleines Gemach, angefüllt mit Erde und Schutt. Es diente als Vorplatz für andere ähnliche Zellen, die eigentlichen Gefängnisse Pius' V. Längs der Mauern und in denselben sind nischenartige Vertiefungen, welche die Stellen der alten Kerker bezeichnen. In einigen derselben wurden die Unglücklichen lebendig begraben, eingescharrt in die mit Schutt vermischte Erde. Man erkannte dies aus der Stellung der Leichen, welche diese furchtbaren Wohnungen anfüllten. Zum Theil

konnte man die konvulsivischen Anstrengungen der Unglücklichen errathen, um sich von dem ihre Glieder immer fester zusammendrückenden Schutte zu befreien. Zum Theil waren die Gebeine der Leichen zusammengelegt, die größeren Knochen über einander geschichtet, wie man solches in italienischen Beinhäusern zuweilen findet, die Gebeine des einen Leichnams gesondert neben denen des andern, in geordneter Reihe. Vielfach fehlten indeß die Schädel, welche an einer besondern Wand, gleichfalls in einer Reihe aufgestellt, sich vorfanden *). Von allen diesen Opfern des Fanatismus wissen wir nichts Näheres." —

„Die übrigen Theile des Gebäudes boten in dieser Art wenig Bemerkenswerthes dar, wohl aber in anderer Hinsicht. Der Saal des furchtbaren Officiums, in welchem der Inquisitor sein Amt ausübte, befand sich im Innern des ersten Baues. Dieser Saal war höchst einfach, nur im Vordergrunde mit einem kolossalen Bilde Pius' V. geziert; sodann befand sich über dem Stuhle des Pater Inquisitors ein Kruzifix, zu dessen Füßen die Kirche dargestellt ist, wie sie die Ketzerei straft, und daneben der furchtbare Dominikaner Guzman mit einem Flammen speienden Höllenhunde. Zu beiden Seiten des Inquisitorsitzes öffneten sich Thüren; die zur Rechten führte in die Zelle des ersten Pater-Begleiters, jene zur Linken in die des zweiten. Die gedachten beiden Angestellten hatten seit uralten Zeiten den Inquisitor, den obersten Prokurator der Inquisition, im Aufsuchen der Verbrecher und im Bekehren der Verurtheilten zu unterstützen. Diese letzte Aufgabe ward nicht selten in folgender Weise vollzogen: So oft es dem heiligen Tribunal darum zu thun war, sich, nach beendigtem Prozesse (denn Niemand ward verurtheilt ohne vorgängigen Prozeß; allein wie die Justiz, so der Prozeß!) eines Verurtheilten ohne Aufsehen zu entledigen, so ward derselbe nach der Urtheilsverkündigung zunächst „zum ersten Pater-Begleiter" geführt. Dieser ermahnte ihn zur Reue und Buße, und zur Ergebung in die göttliche Gnade, die ihn auf Erden strafe, um ihn gereinigt im Himmel zu verherrlichen. Der Unglückliche ward dann ausgefragt, damit man sein Verbrechen ganz genau erfahre und die Spuren weiterer Schuldiger erforsche; endlich, wenn er reuig und zerknirscht war, gesegnet, jedenfalls aber zum „zweiten Pater-Begleiter" gesendet. Die Diener, welche beim Ausgange auf den Armen warteten, führten denselben nun nach der Thüre auf der andern Seite des Saales, öffneten dieselbe und schlossen sie unmittelbar hinter ihm. Ohne es zu ahnen in dem hier herrschenden ewigen Dunkel, stand der Unglückliche

---

*) Die französische Gesandtschaft zu Rom gefiel sich darin, in einem Bericht an ihr Gouvernement die Regierung der römischen Republik zu beschuldigen, sie habe durch das öffentliche Vorbringen dieser Leichen aus dem Inquisitionsgebäude das Institut der Inquisition und die Priesterregierung überhaupt verhaßt zu machen und zu beschimpfen gesucht. Wir erwähnen dieses Gesandtschaftsberichtes nur darum, weil durch denselben das Auffinden jener Leichen ebenfalls konstatirt ist.

am Ende eines kurzen Brettes. Beim nächsten Tritte fehlte ihm der Boden unter den Füßen, — er stürzte in sein Grab hinab, in jenes Gewölbe, von dem wir oben geredet. Noch standen über jener Unglücksthüre die Worte: Stanza del secondo patre compagno."

„Wir haben bisher die Wohnung der Qualen und der Verzweiflung betrachtet. Ein anderer Theil des Gebäudes bleibt uns noch zu untersuchen, von weniger schrecklichem Anblicke, aber von noch gewaltigerer Bedeutung: die Archive, welche das Martyrologium der Menschheit, und die Geheimnisse des barbarischen Verfahrens der Inquisition in sich schließen."

„Diese Archive sind in drei große Sektionen getheilt."

„Die erste derselben besteht aus der Bibliothek. Sie ist die einzige ihrer Art. Es findet sich hier Alles gesammelt, was in den verschiedenen Ländern im Sinne des Papismus geschrieben wurde; es finden sich hier aber auch die Hauptwerke jener italienischen Reformatoren, welche in der Verbannung, im Kerker oder in den Flammen starben, zum Theil Werke, welche den vorzüglichsten Bücherkundigen unserer Zeit niemals zu Gesicht kamen *). Auch eine Menge von Handschriften findet sich angesammelt, denn die Inquisition hatte die Gewohnheit, kein Manuskript zurückzugeben, dessen Druck sie verhindern wollte, damit dasselbe nicht gegen ihren Willen dennoch verbreitet werde. Es bedurfte Jahrhunderte langer Kämpfe, um die Riegel, welche diese Thüren verschließen, für einen Augenblick zurückzuschieben. Jetzt sind diese Sammlungen allen Uneingeweihten wieder unzugänglich, — doch sie werden es nicht mehr allzu lange bleiben, um endlich der erstaunten Christenwelt das ganze Schaudergemälde einer entarteten Priestertyrannei zu entrollen, deren Geisel sie, viel zu lange für ihre Ehre, noch immer erträgt — und ertragen muß, so lange dem Statthalter auf dem Stuhl des Apostels die Gewalt nicht nur über die Seelen, sondern auch über die Leiber seiner Gemeinden gelassen wird." —

„Die zweite Abtheilung umfaßt die Prozeßakten. Welche furchtbaren Geheimnisse mögen da noch aufbewahrt sein! Es sind nicht blos die Urkunden über Untersuchungen gegen Römer, sondern auch die von auswärts, aus den fernsten Ländern, gesendeten Akten in vielen wichtigen Prozessen. Sodann finden sich hier die Entscheidungen des heiligen Officiums über Gewissensfragen; endlich alle den Angeklagten abgenommenen Gegenstände, wie Briefe, Bücher, Manuskripte, selbst Amulete u. dgl., in einem seltsamen Gemisch."

„Die dritte Sektion, aus der Kanzlei bestehend, und im untern Stockwerke befindlich, ist für unsere Zeit die praktisch wichtigste. Sie ent-

*) Bekanntlich blühte die Buchdruckerkunst bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts am allermeisten in Italien; von dieser Zeit an aber ward sie durch die Gewaltmaßregeln Pauls IV., Pius' V. und des Tridentiner Koncils auf der Halbinsel gleichsam vernichtet.

hüllt die ungeheuere Ausdehnung der Inquisition, selbst in der Neuzeit, und zeigt, daß und in welchem Maße das Institut noch lebt. Zu den bedeutendsten Papieren dieser Abtheilung gehört das sommario delle sollecitazioni: — das Register der, besonders den Frauen entlockten Beichtgeheimnisse, zunächst im Kirchenstaate, dann aber auch, mit größerer Auswahl, anderwärts. Obgleich einige Fächer leer waren, so blieb doch noch genug vorhanden, um die jetzige geheime Organisation des Sant' Ufficio begreifen zu lassen, und die Namen der damaligen Angestellten und Diener des Tribunals kennen zu lernen. Diese Namen der Agenten sind in ein Register eingetragen, und nach Provinzen eingetheilt. Korrespondenten und aktive Mitglieder des Sant' Ufficio sind in der Regel, wie sich hieraus ergab, alle Prälaten in Mission, alle Provinciale und Generale des Regularklerus, alle Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle, nicht allein des Kirchenstaats, sondern der ganzen Christenheit; alle Sanfedisten und exaltirten Gläubigen, welche durch Stellung und Ehrgeiz, oder durch Fähigkeit und Reichthum, oder durch Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Regierungen, hervorragen und sich auszeichnen. Die Korrespondenzrepositorien sind daher groß und zahlreich: da befinden sich deren blos für die Mittheilungen der Bischöfe, Prälaten und Kardinäle, zunächst im Kirchenstaate, durch welche die Inquisitoren sowohl über politische als über kirchliche Dinge unterrichtet werden; dort findet man andere, für den Verkehr sowohl mit der höhern als mit der niedern Geistlichkeit im übrigen Italien und in allen andern katholischen Ländern; wieder an einer andern Stelle wird die Korrespondenz mit den Nuntien aufbewahrt. Ueber alle diese Dinge führt man mit geübter Hand Noten und Register, welche den catalogus indicationum bilden. Es fanden sich darin insbesondere die Namen aller politischen und kirchlichen Ketzer bis 1847 verzeichnet, ihr moralisches Verhalten, ihre Schriften und Handlungen; die Verbindungen, denen sie angehörten, die Gesellschaften, mit denen sie umgingen, ihre Begünstiger und Freunde; gleichsam über jeden Schritt ist Buch und Rechnung geführt. Bei der ungeheuern Ausbreitung der Fäden der Inquisition kann, vom Beichtstuhle der Dorfkirche bis zu den Schlössern der Großen und den Palästen der Fürsten, Alles beobachtet, Alles untersucht, Alles mitgetheilt werden. Nicht allein die Freiheit wird als Ketzerei behandelt, sondern auch die Vernunft; ja es scheint das gesammte menschliche Dasein dem Verdacht der Ketzerei ausgesetzt zu sein, weil die Inquisition die Verpflichtung hat, die Handlungen und die Gedanken aller Menschen in ihre geheime Jurisdiktion zu ziehen, Alles zu belauschen, Alles zu überwachen; für sie ist nichts heilig: weder der heimische Herd, noch der geleistete Eid, noch das Geheimniß des Beichtstuhls. — Insbesondere würden manche Regierungen und Fürsten, nicht blos Italiens, sondern namentlich auch Deutschlands, gewaltig erstaunen und erschrecken, wenn sie den Theil dieser Korrespondenz enthüllt sähen, der sie betrifft."

So weit die Mittheilungen des Augenzeugen. Es ist sehr zu bedauern, daß die Regierung der römischen Republik, freilich durch andere, dringendere Aufgaben vollständig in Anspruch genommen, nicht eine genaue Untersuchung dieses Archives, und die Veröffentlichung einer Reihe von Dokumenten aus demselben anordnete. Was Einzelne zu sehen bekamen (unser Berichterstatter hielt sich wiederholt stundenlang in dem Gebäude auf, um sich mit dessen Inhalt näher bekannt zu machen), ist wenigstens ausreichend, um im Allgemeinen ein Bild der Organisation zu geben, den hier waltenden Geist des Bösen zu kennzeichnen und den Umfang seiner Schandthaten wenigstens ahnen zu lassen!

Die römische Republik hatte am 4. April 1849 dekretirt, daß die Gebäude des Sant' Ufficio zukünftig armen Leuten zur Wohnung dienen sollten. Nach der heldenmüthigen, der alten Römer würdigen Vertheidigung, fiel die Siebenhügelstadt, fiel die neu erstandene römische Republik. Es war am 3. Juli 1849. An jenem Tage zog das französische Heer unter Oudinot zu Rom ein, und am 15. des nämlichen Monats erfolgte die förmliche Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft.

Eine der ersten und wichtigsten Maßregeln der von Pius aus Gaeta abgeordneten Kommissäre war die Wiedererrichtung der Inquisition. Anfangs, in einem Dekret vom 23. August, ward blos von einer „Inquisitionskommission" geredet, mit der Bestimmung: „die gegen die Religion und ihre Diener, die Majestät des Souveräns und die öffentliche und Privatsicherheit begangenen Verbrechen" zu untersuchen. Allein bald darauf sah man das Inquisitionsgericht, wie auch die übrigen „geistlichen Gerichte" ganz in der frühern Weise wieder hergestellt, schaltend und waltend wie in längst vergangenen Tagen. Das Inquisitionsgebäude, von dem wir erzählt, ist zwar seit der Vernichtung der Republik von französischen Truppen besetzt; es dient ihnen als Kaserne, geeignet hierzu durch seine Räumlichkeit und wichtig wegen seiner Lage in der Nähe der Engelsburg. Allein die Inquisition besteht nichts desto weniger auf's Neue. Sie ist vollständig zu Santa Maria sopra Minerva untergebracht, und dort werden jetzt auch die oben kurz erwähnten Archive aufbewahrt.

Selten, daß ein Lichtstrahl das Wirken des furchtbaren Geheimgerichts beleuchtet. Vor Kurzem aber fiel ein solcher Lichtstrahl auf eine der Anordnungen eines der Inquisitionsgerichte in einer Provinzialstadt des unglücklichen Kirchenstaats. Ein Generaledikt des heiligen Officiums von Ancona gelangte zur Oeffentlichkeit; es ist datirt vom 8. August 1859, unterzeichnet vom Inquisitor Thomas Vincenz Airaldi und beginnt mit einer Ermahnung an alle Mitglieder der katholischen Kirche, dem heiligen Amte der Inquisition alle Vergehen, welche in deren Kompetenz gehören, bei Strafe der Exkommunikation zu denunciren, besonders aber solche Personen anzugeben, welche Ketzer oder der Ketzerei verdächtig, oder

Anhänger (frühere oder jetzige) des jüdischen Ritus, oder Juden, oder Mohammedaner sind; ferner alle Diejenigen, aus deren Handlungen, wie Zauberei, Magie u. dgl., man auf bestimmte oder stillschweigende Verträge mit dem Teufel schließen kann; dann alle Schwarzkünstler; Solche, die Priesterfunktionen ausüben, ohne dazu berechtigt zu sein; Solche, welche geheime Versammlungen, oder Versammlungen zur Verachtung oder Benachtheiligung des katholischen Glaubens halten; Solche, die Gott, die Jungfrau oder die Heiligen lästern; Solche, die, trotz eines religiösen Gelübdes eine Heirath abschließen; die Polygamisten; Diejenigen, welche der heil. Inquisition in Ausübung ihres Amtes Hindernisse bereiten; Verfasser von Schriften, welche Beleidigungen gegen Geistlichen enthalten; alle Die, welche ketzerische Schriften lesen, drucken, drucken lassen oder verbreiten; solche Personen, welche während der Fastenzeit Fleisch, Eier oder Milch gegessen oder zu essen gegeben haben; endlich Diejenigen, welche einen Katholiken von seiner Religion abwendig gemacht, oder einen Nichtchristen abgehalten haben, sich taufen zu lassen. Ein Nachsatz des Dekrets ermahnt Alle, welche sich eines Vergehens schuldig gemacht, nicht abzuwarten, bis sie von Andern denuncirt werden, sondern sich freiwillig anzugeben und zu beichten, in welchem Falle sie der kirchlichen Milde versichert sein können.

Wir brauchen zur Charakterisirung des Geistes, aus welchem solche Verordnungen fließen, wohl nichts hinzuzufügen.

Casas Grandes in Mexiko.

Der zerlumpte Römer im Colosseum, der schmutzige Mönch vor dem Vesta-Tempel, der verwahrloste Neugrieche auf der Akropolis, der faule Türke auf Phöniciens Schutthaufen, der räuberische Araber unter Kartha-go's Säulenresten, der spanische Bettler in der Alhambra, oder gar der deutsche Bauer in den Ruinen seiner Ritterburgen und Klöster, — gleicht irgend Etwas von all' diesem Leben der Gegenwart auf den Trümmern der Vergangenheit unserem Bilde aus der neuen Welt? Nicht bloß Meere und Jahrhunderte trennen und unterscheiden Alterthum von Alterthum.



Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

ÇASAS GRANDES
(Mexico)

Eigenthum d. Verleger.

Wie des Säulencactus riesige Candelaberform zwischen diesen Ruinen dem Auge der alten Welt neu und nur diesem Boden eigenthümlich erscheint, ebenso eigenthümlich war das Kulturleben, von dem diese Mauerreste zeugen. Wer den asiatischen Buddhaismus, die afrikanischen Pyramiden mit ihren Mumien, die Fußtapfen der Nachkommen des Pelagus in den ältesten Bautrümmern Amerika's wieder finden will, der wird endlich auch im Kaiman nur einen entarteten Nachkommen des Krokodils erkennen und den Indianer nur als kupferroth gewordenen Enkel des paradiesischen Adams und seiner weißen Eva begrüßen dürfen.

Die Casas Grandes (große Häuser) oder Casas Blancas de Montezuma (weiße Häuser des Montezuma) kommen am häufigsten vor um den Rio Gila, namentlich vom Einfluß des Rio Salinas an, bis nach Santa Fé hinauf und bis in die Gegend von Chihuahua. Sie sind sämmtlich aus Adobes (Luft- oder Schlammziegeln) gebaut, folglich aus einem Material, das dem Einfluß der Witterung nicht viele Jahrhunderte widerstehen kann. Von Steingebäuden ist bis jetzt im Bereiche der Casas Grandes noch keine Spur entdeckt worden. Deshalb stehen sie ohne Zusammenhang mit den Azteken, deren Baureste wir in einem frühern Artikel (Pueblo de Zunni) geschildert haben, und der Beisatz „des Montezuma" ist von den Epigonen der kultivirteren Erbauer dieser Casas den Spaniern nur nachgesprochen. Diese Epigonen haben wir vor uns. Sie kennen die Wohnungen ihrer Vorfahren nicht mehr, sie kauern auf dem Boden, wo ihrer Väter Haus und Feld war, sie lehnen an einer Mauer, die von Rechtswegen ihr erbliches Eigenthum ist, aber vergeblich ragen die ältesten Candelaber des „Saguarro" (wie der Säulencactus in der Sprache des Landes heißt) von Väterzeiten her zwischen den Trümmern empor, — die armen Indianer sind historisch blind, und ehe sie sehend werden, ist die letzte Spur ihrer alten Heimatstätten vom öden Grunde weggewaschen.

Der Spitterfall.

Wenn ich das liebliche Bildchen mit den frischen Baumgruppen und den zersplitternden Wasserstrahlenbündeln lange betrachte, so nenne ich es „Splitterfall", wie der Künstler, und fühle mich in einen Gebirgswinkel meiner lieben Steiermark versetzt, wo es so schön ist! Da springt, wie der allerlösefte, prächtigste Junge, ein Alpenbach vom hohen Bachergebirg herab, rennt unmuthig zwischen bebautem Ackerland hin, um mit der ausgelassensten Freude in eine stundenlange Felsenschlucht zu stürzen, wo er im arg zerwühlten Bette Burzelbäume schlägt und Sprünge macht zum Grausen! In dieser Schlucht war meine Lieblingsstätte da, wo die klaren Perlen der Hudina-Wellen am lustigsten und mit rauschendem Jauchzen über die Felstrümmer rollen. Hier besuchte ich meinen Bach zu jeder Jahreszeit, im Frühjahr, wenn der schmelzende Schnee des Gebirgs ihn aufbrachte und die Eisschollen ihn so erzürnten, daß er sie zerschmetterte; im Herbst, wenn der Regen ihm sein reines Gewand verdarb, so daß er bitterböse mit ihm davon rannte; im Sommer, wenn er stiller ging, aus Freud' an den herrlichen Blumen, die er küßte; und im Winter, wenn er mächtige Orgelpfeifen von glitzerndem Eis in seinen kalten Fingerchen hielt und eigentlich doch lachte, wenn's ihn auch fror.

Jetzt, wo wieder der dunkle Kranz heimatlicher Tannenwälder zu mir herüber sieht, fühle ich die Thüringer Natur des Bildchens stärker hervortreten. Die Felsen kommen meinem Auge nun kleiner, die Wasserstrahlen niedlicher vor, und die Bäume sind offenbar noch jung. Mag nun der Fall da mehr Aehnlichkeit haben mit dem, welchen die kleine Thüringische Spitter, unweit Tambach im Gothaischen, in wasserreichen Tagen macht, oder mit meinem Hudina-Sprung in Steiermark, das ist mir einerlei. Das Bild ist lieblich auch ohne Porträtähnlichkeit, und falls es die Physiognomie beider Fälle darstellte, so wäre das wieder kein Wunder; die Erde ist groß und reich genug, um Zwillingsähnlichkeiten auch in der Natur vorräthig zu haben.

DCCCXXV



DER SPLITTERFALL

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.



NEW YORK UND WILLIAMSBURG

(VON DER NAVY YARD AUS GESEHEN)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Ein Blick auf New-York und Williamsburg

(1861.)

— und die Deutschen in Amerika, denn der Stadttheil zur Rechten des Meeresarmes, Williamsburg, ist die deutsche Vorstadt der amerikanischen Metropole. Mehr als die Hälfte der new-yorker Deutschen, deren Zahl man auf 125,000 schätzt, haben an diesem Küstenstrich Long-Islands ein eigenes selbständiges Gemeinwesen gegründet, aus dem sich das irische und angloamerikanische Element so gänzlich fern gehalten hat, daß man kaum einen englischen Namen über den Hausthüren liest, es müßte denn der eines anglisirten Juden sein, noch ein anderes englisches Wort auf der Straße hört, als was der angloamerikanische Dialekt in sich aufgenommen hat. Dieses Sichzusammenschaaren der Deutschen in Amerika zu größeren und kleineren Kolonien findet sich in allen Staaten und namentlich in der Nähe aller größeren Städte wieder. Aus der Entfernung läßt man sich leicht verleiten, diese Erscheinung für einen löblichen Zug nationaler Selbständigkeit, starken vaterländischen Geistes zu halten, der sich durch festes Zusammenhalten vor dem Aufgehen im amerikanischen Wesen bewahren will, und man ist deshalb auch versucht, dem Deutschthum, welches anscheinend sich so kräftig konsolidirt hat, einen seinen Vorzügen entsprechenden Einfluß auf den Kulturgang Nordamerika's zuzuschreiben. Bei Betrachtung in der Nähe gewahrt man vielfach das Gegentheil, und Williamsburg gibt ein schlagendes Beispiel dafür. Gerade diejenigen Deutschen New-Yorks, welche deutscher Bildung theilhaftig und ihres Werths sich bewußt sind, wohnen nicht in Williamsburg, sondern inmitten der amerikanischen Bevölkerung, wo ihnen die aristokratische Bezeichnung „german" zu Theil wird und sie nicht nur vor allen anderen Nationalitäten vorzugsweise geschätzt werden, sondern auch ihrem Urtheil Beachtung, ihren Ansichten Einfluß zu verschaffen wissen. Dieser Theil unserer überseeischen Landsleute, die germans, ist allerdings ein sehr kleiner, dagegen bestehen das halbe Hunderttausend williamsburger Stammesgenossen lediglich aus „dutchmen", geläufiger in Verbindung mit dem Prädikat „damned", Leuten aus den niedern Lebenssphären, welche lediglich das Verlangen nach materiellem Wohlbefinden beseelt, wie

sie selbiges verstehen, Menschen, denen ihre Herkunft als etwas Zufälliges gilt, was man gegen jedweden Vortheil einzutauschen bereit sein muß, die aber ihre kosmopolitische Begabung lediglich dadurch bekunden, daß sie nur das Verwerfliche von der Fremde annehmen und das Gute dran geben, was ihnen allenfalls noch anhaftet. Die Gemeinsamkeit dieser Geschmacksrichtung führt die Deutschen solchen Schlags überall, mehr aber in den Städten als auf dem Lande zusammen, wo sie dann gesonderte Bevölkerungen ausmachen, die, wie in Williamsburg, die gute deutsche Sitte, Sinn für Familienleben, Sparsamkeit und Ehrlichkeit gegen amerikanische Rohheit und Frivolität, Unmäßigkeit und Händelsucht, Schwindel und Wortbrüchigkeit los zu werden sich befleißigen und in der Verbindung dieser Errungenschaften mit der hergebrachten Stumpfheit des Geistes, Trägheit der Arme, Ungeschliffenheit der Manieren und Zügellosigkeit der Begierden eine Besonderheit von Nationalcharakter repräsentiren, welche zu nichts weniger geeignet ist, als dem Amerikaner Achtung zu erwecken und seinen Trägern einen Antheil an der Gesammtentwickelung des dortigen Volkslebens einzuräumen. Daher, weil sich das Deutschthum in fast allen dichteren Bevölkerungsgruppen in so widerlicher, verabscheuungswerther Entartung zu erkennen gibt, rührt die dem Eingeborenen in Fleisch und Blut übergegangene Vorstellung vom „damned dutchman“, einem Schimpfwort, das bei jeder unliebsamen Berührung mit deutschem Element seinen Lippen entfährt, und welches Ursache ist, daß unsere Nationalität im Allgemeinen eine gemiedene und keineswegs uns zur Ehre gereichende Stellung dort einnimmt.

Aber auch noch auf eine andere Beurtheilung, als die des in unmittelbarer Nähe stehenden Beobachters, haben die Deutschen in Amerika Anspruch: auf die des Historikers. Einerseits ist der kleine Bruchtheil eingewanderter deutscher Bildung dennoch von so sichtbarer veredelnder Einwirkung auf das amerikanische Kulturleben und sind gerade von Deutschen so erhebliche Thaten vollbracht, so glorreiche Verdienste um Land und Volk erworben worden, daß die Geschichte darüber ein rühmliches Register aufzuweisen hat, andererseits spricht die Bevölkerung deutscher Abkunft, welche ein Sechstheil der Nation ausmacht, durch ihre numerische Bedeutung immerhin ein großes Wort in den amerikanischen Angelegenheiten mit, wenn auch ihre Rolle nur als eine sekundäre gelten kann, da sie zumeist ein Werkzeug in den Händen der politischen Wortführer ist.

Nach Nordamerika gelangten die Deutschen schon in frühester Zeit, ohne jedoch, inmitten der Engländer und Franzosen, selbständig wirken zu können. Eigene Gemeinden gründeten sie während des Freiheitskampfes der Holländer in deren Kolonien, namentlich an den Ufern des Hudson und in Long-Island. Schon im Jahre 1653 rühmte ein vom Statthalter bestätigter Bericht, daß die Deutschen den Weinbau theils eingeführt,

theils verbessert hätten. In den Jahren 1684 und 1685 ließen sich viele Deutsche, auf Penns Anregung, in Pennsylvanien nieder. Die Königin Anna von England erließ im Jahre 1709 eine Einladung an die Deutschen, worin sie denselben freie Ueberfahrt nach Amerika und gutes Land unentgeltlich versprach. Mehr als 32,000 folgten dem Rufe der Königin, von denen aber nur etwa 10,000 Amerika erreichten, die Uebrigen gingen meistentheils elend zu Grunde. Der englische Statthalter Hunter bedrückte die neuen Ankömmlinge schwer und veranlaßte dadurch, daß sie sich weiter landeinwärts ansiedelten. Eine Reihe deutscher Niederlassungen entstand auf dem Wege längs dem Hudson nach den Seen hin, inmitten der Jagdgründe der Indianer. Andere Deutsche zogen nach Virginien und den beiden Carolina's. Besonders zahlreich waren die Mennoniten, welche sich in den Jahren 1683 bis 1727 am Susquehannah ansiedelten. Herrnhuter folgten im Jahre 1734. Religionsverfolgungen trieben nicht blos aus England, sondern auch aus Deutschland die Meisten, welche im Laufe des 18. Jahrhunderts Amerika besiedelten. Die deutschen Reformirten ließen sich daher mit Vorliebe im Staate New-York, die deutschen Katholiken in Maryland und später, als die englisch-bischöfliche Kirche hier die Oberhand gewann, in Pennsylvanien nieder. Durch den Schwindler Law, den berüchtigten französischen Finanzminister, wurden in den Jahren 1716 und 1717, ohne Rücksicht auf Religion, 2000 Pfälzer und Schweizer an die Mündungen des Mississippi geworfen, woselbst die Meisten im Elend verkamen. Die von den Jesuiten über die salzburger Protestanten verhängten Verfolgungen trieben wieder eine Anzahl Opfer des Glaubenshasses in den Jahren 1734 bis 1741 über den Ocean.

Aller Orten hatten die deutschen Ansiedler schwere Kämpfe zu bestehen, bevor sie ein selbständiges Dasein begründen konnten, nirgends aber wurden sie so bitter getäuscht, als in den Neu-England-Staaten. Wiederholt waren von demselben Staate Massachusetts, der sich neuerdings durch den von seinem Statthalter bekundeten Fremdenhaß unrühmlich hervorgethan hat, Ausländer und namentlich auch Deutsche aufgefordert worden, sich in seiner Mitte niederzulassen. Doch gediehen in jenen Gegenden die deutschen Niederlassungen nicht. Zuerst wütheten unter den neuen deutschen Ansiedlern, namentlich in den Jahren 1746 bis 1755, die Indianer, nachher noch schlimmer und verderblicher amerikanische Rechtsverdreher, welche sie zwangen, ihre wohl erworbenen und mühsam behaupteten Grundstücke ein zweites und drittes Mal zu bezahlen. Die meisten Deutschen verließen lieber Habe und Gut, als daß sie sich in endlose Rechtsstreitigkeiten verwickelten. Nur Wenige kehrten später zurück und behaupteten sich in demjenigen Theile von Massachusetts, welcher jetzt den Staat Maine bildet. Mit ähnlichen Betrügereien hatten fast alle Deutschen zu kämpfen, welche seit den Zeiten der Königin Anna in

Amerika eingewandert waren. Man lockte sie über den Ocean durch glänzende Versprechungen und namentlich durch die Zusage, sie würden Land unentgeltlich bekommen. Als sie aber in Amerika angelangt waren, suchten habgierige Menschen ihnen ihre mühsam urbar gemachten Ländereien wieder abzunehmen, oder die Schenkungen, welche die Königin ihnen gemacht hatte, zurückzuhalten. Ungeachtet aller dieser Hemmnisse vermehrte sich die deutsche Bevölkerung in Amerika von Jahr zu Jahr. Sie betrug im Jahre 1742 in Pennsylvanien allein über 100,000. Von 1740 an landeten im Hafen von Philadelphia jedes Jahr mehre Tausend deutsche Einwanderer. Im Jahre 1759 stieg die Zahl derselben auf 22,000. Unmittelbar vor dem Ausbruche des Freiheitskrieges, als die gesammte Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich etwa auf zwei Millionen belief, betrug die Zahl der Deutschen im Staate New-York vier Fünftheile, in Pennsylvanien wohl die Hälfte, in den gesammten Staaten reichlich ein Dritttheil der Einwohner.

Die Mehrzahl dieser Deutschen bestand aus betriebsamen und fleißigen Arbeitern. Unter sie gemischt fanden sich aber auch nicht wenig Kriegsleute, welche beim Abschlusse eines Friedens brodlos zu werden pflegten, und wissenschaftlich gebildete Männer, wie sie weder in Cambridge und Oxford, noch auf den mangelhaften Schulen Amerika's, sondern nur auf den Universitäten Deutschlands herangebildet werden konnten. Deutsche waren es, welche zuerst Wein, Seide und Indigo in Amerika bauten. Die Deutschen theilten nicht die Anhänglichkeit an das englische Königshaus, die englische Verfassung, die englische Staatskirche, die englischen Sitten und Gewohnheiten, welche bei den aus Britannien eingewanderten Kolonisten vorherrschend war. Sie wurden deshalb frühzeitig von den englischen Statthaltern angefeindet und verfolgt und, als zwischen England und den Kolonien Zwiespalt ausbrach, durch keine der vielen Rücksichten gelähmt, welche die Amerikaner englischer Abkunft so lange von entscheidenden Schritten abhielten.

Schon damals wurde den Deutschen, weil sie eine andere Bildung besaßen, als die Kolonisten englischer Zunge, von diesen oft Unwissenheit und, weil sie an ihren Eigenthümlichkeiten festhielten, Hartnäckigkeit vorgeworfen. Diese kleinlichen Leidenschaften verloren sich jedoch, wenigstens theilweise, während des Aufschwunges, den die Kolonisten in den bewegten Jahren des Freiheitskrieges nahmen. In den meisten Bezirken gaben die Deutschen das Beispiel entschlossenen Widerstandes gegen die Anmaßungen der englischen Regierung. Sie griffen zuerst zu den Waffen und drangen auf die Unabhängigkeitserklärung, bevor Thomas Paine sie begehrt und der Kongreß sie beschlossen hatte. Auf den Deutschen ruhte auch mit besonderer Schwere die Last des Krieges. Unverhältnißmäßig groß war die Zahl der deutschen Krieger, welche im Kampfe für die Unabhängigkeit Amerika's fielen. Die deutschen Ansiedlungen mußten am

bittersten die Wuth der Engländer und der mit ihnen verbündeten Indianer und Tories empfinden. Der pennsylvanische Landtag von 1787 erkannte die hohen Verdienste der im Kampfe für die Freiheit Gefallenen an, begabte ausdrücklich zum Danke dafür eine deutsche hohe Schule zu Lancaster und bestimmte dabei, daß sie fortwährend nur unter Aufsicht von Deutschen stehen solle. Nächst den Deutschen Pennsylvaniens thaten sich die Deutschen Virginiens besonders hervor: die Männer fochten unter den Vordersten in der Schlacht, die Frauen versahen die hungernden Krieger unentgeltlich mit Lebensmitteln, während viele der englisch redenden Tories auf Seiten der Engländer kämpften, oder doch lieber an diese um baares Geld verkauften, als daß sie gegen Papiergeld den Freiheitskriegern ihre Speicher geöffnet hätten. In der Zeit der Noth hütete man sich, die Deutschen zu verhöhnen und zu beschimpfen. Der Kongreß trug kein Bedenken, seine Bekanntmachungen auch in deutscher Sprache zu erlassen. Die Bildnisse der deutschen Feldherren K a l b und S t e u b e n zieren neben denen Lafayette's und Franklins die Wände des Kapitols. Unter vielen anderen verdienstvollen deutschen Offizieren des Freiheitskrieges nennen wir nur General Mühlenberg, welcher mit seinen deutschen Pennsylvaniern immer zur Stelle war, wenn es galt, eine kühne That auszuführen. Oft sagte Washington: „Wenn er sich auf Keinen verlassen könne, dann könne er es doch auf den Mühlenberg."

Kurz nach dem Ende des amerikanischen Freiheitskrieges brachen die französischen Revolutionskriege aus, welche die Einwanderung aus Deutschland in's Stocken brachten. Der englisch-amerikanische Theil nahm dermaßen zu, daß das Verhältniß der Deutschen von einem Dritttheil unter ein Fünftheil herabsank. Die beispiellos starke Einwanderung der Jahre 1846 bis 1855, unter welchen das Jahr 1854 allein mit 206,000 Deutschen aufgeführt ist, brachte deren Zahl auf reichlich fünf Millionen, also auf etwa ein Fünftheil der jetzigen weißen Bevölkerung der Union.

Doch die Zahl bildet in allen Dingen der Erde einen untergeordneten Hebel der Bewegung und namentlich des Fortschritts. Die kleine Anzahl der alten Griechen hatte für die Menschheit eine größere Bedeutung, als die tausend Millionen, welche gleichzeitig mit ihnen in Afrika, Asien und dem größeren Theile Europa's wohnten. Die Kraft und die Richtung des Geistes ist es allein, welche, wie dem einzelnen Menschen, so ganzen Stämmen und Nationen ihren Platz auf der Stufenleiter der Entwickelung anweist. Der Deutsche, welcher deutscher Bildung den Rücken kehrt, verliert diese, ohne daß er im Stande ist, im Laufe seines ganzen Lebens sich eine tüchtige amerikanische Bildung anzueignen. Es ist nicht schwer, alle Errungenschaften der Vergangenheit über Bord zu werfen, allein etwas Besseres an deren Stelle zu setzen, gelingt nur den seltenen Ausnahmsmenschen, welche mit guten Anlagen eine große Kraft des Willens verbinden. Die Meisten, welche ihre deutsche Anschauungsweise aufgeben,

werden dadurch haltlos und, wenn sie auch vielleicht im Erwerb von Geld und Geldes Werth dadurch gefördert werden, so verlieren sie dafür alle geistige Selbständigkeit.

Die deutsche Nationalität steht der amerikanischen gleichberechtigt gegenüber, wenn schon es natürlich ist, daß jede Nation die ihrige vorzieht. Wir machen keinem Deutschen daraus einen Vorwurf, wenn er Europa mit Amerika vertauscht. Allein wenn er auch seine ganze deutsche Bildung aufgeben will, so verdient er den bittersten Tadel. Er handelt hierin nicht blos herzlos, sondern auch unklug. Der Mensch, welchem politische, religiöse und gesellschaftliche Ueberzeugung nur ein Kleid ist, das er nach den Umständen an- und ablegt, wird natürlich ohne Schwierigkeit in Amerika sich amerikanisiren. Allein er wird dieselbe Gewandtheit im Wechseln auch im Betreff der hiesigen Verhältnisse bekunden. Er wird seine neu erworbenen amerikanischen Ansichten ebenso schnell wieder vertauschen, nach den Umständen den methodistischen, baptistischen oder katholischen, den demokratischen oder den whiggistischen Rock anziehen, mit einem Worte, seine Ueberzeugung an den Meistbietenden verkaufen. Diese Unterordnung der Ueberzeugung unter die Rücksichten des augenblicklichen Vortheils, diese Käuflichkeit der Gesinnung bildet den Krebsschaden des amerikanischen Lebens, und die Erfahrung beweist, daß die Deutschen, welche sich durch die Lockungen der Verhältnisse bestimmen ließen, mit ihrer ganzen Vergangenheit zu brechen, und sich mit Leib und Seele an das Amerikanerthum, sei es in Staat oder Kirche, hingaben, die allerverächtlichsten Menschen wurden.

Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl der Gebildeten, welche von Deutschland nach Amerika übersiedeln; sie stehen jedoch aller Orten vereinzelt. Viele Männer, welche in Deutschland auf geistigem Gebiete einen großen Einfluß ausübten, vermochten in Amerika einen solchen nicht zu gewinnen. Die Mehrheit der Deutschen erkennt noch nicht den innigen Zusammenhang zwischen geistiger und materieller Thätigkeit. Tausende, welche in den südlichen Provinzen unter dem von Sklavenzüchtern beherrschten Geschäftsverkehr bitter leiden, Tausende im Norden, welche durch die Temperancefanatiker in ihrem Geschäftsbetriebe oder in ihren liebsten Lebensgewohnheiten angegriffen sind, ahnen nicht, daß die Gesetze der verschiedenen Staaten der Union niemals einen so freiheitsfeindlichen Charakter hätten annehmen können, wenn ein frischerer und regerer Kampf auf geistigem Gebiete dagegen geführt worden wäre. Den zahlreichen Amerikanern, welche einer freiern Richtung angehören, hätten deutsche Fortschrittsmänner kräftige Verbündete werden können. Doch die Deutschen in Amerika haben ihre Führer auf dem Gebiete des geistigen Kampfes fast aller Orten sehr wenig oder gar nicht unterstützt. Von ihren eigenen Landsleuten verlassen, mußten sich viele der begabtesten Geister auf untergeordnete Bestrebungen werfen, um ihr tägliches Brod zu



Bibliograph. Institut.

Hildburghausen.

MIRAMAR

erwerben. Noch herrscht unter den Deutschen Amerika's die blos nach Gewinn trachtende Richtung zu sehr vor. Sie werden mehr und mehr zu leiden haben, bis sie einsehen, daß es etwas Höheres gibt, als das Geld, bis sie die Nothwendigkeit eines geistigen Kampfes erkannt und sich zu diesem Behufe organisirt haben.

Eine Partei, welche mit deutscher Gründlichkeit amerikanische Gewandtheit, mit deutschen Ideen amerikanische Thatkraft, mit deutscher Begeisterung amerikanische Geschäftskenntniß verbände, eine solche Partei, welche mit den aufgeklärtesten und fortgeschrittensten Amerikanern Hand in Hand ginge, könnte im Laufe der Zeit eine Bedeutung gewinnen, die allen Ausschreitungen des amerikanischen Parteiwesens, aller Zügellosigkeit der politischen Spekulation die Spitze zu bieten und den Namen dutchmen zu Ehren zu bringen vermöchte.

Die Lärmtrommel rasselt jetzt durch alle Straßen amerikanischer Städte. Deutsche eilen aus allen Quartieren zu den Fahnen; die öffentliche Stimme rechnet auf ihren Patriotismus. Vielleicht sind es die vielgehöhnten dutchmen, welche, wie jüngst am Stimmkasten, diesmal auf dem Schlachtfeld den Ausschlag geben und die Union vom Untergang retten. Dann wäre auch für die Ehrenrettung des deutschen Namens in Amerika die Zeit gekommen; — möge sie nicht unbenutzt vorüber gehen.

Schloß Mira Mar bei Triest.

„Bewundre das Meer!" ruft uns der Name dieses reizenden Schlosses zu, und wir wollen dem Rufe folgen, ohne uns von der Sirene Politik verführen zu lassen, die gerade an diesem Ufer so verlangend winkt. — Nein, alte Wetterhexe, du zeigst vergeblich deine schlimmsten Bilder, die italienische Tricolore, die diesen Gestaden droht, den italienischen Geist, der jene deutsche Seestadt der Adria beherrscht, die finsteren Brauen des Slaventhums, das vom öden Karst des Küstenlandes und Istriens herüberblickt, das italienische und ungarische Händedrücken auf

dem Bahnhofe von Triest, der nicht blos Wien und Venedig, sondern auch Mailand und Buda=Pesth, Verona und Komorn, Arad und Brescia verbindet und so weiter; — fort mit Bildern, die den Frieden aus der Seele reißen, fort mit ihnen, die das Auge für den Anblick der Natur trüben und jedes grüne Blatt mit dem zuckenden Schein des Feuers überziehen! — Wir eilen freudig zu dem Schlosse, das in weißer Pracht über der grünen Fluth schimmert und uns stolz und schwärmerisch zuruft: „Bewundre das Meer!"

Das adriatische Meer besitzt besonders an seinem östlichen Ufer eine stattliche Reihe großartiger, prachtvoller, wildromantischer, idyllisch=friedlicher, trotziger oder lieblicher Bilder der Natur, deren Reichthum und Mannichfaltigkeit einem Künstler wohl eine volle Lebensaufgabe bieten und lohnen könnten. Von den wundervollen Buchten von Cattaro, die Alles vereinen, vom reizendstillen Landsee mit seinen friedfrohen versteckten Villen unter'm grünen Laub der Gestade bis zur prangenden Häuserreihe voll verkehrseifriger Menschen und zum schwindelnden Steig, der am schwarzen Felsengethürm entlang hinauf nach Montenegro führt, — von diesen Buchten an, das schöne, geheimnißvoll anlockende Dalmatien entlang mit seinem vielfach zerklüfteten Ufer und seinen Inselreihen, die Dich bald mit lachenden Thälern begrüßen, bald Dir mit finsteren Felsenstirnen entgegentrotzen, bis zum bewegten Quarnero, in dessen tiefster Bucht Fiume liegt und über welcher der böse Berg sich erhebt, aus dem die furchtbare Bora, der Schrecken aller Schiffer dieser Gewässer, hervorzustürmen scheint, und endlich rings um Istrien bietet des Malerischen die Fülle sich dem Auge. Aber vereinigt finden sich die höchsten Reize der Adria=Scenerie in ihrem nördlichsten Busen zwischen Triest und dem kleinen Golfe von Monfalcone. Wer in der Mitte dieser Bucht auf einem der Fischerboote, die dieses Wasser am fleißigsten befahren, das Land beschaut, dessen bietet sich eine Auswahl jeglicher Landschaft: von der schnurgeraden Ebene und vom Hügellande bis zu den schroffsten Formen des Hochgebirgs, vom üppigen Grün der Fruchtbarkeit bis zur wasserlosen Wüste des Steinreichs, vom Oelbaum bis zur Zwergkiefer, vom Weingelände bis zum Dünengras, auf einen Blick. Es ist nicht möglich, sich satt zu sehen an einem Naturbilde von so unendlichem Wechsel der Formen und Farben zu jeder Tagesstunde und jeder Jahreszeit.

Von Triest, zu welchem über die Buchten von Muggia, Capo d'Istria und Pirano die Höhen von Istrien blicken, zieht sich in einer Höhe von 1500 Fuß über dem Meere der kahle Rücken des Karstes in nordwestlicher Richtung zum Golfe von Monfalcone hin; über ihm erheben sich die fernen Scheitel der Alpen Krains, und am Gestade blinken die weißen Häuser reizender Ortschaften, viel von Gondeln und Booten besucht, aus dem Grün ihres nächsten Hintergrundes hervor. Je weiter Dein Blick vordringt, um so phantastischer gestaltet sich das Felsenufer, bis Du in

Duino einen Riesenthurm aus dem Meere emporragen siehst, der wie zum Scherz Thürmchen und Mauern der kleinen Menschen auf dem Rücken trägt. Links von Duino und Monfalcone erkennt das Auge nichts, als einen schmalen Streif, über welchem mit blauen Rücken und weißen Häuptern die fernen Alpen über die venetianische Ebene herüberschauen.

Zu den lieblichsten und interessantesten Ortschaften dieser Küste gehören das Dorf Barcola, ein vielbesuchter Vergnügungsort der Triestiner, und Nebresina, aus neuester Zeit bekannt durch seine großartigen Wasserwerke, welche Triest mit gutem Trinkwasser versorgen. In der Nähe tritt zugleich die Eisenbahn durch ihr großartiges Karstthor zum Meere heran. Zwischen beiden Orten ragt eine Felsenspitze, die Punta di Grignano, in's Meer hinaus, und dieser einst so einsame Fels ist es, welcher gegenwärtig das Schloß Mira Mar trägt.

Erbauer und Besitzer dieser geschmackvollen Anlage ist Erzherzog Ferdinand Max, des Kaisers Bruder, Oberkommandant der österreichischen Marine. Vor dem Schlosse befindet sich ein kleiner Hafen, der direkt an demselben zu landen gestattet, eine breite Treppe führt rechts in den Hauptbau, links in einen Park, an welchen die Eisenbahnstation Grignano grenzt. So ist den Freunden der Natur zu Wasser und zu Land die Bahn offen zum lohnendsten Genuß der Bilder des Meeres.

Wer auf dem Wartthurme steht, dem wird das „Mira Mare" verständlich; die ewig lebendige Fläche dehnt sich mit all ihrem Farbenspiel und dem bunten Reiz des Seewesens vor ihm aus, herrlich umrahmt von Gestaden, deren Namen an die großartigsten Wandelungen des Schicksals gemahnen. Nur nach Südwest treffen Meer und Himmel zusammen. Zur Linken erkennt man Pirano auf seiner Landzunge, wie auf dem Wasser schwimmend, je mehr nach links, desto höher erhebt sich das Land über die Meeresfläche, bis das Auge endlich an Leuchtthurm, Schanze, Kastell und Dom von Triest stößt und das regere Leben auf den Wogen die Nähe einer Pulsader dieses Lebens ahnen läßt.

Kehrt aber der Blick aus den Fernen in die nächste Umgebung wieder zurück, so fühlt der Mensch, daß er auf einem wunderschönen Fleckchen Erde stehe, von dem wir alles Ernstes wünschen müssen, daß es wie der Rhein, deutsch verbleibe.

Mozart's Geburtshaus in Salzburg.

Wie Meilenzeiger stellt man die Grabsteine großer Menschen in die Wüste der Weltgeschichte; es wäre vielleicht verständiger, ihre Wiegen an die Marken der Zeiträume zu setzen. Nicht der Tod, das junge Leben ist ja die Mitgift der Epochen, und nicht an klappernder Greisenhand führt der Allmächtige seine Menschheit. Auf weichen Kinderarmen schaukelt er sie von einer Zeit in die andere.

Es gehört zu den Vorzügen unserer Zeit, dies zu erkennen, und sie ehrt und schmückt daher nicht blos die Gräber ihrer Lieblinge: sie sucht auch ihre Geburtsstätten auf und ziert sie mit Kränzen. Ich lobe diesen Sinn, der die Heiterkeit mit der Ehrfurcht paart und nicht blos bei der Bahre weinen, sondern auch bei der Wiege jauchzen will. An ihren Gräbern schleichen den Geschiedenen die Mißtöne des Lebens nach; an den Stätten aber, wo der erste Keim gesproßt, der die Blüthen und Früchte eines unsterblichen Lebens trug, da kräftigt jeder Gedanke und wird zur Freudenlabung für den betrachtenden Geist. Es ist zu vergleichen wie Aufgang mit Untergang der Sonne. Jener erfrischt und erfreut; das schönste Lebewohl des Gestirns stimmt hingegen zur Wehmuth.

In dem stattlichen Salzburg, welches so traulich im Schooße der Alpen liegt, in dem weißen, großen Hause dort, wohnte einst der Konzertmeister Mozart, der Vater, und hier erblickte der große Wolfgang am 17. Juni 1756 das Licht der Welt, die er erfreuen sollte. Schon in dem Kinde drängte und klopfte ein Geist, der dichterisch blühen wollte. Die Musik schien seine ganze Seele anzufüllen; die Musik wurde zur Sprache seiner frühesten Gefühle. Mozart komponirte schon im fünften Jahre, machte im siebenten Jahre mit seinem Vater die erste Kunstreise durch Europa und erregte durch seine Produktionen allgemeine Bewunderung. Es waren keine Blüthen, die, wie bei den meisten Wunderkindern unserer Tage, nur treiben, um abzufallen ohne Frucht anzusetzen: es waren die frühkräftigen Triebe des wahren Genius, der nicht lange auf die besten



MOZARTS GEBURTSHAUS
in Salzburg

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

Früchte warten ließ. In seinem zwölften Jahre sehen wir Wolfgang auf einer Kunstreise nach Rom; im dreizehnten erhielt er das erste Ordensband, und als er bei verschlossenen Thüren in einer halben Stunde eine vierstimmige Simphonie gesetzt hatte, ernannte ihn der Papst zum Kapellmeister. Eine weitere Reise Mozarts in Italien glich einem Triumphzug. Ueberall kam man ihm mit Ehrenbezeugungen entgegen, Akademien und Vereine überreichten ihm ihre Diplome, oder wählten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Man nannte ihn den Raphael der Tonkünstler, und durch seine Kompositionen, die rasch nach einander erschienen, füllte er, der kaum zum Jüngling gereift war, die Welt mit seinem Ruhme an.

Heros der Kunst, blieb er doch ein Kind in allen andern Beziehungen des Lebens. Außerhalb der Musik hatte Mozart für nichts rechten Sinn. Er folgte blindlings dem Zufall, ohne Zaum und Ziel. Keine Erdensorge haftete an ihm, keine Berechnung störte seinen schaffenden Geist. Häusliche Ordnung war ihm ein Grauen, das Geld warf er weg mit beiden Händen, sobald er es erworben, Ruhm und Ehre schienen ihm eine Bürde zu sein, keine Zierde des Lebens. Den Tag über spielte er Billard, oder er pflegte in seinem Lehnsessel einer träumerischen Ruhe; ganze Nächte aber brachte er phantasirend an seinem Klaviere zu, wo er bald die schauerlichsten, bald die lieblichsten Vorstellungen seiner Seele mit Tönen ausdrückte. Am schöpfungsreichsten war die Stunde von sechs bis sieben Uhr Morgens. In dieser hat er die meisten seiner unsterblichen Werke komponirt, was er gewöhnlich im Bette that. — Das Aeußere Mozart's war unbedeutend. Sah man, ohne ihn zu kennen, den kleinen, blassen, hagern Mann, der so gar nichts Ungewöhnliches in seinen Zügen trug, und der sich durch nichts bemerklich machte, als durch ein schüchternes, zerstreutes Wesen, in Gesellschaft, so hatte man keine Ahnung von dem Genius, der sich unter so anspruchsloser Hülle verbarg. Erst wenn er den Stuhl zum Klavier rückte, offenbarte sich ein höheres Dasein. Die Züge belebten sich, heiliges Feuer blitzte aus seinen blauen Augen, sichtbar spannte sich jeder Nerv, sein Ausdruck, seine ganze Haltung verriethen die höchste geistige Spannung. Mit dem Moment, wo er die Tasten berührte, gehörte er der Tonwelt an und dies so ganz und allein, daß selbst sein Körper während des Spiels für schmerzhafte und krankhafte Eindrücke unempfindlich war. Kein Wunder, daß sich Mozart's Hülle bei einer so abnormen Lebensweise bald abstreifen mußte. Schon im dreißigsten Jahre klagte er über Abnahme der Körperkräfte und schnelles Hinwelken. — Eines Tages kam ein Unbekannter zu ihm und trug ihm die Komposition eines Requiems zur Todtenfeier seiner Gemahlin auf. Mozart sagt zu, verlangt 200 Dukaten dafür und der Fremde zahlt sie ihm hin, um einer recht zeitigen Fertigung gewiß zu sein. Aber dem Vergessenen entfällt seine Verbindlichkeit; die Zeit war schon abgelaufen, als ein Boote mit

einem Mahnungsbrief des Bestellers erscheint. Mozart, sich entschuldigend, geht nun an die Arbeit und gibt sich ihr mit solchem Feuer hin, daß er alles Andere darüber vergißt und seinem schwachen Körper anderthalb Tage lang sogar jede Nahrung, jede Erholung versagt. Seine Frau entreißt ihm zuletzt mit Gewalt die Partitur — zu spät! Mozart sinkt zusammen, wird krank und stirbt. — So feierte er in seinem letzten Werke gleichsam seine eigene Verklärung.

Mozart ist kaum fünfunddreißig Jahre alt geworden. Wer Ewiges geschaffen, stirbt nie zu früh. Hätte er auch nichts geschrieben, als seinen Don Juan, „ein Werk", — um mit Weber's Worten zu reden, — „in dem Alles erschöpft ist, was die Seele des Menschen in ihrer tiefsten Tiefe ahnend empfindet; ein Werk, das selbst in seiner sittlichen Richtung zu einem jüngsten Gerichte für alle Verruchtheit wird und zu dem Gewissen in Tönen redet, die zugleich schrecken und zermalmen;" — immer würde man ihn zu den Größten der Zeiten und Völker zählen. Was in seiner Seele geblüht: durch seine hinterlassenen Werke blüht es in Millionen Herzen fort, und der Keim, der gesproßt hat in jenem Hause Salzburgs: er wächst, nachdem er lange schon seine Samenhülle abgeworfen, zur tausendjährigen Eiche auf, die, festwurzelnd auf dem Boden des deutschen Gemüths, immer weiter schattet, immer herrlicher sich entfaltet, immer besser erkannt und auch immer mehr geschätzt wird und hochgehalten.

Wer nichts gewirkt hat, stirbt auch nicht; er hat nie gelebt. Wer aber Gutes und Großes gethan auf Erden, für den ist das Sterben nur ein Scheintod, und jede Morgensonne, die auf sein Grab scheint, feiert einen Tag seiner Auferstehung.



WÜRZBURG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Würzburg.

Seitdem Deutschland aus seinem bundestäglichen Traumleben erwacht ist, haben mehre deutsche Städte das Schicksal erfahren, ohne eigenes Verschulden zu eigenthümlichem politischen Rufe zu gelangen.

Wir gehen nicht auf eine ältere Zeit zurück, wo Karlsbad, Laibach u. dergl. in übeln Geruch kamen, schweigen auch von Frankfurt, der deutschen Hauptstadt aller politischen Unverbesserlichkeit, sondern wir betrachten die Folgezeiten der Märzstürme von 1848. Von jener so viel verspotteten und für Deutschlands Entwickelung doch so unendlich wichtigen Revolution datiren diejenigen Parteiungen gekrönter und ungekrönter Häupter, von denen allein hier die Rede sein kann.

Als das Rumpfparlament zu Stuttgart der materiellen Gewalt erlegen war, gab es in Deutschland immer noch Fürsten und Minister, welche nicht an die Auferstehung des Bundestags glaubten. So mächtig war die Nachwirkung der Märztage in gewissen Reichsgliedern, daß sie befürchteten, durch die Offenbarung jenes Glaubens für politisch abergläubisch gehalten zu werden. Aus diesem Gefühle gingen die Erfurter hervor, jene deutschen Parlamenter innerhalb preußischer Festungsmauern. Neben ihnen hätten die Dresdener beinahe das Recht erworben, politisch auch einmal Etwas zu werden, wenn sich im Verlaufe der Zeit das dort gesammelte „unschätzbare Material" als etwas mehr denn blose Aktenbündel für das Reichsarchiv der Zukunft erwiesen hätte. Sind nun auch die Dresdener im albertinischen Sachsen Nichts geworden, so ist der ihnen entschwundene politische Nimbus desto strahlender im ernestinischen aufgegangen und hat sich um die Mauerkronen zweier deutschen Antipoden gelegt. Die Gothaer und die Koburger gaben zwei deutschen Parteien Stammsitz und Namen.

Aus den Trümmern des Parlaments, unter welchen die preußische Kaiser-Idee mit ihren kleindeutschen Anhängern schreckenstarr verschüttet lag, stand sie mit der Drei-Königs-Idee wieder auf, und erst, als die Lebensunfähigkeit auch dieses politischen Flickmittels in Deutschland zu allgemeiner Einsicht gekommen war, zogen sich die Freunde und Genossen des deutschen doktrinären Juste-Milieu mehr und mehr in die Verborgenheit der einzelnen Ständekammern zurück. Ihr reines, wenn auch schwaches Wollen trat bei Seite, als die unreine Zeit, die schmutzigste Epoche der partikularistischen Ministerblüthen, die das deutsche Volk seit Napoleon I.

erlebt, über uns hereinbrach. Die herrlichen Tage der Hassenpfluge, Manteuffel und Konsorten, die unmoralischen Eroberungen, welche die Kreuzzeitungszöglinge in den Ministerien der kleinen Staaten machten, verbreiteten ihre junkerlichen Beglückungen über ganz Deutschland, und an das neuerstandene Oesterreich klammerten sich die verschiedensten, oft sich direkt entgegenstehenden Hoffnungen an. So tief war Preußen in der deutschen Achtung gesunken, daß das viertelsdeutsche und ganz absolutistische Oesterreich selbst in einem großen Theile des deutschen Volks den Vorzug erhielt vor dem damals florirenden viertelskonstitutionellen und ganz krautjunkerlichen Altpreußenthum. Es herrschte damals eine trostlose Zerfahrenheit der Anschauungen im Volke selbst. Da schien ein äußerer Kampf der Einheit im Innern wieder aufzuhelfen. Der französisch-italienische Krieg gegen Oesterreich begann.

Nie hat Deutschland einen rascheren und bedeutenderen Umschwung der öffentlichen Meinung erlebt, als er durch die Erfahrung erzeugt wurde, daß all die gepriesene Kriegsmacht des angeblich durch seine Centralisation verjüngten Kaiserstaates nur Schein war. Es gehörten erst die Niederlagen Oesterreichs in den lombardischen Ebenen dazu, um das österreichische Regierungssystem selbst um den letzten Kredit im Volke zu bringen; man mußte erst erkennen, daß mit seinem Heere der ganze Kaiserstaat geschlagen, gelähmt und zu einer Wiedersammlung seiner Kräfte unfähig war; erst der Gram und die Scham über die unerhört elende Führung der österreichischen Armeen unter den Camarilla-Generalen einer klerikal-despotischen Hofklique rüttelte die Nation zum Nachdenken auf über den jämmerlichen Zustand ihres öffentlichen Lebens, und erst damals geschah es, daß sich die Blicke eines sehr großen Theils von Deutschland plötzlich wieder nach Berlin richteten, wo neue Hoffnungen den Thron bestiegen und das Ministerium gereinigt hatten. Aus dem Unheil, welches der Mangel an Einigkeit der deutschen Regierungen über Oesterreich gebracht, drang mit neuer Kraft das Streben der deutschen Völker nach Einheit hervor, und zum Anwalt und Führer dieses Strebens warf sich der Nationalverein auf, welcher aus dem republikanischen Frankfurt nach Koburg übersiedeln mußte.

Wie in der Uneinigkeit der deutschen Regierungen das Volk seine größte Gefahr erkannt hatte, der es durch nationale Einheit ein Ziel zu setzen entschlossen scheint, so erkannten die deutschen Mittel- und Kleinstaaten in diesem nationalen Einheitsstreben die größte Gefahr für sich und bauten sich zu Schutz und Trutz gegen den Verein von Koburg und das deutsche Banner in preußischer Hand ihr partikularistisches Zion zu Würzburg auf.

Es ist in unseren politischen Kämpfen eine leidige Sitte, die Gegner vor Allem um die Ehre der Ebenbürtigkeit zu berauben, sie für Verfechter eigensüchtiger Absichten, wenn nicht gar für schlechte Menschen zu erklären. Diese Blindheit solchen Hasses hat viel Unheil über uns gebracht. Die

Träger der Gewalt gingen in dieser bösen Sitte stets mit dem schlimmsten Beispiel voran; nicht zum würdigen Prüfen der Meinungen ihrer Gegner, sondern zum persönlichen Verderben derselben bot ihr nur allzu oft die Justiz gefügig die Hand. Todesurtheile und lebenslängliche Einkerkerungen in ungemessener Zahl sind die traurigen Zeugen für die Wirksamkeit jenes politischen Hasses im Talar der Gerechtigkeit. Die Völker blieben stumme Zeugen solchen Märtyrerthums, bis die Ideen, um derentwillen die Gerichteten litten, an der Hand der Zeit den Sieg errungen hatten. — Mögen sie auch die Ersten sein, welche die Binde politischer Blindheit, die der Haß um die Augen legt, von sich werfen; mögen sie erst prüfen, ehe sie verurtheilen. —

Wenn die „Würzburger" in der Centralisation kein dauerndes Glück für Deutschland erkennen und die Selbständigkeit der einzelnen Staaten zur eigenthümlichen Entwickelung des deutschen Geistes und Wesens für nothwendig erachten, so gebührt dieser Ansicht dasselbe Recht, sich auf deutschen Patriotismus zu berufen, wie den Einheitsbestrebungen der Koburger. Wenn das höchste Ziel der Würzburger auf die Größe und Kraft Deutschlands gerichtet ist, wenn sich dieses Ziel als offenes und redliches herausstellt, dann ist Verständigung mit ihnen die erste Pflicht der Nationalen, und es gilt nur, die Mittel und Wege zu prüfen, welche zu dem gemeinsamen Ziele führen sollen. Wir dürfen nicht verkennen, daß eine unbeschränkte Centralisation für Deutschland ein Unglück sein würde, und Thatsache ist es, daß es zehn Jahre lang in Preußen Minister gab, welche den Kern des deutschen Wesens, die Selbstregierung der Gemeinde, die ächt demokratische Grundlage des deutschen Staatslebens, so zu zernagen wußten, daß die Polizeistaats-Centralisation des französischen Nachbars auch bei uns bereits zu üppiger Blüthe gediehen war. Gegen eine solche Gefahr für die deutsche Nation ist Wachsamkeit nöthig, und der sicherste Wächter ist das von der Schweiz und von Nordamerika uns gegebene Beispiel volksthümlicher innerer Selbständigkeit in der Verwaltung, der Spitze der föderativen Gesammtmacht gegenüber. Wenn diese Sorge die „Würzburger" zusammenführte, so verdienten sie Anerkennung, und statt des Streites bedürfte es blos der Verständigung.

Anders aber, wenn es dort weniger die Erhöhung der Gesammtmacht Deutschlands nach außen, als vielmehr die Erhaltung der Fürstenmacht im Innern gilt, wenn die Dankbarkeit für die französische Begnadigung der Vorfahren sich über Das stellen sollte, was das Volk „Vaterlandsliebe" nennt. Die Zeit ist vorbei, wo Regierungsorgane eine absonderlich bayerische, kurhessische, waldecksche oder sachsen-meiningen-hildburghäusische Vaterlandsliebe erwecken konnten; wer an diese Zeit sich anklammert, hat den Strohhalm im Sturm erfaßt und wird mit ihm untergehen. Wenn die Fürsten die Lehren des Rheinbundes vergessen haben sollten — ihre Völker haben sie nicht vergessen. — —

Vor der Hand wollen wir unser schönes Bild uns frei von solchem trüben Schatten denken: wir wollen glauben, daß nur Männer mit deutschen Herzen, keine „Würzburger", durch seine alte Domgasse wandeln, und wir wollen hoffen, daß der Ruf Würzburgs seit den Tagen, wo das erste Lied für Schleswig-Holstein in ihm erscholl und das deutsche Volk den ersten Jubel über Befreiung von seinen Schlagbaumfarben in ihm feierte, in seiner Reinheit fortbestehe.

Würzburg ist die schönste Stadt des schönen Frankenlandes. Der Main mit seinen Rebenhügeln hat keine reizendere Stätte, als die, welche diese Stadt ziert, und reich ist sie an Allem, was das Leben erfreut, schmückt und erhebt. Welchen Wanderer hätte nicht das Bild entzückt, das sie schon von Weitem ihm entgegenhält? Burg und Thürme, Strom und Hügel, Alles vereinigt sich, um uns wie ein freudiges Willkommen zu begrüßen und uns wie daheim fühlen zu lassen bei ihrem Anblick. Und wie sie reich ist an Prachtbauten und edlen Stiftungen, wie ihr Dom, ihre Hochschule, ihr Julinshospital und ihr Stein- und Leistenwein — Jedes zum Geschätztesten seiner Art gehört, so birgt sie auch in ihrer Geschichte einen Schatz von Belehrung für das gesammte deutsche Volk, der gerade in unseren Tagen am wenigsten mißachtet werden sollte. — Was aber jedes Schulbuch und jedes Konversationslexikon unseren Lesern sagt, damit wollen wir hier den engen Raum nicht vergeuden. Würzburg liegt viel zu prächtig mitten in Deutschland, als daß nicht die Mehrzahl unserer Leser einmal im Leben es geschaut hätten. Allen diesen wird unser Bild eine liebe Erinnerung sein, welche Bedeutung auch die „Würzburger" seiner Ueberschrift noch in der Geschichte beilegen mögen.

Der Trifels.

„Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!" „und kein welscher Despot soll mehr ungestraft drohen, zur Wüste dieses deutsche Land zu machen, wie jener vierzehnte Ludwig that, da sei unser Blut für!" — so schallte es aus des Schreibers Herzen, als er jüngst von Landau aus, das weite lichte Thal entlang, den Weingeländen der Haardt zuwanderte, denn wahrlich, ein lachenderes Stückchen Erde, wärmeren Sonnenschein und ein fröhlicheres Völkchen hat das ganze deutsche Vaterland nicht aufzuweisen, als unsere Pfalz.



TRIFELS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Hinter dem Dorfe Eschbach steigt's steil bergauf zur hochgelegenen Madenburg, und von da beginnt eine der schönsten Fußtouren, die man in Deutschland machen kann. Selbst Schottland, Tyrol und die Schweiz bieten wenige solch anmuths- und wechselvoller Wege dar, wie der von der Madenburg nach dem Trifels. In sanftem Auf- und Absteigen wandert man fortwährend am Kamm eines hellgrünen Waldgebirges hin, von dem herab abwechselnd gewaltige Felsen-Thürme und Thore, Ruinen und Eichengruppen auf den Wanderer niederschauen. Links fällt dicht zu Füßen der üppig junge Forst jäh abwärts oder erhebt seine durchsichtigen Kronen nur so weit, daß der Blick ungehindert hinab reicht in das köstliche Annweiler Thal. Rechts begleiten den Wanderer die mannichfach geformten Berggipfel der Haardt, mit den wundersamsten Felsformationen: da glaubt man uralte Römerthürme, kleine und große Burgruinen, zerklüftete Mauern und Festungswerke zu sehen, und das Alles verschiebt sich wieder gleich wandelnden Dekorationen zu andern Gestalten, wenn man von dieser oder jener Biegung des Weges aus es betrachtet. Dann und wann weitet sich das Thal und der Raum zwischen seinen Bergen, und man genießt den Zauber eines unbeschreibbar geheimnißvollen Fernblicks nach Höhen und Tiefen. Nun wird der Weg dichter und lauschiger; Blick und Seele sind eingehüllt in duftende, quellende Waldesruhe; auf einmal lichtet sich das grünsaftige Buchendunkel, und vor das erwartungsvolle Gemüth und den erstaunten Blick tritt die merkwürdigste und bedeutungsreichste Burg der deutschen Lande, die Ruine des Trifels, von dem aus das deutsche Kaiserscepter einst Europa beherrschte. Seine Geschichte spiegelt die Geschichte Deutschlands ab, und zwar in dessen höchster Herrlichkeit und tiefsten Erniedrigung. Jedes Mauerstück kann erzählen von großen und glänzenden Ereignissen, die auf dem Trifels an- und abgesponnen wurden, und sein letzter zerbröckelnder Thurm schaut hinein in die Welt als ein gewaltiges Stück ihrer Geschichte.

Kaiser Heinrich IV. kniete zwar demuthvoll in Kanossa vor Gregor VII., doch erhob er sich als ein Mann und ein Kaiser im vollen Stolz des Worts, und bald darauf war er es, der den weltbezwingenden Papst in den Staub warf. Die Erbauung des Trifels geschah in Folge dieses Kampfes mit Gregor; die starke Veste sollte den Kaiser schützen gegen diejenigen deutschen Fürsten, die sich gegen den von Rom verfluchten Gebieter auflehnen würden. Aber das Reich blieb noch fest und stark nach Innen und Außen, bis die Empörung des kaiserlichen Sohnes gegen den Vater es spaltete: da nahm der Trifels den größten Salier, den ergrauten Kaiserhelden, als unglückseligen, flüchtigen Vater auf. — Der Sohn war als Heinrich V. nach Rom gezogen, hatte den Papst in seiner Kirche gefangen genommen und fortgeführt, und Erzbischof Adalbert I. von Mainz wollte den heimgekehrten kaiserlichen Ketzer mit Bann und Aufruhr bestrafen; bald darauf nahm der Trifels den päpstlichen Frevler in

lange, schwere Haft. — Graf Wiprecht von Groitzsch, Markgraf zu Lausitz, hatte sich mit andern kleinen Fürsten gegen die Obergewalt des Kaisers empört; er wurde bei Wahrenstädt gefangen genommen und als Reichsverräther auf den Trifels gebracht.

Der letzte Salier, der gefürchtete, doch auch großherzige Heinrich V., fühlte sein Ende nahen und bestimmte, daß des Reiches Krone, mit allen Insignien und Kleinoden, auf dem Trifels bewahrt würde, bis der neue Herrscher gewählt sei. Nun sah der Trifels den von Pfaffen und eifersüchtigen Fürsten geschürten neunjährigen Kampf um die höchste Gewalt, bis sie von dem Sachsen Lothar auf den ersten Hohenstaufenkaiser, auf Konrad III., kam. Unter diesem guten und tüchtigen Kaiser ruhten die Zeichen der kaiserlich-königlichen Würde und Macht lange und sicher auf dem Trifels. Indessen hatte die ehrwürdige Veste unter jenen Kämpfen viel gelitten; ihr Ruhm schützte sie beinahe mehr als ihre Mauern. Da trat der große Barbarossa, Friedrich I., in die Weltgeschichte ein, und er verlieh der gefährdeten Burg neue Stärke, neuen Glanz und Ruhm. Er erbaute den mächtigen Thurm, dessen noch starke Ruinen wir jetzt anstaunen, und errichtete darin die Kapelle, deren äußere Nische uns jetzt noch die Steinbilder des kaiserlichen Paares zeigt; Thurm und Kapelle bestimmte er für des Reiches Insignien und zugleich auch für die Schätze, von denen die Truhen der Reichsschatzkammer dazumal noch überflossen und die nun zum ersten Male auf den Trifels gebracht wurden. Dann erbaute der große Hohenstaufe den prächtigen und kostbaren Marmorsaal, dessen Decke wir jetzt dräuend schweben sehen an der Nordseite jenes Thurmes.

In diesem Saale ertönten bei herrlichen Festen die ersten Lieder der Minnesänger; wohl auch zum ersten Male die gewaltigen Strophen des Nibelungenliedes. In diesem Saale sah man die schönsten Frauen und kühnsten Ritter, die mächtigsten Fürsten und größten Denker des weit über die deutschen Grenzen hinausgreifenden Reiches versammelt. Von diesem Saale aus diktirte der große Hohenstaufe Gesetze für Europa. — Er zog nach Palästina und mit ihm zog das Glück und der Glanz von seinem Reiche und von des Reiches erlauchter Veste. Bald ertönten auf dem Trifels Seufzer und Flüche statt Lieder- und Jubelklänge.

Richard, der löwenherzige Plantagenet, von Oesterreichs Leopold gefangen und an Barbarossa's Nachfolger, den schrecklichen Heinrich VI., ausgeliefert, wurde von diesem schnöd und grausam auf dem Trifels festgehalten, bis England seinen großen Sohn mit großen Summen auslöste. Nur die Sage, nicht die Geschichte, erzählt von Richards Befreiung durch den treuen Sänger Blondel. Aber die Nemesis der Geschichte verfolgte des Kaisers grausame Habgier: jenes von Richard erpreßte Geld gab die Mittel zu dem von Heinrich beschlossenen Zug zur Unterwerfung Siciliens. Dieser Zug wurde am 12. Mai 1194 vom Trifels aus angetreten und er wurde der Grabgang des größten Kaiser-

geschlechtes, das jemals die Welt beherrschte. Wohl brachten 150 Maulthiere unermeßliche Schätze aus dem eroberten Sicilien zum Trifels; wohl saßen hier verwundete und geblendete Helden und Frauen des unglücklichen Landes; der Kaiser selbst aber verlor dort sein Leben, und seine letzten Enkel endeten dort in entsetzlicher Weise. —

Nun sah der Trifels auf's Neue den Kampf um des Reiches Gewalt entbrennen, hörte er auf's Neue den alten fürchterlichen Schlachtruf: „Hie Welf! Hie Waiblingen!" um seine Mauern rasen: Heinrichs Bruder, Philipp von Schwaben, kämpfte mit Otto IV., dem braunschweigischen Welfen; er siegte, befreite die sicilianischen Gefangenen auf dem Trifels und setzte an ihrer Stelle seinen erbitterten Gegner, den Erzbischof Bruno von Köln. Philipp wurde in Bamberg durch Otto von Wittelsbach ermordet, und wieder sah der Trifels des Reiches Insignien in seiner Kapelle, bis sie dem früheren Gegenkönig Otto in Frankfurt ausgeliefert wurden. Nach dem blutigen Tode dieses Fürsten gelangten sie in die Hände seines Besiegers: der größte Hohenstaufenkaiser, Friedrich II., brachte sie triumphirend zurück zum heiligdeutschen Trifels. Wohl war auch ihm diese Burg eine der kostbarsten Perlen seines Reiches; wohl gab auch er ihr neuen Glanz und Ruhm; aber die Syrene Italien hielt ihn zu oft und zu lange gefangen, um der geweihten Burg dauernde Aufmerksamkeit zu schenken. Die lange Abwesenheit vom Reich benutzte sein verführter Sohn, Heinrich VI., zur Empörung gegen den großen Vater. Er eroberte den Trifels mit allen Schätzen und Kleinoden, doch nur, um dies mit lebenslanger Haft auf einer Burg in Italien zu büßen.

Der große, freie, edle Hohenstaufe hob das Reich empor zu einer Höhe des Ruhmes und Glanzes, der Macht und Einheit, wie noch nie es erhoben war. Nach seinem Tode aber sank es durch Fürsten und Pfaffen in solche Schmach, daß sie noch jetzt den Zorn und die Scham des deutschen Mannes erregen muß. Das Reich wurde förmlich verschachert an den Meistbietenden und zugleich an den Schwächsten; zuerst an einen Holländer, dann an einen Engländer.

Der Trifels sah sich und seine heiligen Insignien durch erbärmliche kaiserliche Handlanger entweiht und geplündert, und gleich als ob er die eigene und des Reiches Schmach beweine, löste sich Gestein um Gestein von den Zinnen seiner Mauern, wie aus des Reiches gewaltigem Bollwerk selbst Gestein um Gestein hinabrollte in sumpfige Tiefen. — Verfolgen wir hier nicht weiter den widerwärtigen Kampf und den schmutzigen Pfand- und Tauschhandel, den deutsche Fürsten und Kaiser noch ferner mit des Reiches ehrwürdigster Veste trieben; das freche, gauklerische Spiel, womit Mönche und Vögte des Trifels die ächten und falschen Insignien des unglückseligen Reiches dem Volke für Geld zeigten und ihnen Wunderkuren andichteten, womit sie zuletzt aber auch die blinde Rache und den verheerenden Spott der Bauern-Rebellen auf den Trifels lenkten.

Indessen blieb der unglücklichen, trauernden Veste immer noch ein tüchtig Theil, bis im Jahr 1602 ein mitleidiger Blitzstrahl auch seine letzten verwaisten Gebäude in Asche legte. Nur so viel ließ er noch übrig, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges die benachbarten Bewohner zerstörter und verbrannter Dörfer dort oben eine dürftige Zufluchtsstätte fanden. Aber es kamen immer mehr und mehr der Flüchtigen, namentlich nach der unheilvollen Schlacht bei Nördlingen (1635), und nun erlebte der Trifels gleichsam den zusammengehäuften Jammer des deutschen Reiches: Hunger und Mord, Wahnsinn und Pest brachen in der überhäuften Menge aus, bis Alle, die noch fliehen konnten, von dem entsetzlichen Aufenthalt entwichen.

Von nun an hauste Niemand mehr dort als scheues Gethier, und des Reiches größte und herrlichste Veste zerfiel zu den Trümmern, die jetzt uns mit schmerzlicher Ehrfurcht erfüllen; in jedem Steine erzählend von des Vaterlandes Glanz und Schmach, mit jedem Steine mahnend an ein großes einiges Reich, mit jedem Steine warnend vor den Erbfeinden deutscher Einigkeit und Größe, vor Fürsten und Pfaffen vom Schlage derer, welche ein solches Reich verdarben.

Noch Jahrhunderte lang lebte im Volke der Pfalz des Barbarossa Geist und Name bedeutsam fort; die Sage sprach von dem Bette, das jede Nacht noch auf dem Trifels für ihn bereit stehen müsse, weil er wieder kehren werde, um sein Reich auf's Neue aufzurichten. Jetzt ist sie verstummt, jene Sage, wie das Krächzen der Raben, die um den Kyffhäuser fliegen. Den großen Schläfer vermag nichts mehr zu wecken; das Volk hat seinen Kaisertraum ausgeträumt.

Die Bettenburg.

Fern von Hofes Glanz und Flitter,
In dem hohen Rittersaal,
Bei der Ahnen Ehrenmahl,
Lebte hier der letzte Ritter.

In unabhängiger Wohlhabenheit bewohnte bis vor einigen Jahrzehnten ein Freiherr von Truchseß das Stammhaus seiner Ahnen, die Bettenburg, in Franken. Von jeher galt die Burg als ein Sitz ächter deutscher Gastfreundschaft; dabei war sie gar wohnlich eingerichtet

CCLXXVI



DIE BETTENBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

und von ihrem letzten Eigenthümer im Innern sinnig und geschmackvoll ausgeschmückt. Ihre Lage, auf den Vorsprung eines Waldgebirgs, ist sehr reizend. Man genießt aus allen Zimmern liebliche Fernblicke in die fruchtreichen Niederungen gegen den Main hin, nordwärts auf die holzreichen Höhen; nicht minder ansprechend ist die Nähe: denn durch vieljährigen Fleiß hatte Truchseß die Umgebung des Schlosses zu einem großen Garten umgeschaffen, wo Schönheit und Nutzbarkeit immer Hand in Hand gingen und keines über das andere vernachlässigt wurde. Welchem deutschen Pomologen wäre der Name Bettenburg unbekannt? Unter den deutschen Obstbaumschulen galt die hiesige für Kirschenveredlung eine Zeitlang als die erste in Europa und das Truchseß'sche Werk darüber ist klassisch.

Die Burg des Ritters war viel besucht; sie war eines jener immer seltner werdenden Häuser, die des herausgehängten Schildes nicht bedürfen, um eine Menge Gäste hinein zu locken. Der Hauptpol der Anziehung jedoch blieb immer der Hausherr selbst. Christian Freiherr von Truchseß war in kurhessischen Diensten gewesen; er hatte es bis zum Major gebracht und sich dann auf seine Güter zurückgezogen. Dieser Mann drückte die Biederkeit und Kraft des wahren deutschen Ritterthums so unverkennbar aus, daß, wer diese hohe, breitschultrige, kernfeste Gestalt erblickte, unwillkührlich der Ideale der Ritterzeit, eines Franz von Sickingen, oder des Berlichingischen Götz gedachte. Unter so eindrucksvoller Hülle verbarg sich auch der ehrwürdigste Geist. „Ein treuer, fester Muth, immer und überall für Wahrheit und Recht zu sprechen, zu handeln; ein gerades, gesundes, unbestechbares Urtheil über Menschenwerth und Menschenthat; ein großartiger Sinn, nach welchem er dem Geringsten Achtung bewies, wenn er sich ihm als redlich und vernünftig bewährt hatte, im Gegentheil aber auch den Vornehmsten verachtete, sobald er die heiligen Pflichten der Humanität unerfüllt ließ; — eine höchst einfache, herzliche Umgängigkeit, wodurch er alle guten und edlen Menschen, die sich seinem Kreise näherten, unwiderstehlich in denselben hineinzog und sich Herzen gewann; freie Selbständigkeit des Geistes, Festigkeit der Grundsätze, gebaut auf religiöse und sittliche Ueberzeugung; eine sinnige Liebe für Poesie und Kunst; Begeisterung für alles Rechte und Gute, verbunden mit der reichsten Lebenserfahrung und einer vielumfassenden Bildung: das waren die Eigenschaften, deren Vereinigung dem edeln Truchseß mit Recht Anspruch auf die Aufmerksamkeit und Bewunderung seiner Zeitgenossen erwarben." —

Truchseß pflog mit den größten Geistern unserer Nation vertrauten Briefwechsel und innige Freundschaft, und in der schönern Jahreszeit versammelte sich oft ein weiter Kreis ausgezeichneter Menschen um den freundlichen und genialen Burgherrn. Jean Paul, Goethe, Wagner, Thümmel, Fichte, Lindenau, Fernow, Rochlitz, Ludwig Tieck, Schlegel, Griesbach, Oehlenschläger, Minister Wangenheim, Fouqué, Rückert, Mosengeil, Kanzler v. Müller u. v. A.,

waren theils gelegentliche Zugvögel, theils heimisch gewordene Gäste. Auch die Fürsten der Nachbarschaft, die Herzöge von Meiningen und Hildburghausen, und der geistreiche August von Gotha sprachen öfters da ein, wo höfischer Ton und Zwang niemals geduldet wurden, und in manchem Briefe schildern sie die Seligkeit der schnell entschwundenen Stunden der Befreiung aus den Fesseln ihres Standes, die sie hier im Umgang mit guten und edlen Menschen bei dem „Fürsten der Bettenburg, dem Kaiser der Kirschen, dem Hauptmann der Männer, dem Herzog aller deutschen Herzen" genossen *)!

Die Baltimore-Washington-Eisenbahn.

In keinem andern Lande bilden die Eisenbahnnetze eine so großartige Verflechtung als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dort begriff man von Anfang an die volle Bedeutung des neuen Verkehrsmittels für ein so ausgedehntes Land, in welchem der Aufschwung der im Innern liegenden Staaten hauptsächlich davon bedingt wurde, daß die Bodenerzeugnisse möglichst rasch und sicher zu den Verschiffungsplätzen am Meere gebracht werden. Allerdings sind die Vereinigten Staaten schon durch eine Menge schiffbarer Ströme begünstigt, welche als ein mannichfaltig gegliedertes Adersystem sowohl die Küstengegend wie das innere Thalbecken durchziehen; sie stehen durch die großen Seen mit dem St. Lorenz in Verbindung, der Mississippi nebst seinen Zuflüssen bildet eine prächtige Wasserstraße zum mexikanischen Meerbusen, von den Alleghanigebirgen fallen schiffbare Gewässer in den atlantischen Ocean, und an ihren Mündungen erheben sich die Stapelplätze Newyork, Philadelphia, Baltimore, Charleston, Savannah zu hoher Blüthe, wie New-Orleans am mexikanischen Golf. Auch im Innern haben die an schiffbaren Strömen erbaueten Städte den raschesten Aufschwung genommen, wie Pittsburgh, Cincinnati, St. Louis und manche andere.

*) Wagner's Briefe an Truchseß.



VIADUCT DER BALTIMORE & WASHINGTON-EISENBAHN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. | Eigenthum d. Verleger

Aber bei der fortschreitenden Entwickelung genügten diese natürlichen Wasserwege nicht mehr. Es kam zunächst darauf an, die verschiedenen Stromsysteme mit einander in Verbindung zu bringen und künstliche Wasserwege zu schaffen; sie erschienen auch doppelt nöthig in einem Lande, dessen Landstraßen fast Alles zu wünschen übrig ließen und weit davon entfernt waren, den Verkehr im Großen zu befördern. Wo es nur irgend die Bodenbeschaffenheit erlaubte, ging man an's Werk, Kanäle zu graben, theils um verschiedene, einander mehr oder weniger nahe liegende Punkte mit einander zu verbinden, theils aber, und das hauptsächlich, um eine Reihe großer Handelswege zwischen verschiedenen Regionen herzustellen, insbesondere aber die atlantische Küste mit dem Mississippithale in Berührung zu bringen. So entstanden unter andern der große Eriekanal, der pennsylvanische und der Chesapeake-Ohio-Kanal, und hat nach und nach das Kanalsystem eine so große Ausdehnung gewonnen, daß seine Länge jetzt mehr als tausend deutsche Meilen mißt.

Aber Wasserstraßen kann man nicht auf allen Punkten haben, während Schienenwege sich nach jeder Richtung hin selbst über hohe Gebirge führen lassen. Auf ihnen ist der Verkehr unendlich rascher und auch in den kalten Monaten möglich, wenn das flüssige Element sich in starres Eis verwandelt hat. Die weit überwiegende Menge der nordamerikanischen Produkte besteht aus Erzeugnissen des Ackerbaues, welche insbesondere auch im Winter auf den großen Märkten gesucht werden. Früher mußten sie beim Landmann liegen bleiben, bis die Verschiffung möglich war; das wurde wie mit einem Male anders, als man Eisenbahnen bis in die frühern Einöden hineinbaute. Durch sie wurden die meisten Uebelstände gehoben, auf ihnen konnten die Produkte rasch an die Versendungsmärkte gelangen, und so erklärt es sich, weshalb insbesondere die westlichen Staaten mit einer wahren Fieberhast den Bau solcher Schienenwege betrieben. Grund und Boden war oft umsonst oder vielfach billig zu haben, Holz kostete in manchen Gegenden wenig, die Bodenverhältnisse waren zumeist sehr günstig und man baute ohne überflüssigen Luxus nur für die nächsten Bedürfnisse.

Der erste Schienenweg war die Quincybahn in Massachusetts; man baute sie 1827, um Granitsteine zum Neponsetflusse zu bringen. Die zweite Bahn, welche in Angriff genommen wurde, war jene, welche den Gegenstand unserer Abbildung geliefert hat, und bei welcher es darauf ankam, Baltimore, also die Chesapeakebai, mit dem Ohio bei Wheeling, das heißt mit dem schiffbaren Stromgebiete des Mississippi zu verbinden. Damit war ein großer Anstoß gegeben. Aus den schwachen Anfängen entwickelte sich innerhalb dreißig Jahren das großartige System, welches alle andern eisenbahnbauenden Länder weit überflügelt hat. Schon im Jahre 1859 waren in der Union, die doppelten Geleise nicht mit gerechnet, 27,857 englische Meilen Eisenbahnen vorhanden mit einem Kosten-

aufwande von nicht ganz tausend Millionen Dollars. Diese reichen vom mexikanischen Golf bis zum obern Mississippi und an die großen Seen, von den atlantischen Küstenplätzen an bis nach Kansas hinein. Binnenthal, Küsten und Seen können sich nun die Verkehrswege nach Belieben wählen, und man ist ununterbrochen thätig, um Lücken auszufüllen, Linien auszudehnen, und noch unser Jahrhundert wird den Tag sehen, an welchem Reisende und Waaren binnen sechs Tagen von der Mündung des Hudson nach der goldenen Eingangspforte bei San Francisco in Kalifornien befördert werden!

Die Bahn, welche von Baltimore in Maryland nach der Bundeshauptstadt Washington im Distrikt Columbia führt, bildet einen Zweig der großen Baltimore- und Ohiobahn in einer Länge von 386 englischen Meilen, und war der erste größere dem Weltverkehr dienende Bahnbau, der überhaupt mit der noch so jungen Erfindung gemacht wurde. Wenn man dies und die für damals noch unüberwindlich gehaltenen Schwierigkeiten bedenkt, welche ein wildes, rauhes Gebirgsland, die verschiedenen bis 3000 Fuß aufsteigenden Ketten der Alleghanies diesem Schienenweg entgegensetzten, so muß man über die Kühnheit des Planes, noch mehr über das Geschick und die Energie in der Ausführung staunen und den Amerikanern das Verdienst zugestehen, daß sie die Ersten waren, welche dem Eisenbahnwesen die Kinderschuhe auszogen.

Die genannte Bahn hält den Mitbewerb gegen die pennsylvanische, welche eine Strecke weiter nördlich die Delawaremündung mit dem Ohio, Philadelphia mit Pittsburgh verbindet. Baltimore hat seitdem in der Verbindung mit dem Westen einen bedeutenden Vorsprung gegen Boston und Newyork gewonnen und ist eine der großen Eingangspforten zum Verkehr mit dem Mississippigebiete geworden. Ein nicht geringer Theil des Handels von Ohio, Kentucky, Indiana und selbst Illinois sucht jetzt diese Bahn auf, welche für die Vereinigten Staaten in der That eine nationale Bedeutung hat. Auf ihr kommen von Westen her vorzugsweise Mehl, Tabak, Kohlen, Eisen, Granit, Kalk und Holz und europäische Fabrikate aller Art.

Die Zweigbahn nach Washington führt am Patapscoflusse hin und überschreitet ihn auf dem graziösen luftigen Bogenbau, der, als der größte und höchste Eisenbahnviadukt seiner Zeit, heute noch manchem europäischen Ingenieur als Modell dienen könnte.



C. Reiss del.

DIE SALPETRIÈRE IN PARIS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Das Hospital La Salpetrière in Paris.

Paris ist ein Januskopf. Auf dem einen Gesichte liegen die Züge der Verschwendung, der Ueppigkeit, des Leichtsinns, des Unglaubens, kurz aller Laster, welche die Menschheit erniedrigen; auf dem andern die der Großmuth, der Aufopferung, der Hingebung, der Wohlthätigkeit und aller Tugenden, welche den Menschen ehrwürdig machen und den Christen zieren. So muß man in der That erstaunen, wenn man die unübersehliche Menge von Anstalten mustert, die hier für Arme, Kranke und Nothleidende, Wittwen und Waisen, verlorene und ausgesetzte Kinder, Alte und Schwache, Stumme und Blinde, Arbeitslose und Arbeitslustige und für Liederliche, die sich bessern wollen, von der Wohlthätigkeit, oder dem frommen Sinn der Privaten gestiftet worden sind. — In einem ganz andern Lichte hingegen erscheinen die königlichen Anstalten aus der Epoche Ludwig XIV., der, nachdem er das Volk ausgesogen und zum Bettler gemacht hatte, Bettlerhäuser erbauen mußte, um sich vor der Verzweiflung des Elends zu schützen. Der schlichteste Verstand begreift, daß, hätten der Monarch und seine Nachfolger die bürgerliche Ordnung Frankreichs auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend gegründet, statt auf den Künsten des Volksbetrugs, sie nicht nöthig gehabt haben würden, in der Hauptstadt über hundert Millionen auf Asyle für das Elend zu verwenden, das sie selbst gemacht haben. Eine unverhältnißmäßig große Zahl von Spitälern, vom Staat gegründet, ist allwärts ein unverdächtiges Zeugniß von der Schlechtigkeit der Verwaltung; denn gutes Regiment hält die Nothwendigkeit so vieler Zufluchtsstätten der Armuth fern. Ein Zehntel der Pariser Bevölkerung lebt gegenwärtig von öffentlichem Almosen, oder in den Spitälern; in den Sterbesälen derselben haucht ein Fünftel die letzten Seufzer aus. —

Ludwig XIV. brachte den Krieg des Reichthums gegen die Armuth, der höhern Klassen gegen die niedern in ein System, welches fortwirkt bis auf den heutigen Tag. Die dichte Bevölkerung der vielen Armenhäuser und Hospitäler beweist, auf welcher Seite von jeher der Sieg, auf welcher die Niederlage war. Blos die Revolution hatte auf eine kurze

Zeit das Kriegsglück gewendet: die Guillotine decimirte damals die Reichen, wie der Tod in den Spitälern die Armen zehntet.

Traurige Betrachtung! — Könige und Dynastien haben gewechselt, Verfassungen und Regierungsformen haben andern Platz gemacht und doch blieb die alte Ungerechtigkeit am Steuer. Immer hat sich die Macht, welchen Namen sie auch angenommen, mit dem Reichthum und dem Besitz gegen die Armen und Besitzlosen verschworen und das Helotenverhältniß im Volke zu befestigen gesucht. Wo Verfassungen mit Volksvertretung bestehen, da hat man schlau das Wahlrecht an den Besitz gebunden und den Völkern weiß gemacht, daß Menschen, welche nicht eignes Hab und Gut in Menge zu verlieren haben, am Landeswohl nie aufrichtig Theil nehmen könnten. Man schämt sich nicht, den Besitzlosen und Minderbegüterten auch noch das sittliche Gefühl abzusprechen, und macht sie ehrlos, indem man sie ihrer Rechte beraubt. Und doch ist nichts alltäglicher, als die Erscheinung, daß der Begüterte durch schnöde Künste und Bestechung sich in die Volksvertretung einschwärzt, daß ihn häufig die verächtlichsten Motive hineinführen, daß er, als Deputirter, nur egoistische Zwecke verfolgt und bereit ist, der Macht sein Gewissen zu verkaufen. Ich kenne ein Land, wo die Bauern vorzugsweise die Bänke der Volksvertretung füllen. In Norwegen hört man Nichts von einer Gesetzgebung, welche die untern Klassen zu Spitalbürgern oder Bettlern zu machen trachtet. In Frankreich hingegen und anderwärts, wo die reichen Leute, oder die Beamten der Regierung, allein als sogenannte Volksdeputirte die Auflagen vertheilen, werden wir stets das Bestreben erkennen, den größten und schwersten Theil derselben den Armen aufzubürden. Muß sich nicht das Herz empören, wenn man die Einnahmebudgets der meisten europäischen Staaten aufmerksam betrachtet? Welche Bedürfnisse zahlen die meisten Steuern? die unentbehrlichsten. Wer hat folglich die Lasten am schwersten zu tragen, unter deren Druck die Völker stöhnen? der arme Taglöhner, der Arbeiter, der geringe Handwerker. Der Landmann und der schlichte Bürger, die ihre Söhne nicht das lernen lassen können, was sie vom Blutzehnt frei macht: sie müssen auch noch das Kind hergeben, den Ueberfluß des Reichen gegen ihre eigene Noth zu schützen. Salz und Brod, Bier und Fleisch werden durch Abgaben vertheuert, da doch der Luxus der Reichen entweder gar nicht, oder nur um so viel besteuert ist, um den Schein zu decken. Während die Quadratruthe Feld, auf welcher die arme Wittwe unter dem Schweiße ihres Angesichts einen Korb Kartoffeln baut, eingeschätzt ist, hat der Banquier Staatspapiere zu Hunderttausenden in der Truhe und sein Vermögen ist unbesteuert. Blutsauger unter allen Gestalten hängen am Geschäftsmann, der sich sorgt und plagt vom Morgen bis zum Abend, um ihm den Thaler zu entziehen, welchen sein Fleiß erwerben möchte: aber die kolossalen Vermögen unproduktiver, nutzloser, stolzer Geldkönige, deren ganze Jahres-

Arbeit darin besteht, einen Haufen Coupons abzuschneiden, bleiben von allem Druck und Zwang befreit, und Einkünfte von Hunderttausenden helfen ungeschmälert Millionen zu Millionen häufen.

Wenn eine Regierung das thut, — wenn eine Regierung, welche Millionen der Armuth abpreßt, nachher Hunderttausende zur Verpflegung siecher Armen hergibt, dann klebt diesem Verfahren so wenig Verdienst an, als der Handlung des Diebs, welcher einen Thaler stiehlt und einen Groschen zurückschenkt. Oder geschieht es wirklich aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man ihm das letzte Hemd auszieht, um ihm, nackt, nachher die Spitalthür zu öffnen? Man möchte es uns weiß machen; aber ich weiß es besser. Aus Furcht geschieht es, aus Furcht vor der Verzweiflung und um der Aengstlichkeit der Reichen willen. Wer den Kopf schütteln möchte, der denke nur erst nach; ich werde Recht behalten.

Sämmtliche Pariser Hospitäler stehen gegenwärtig unter einer Centralverwaltung, haben Apotheke, Bäckerei und Keller gemeinschaftlich, und ein eigenes anatomisches Theater. Sie verpflegen jährlich über 100,000 Kranke mit 15 Millionen Franken Kosten. Ihre großen Einkünfte beziehen sie aus den Stiftungsfonds, weit mehr aber noch aus Antheilen an den städtischen Abgaben und dem zehnten Theil der Einnahmen aller Theater der Hauptstadt.

Mit dem Hotel Dieu wetteifert die Salpetrière an Größe und Zweckmäßigkeit der Einrichtung. Die Anstalt hat, auf dem Boulevard de l'Hospital, in der Nähe des botanischen Gartens, eine sehr gesunde Lage. Ihre Gebäude mit ihren Höfen und Gärten nehmen einen Raum von 16 Morgen ein. Sie bildet gleichsam eine Stadt für sich mit Straßen und freien Plätzen, Kirche, Friedhof und einer Bevölkerung von 6000 weiblichen Wesen. Armen- und Irrenanstalt zugleich, ist sie ein Asyl für Frauen, welche Alter und Krankheit gebrochen haben, und die letzte irdische Wohnung für die Unglücklichen, welche kein Band mehr mit der übrigen Welt zusammenknüpft, — für jene Aermsten unter Allen, denen

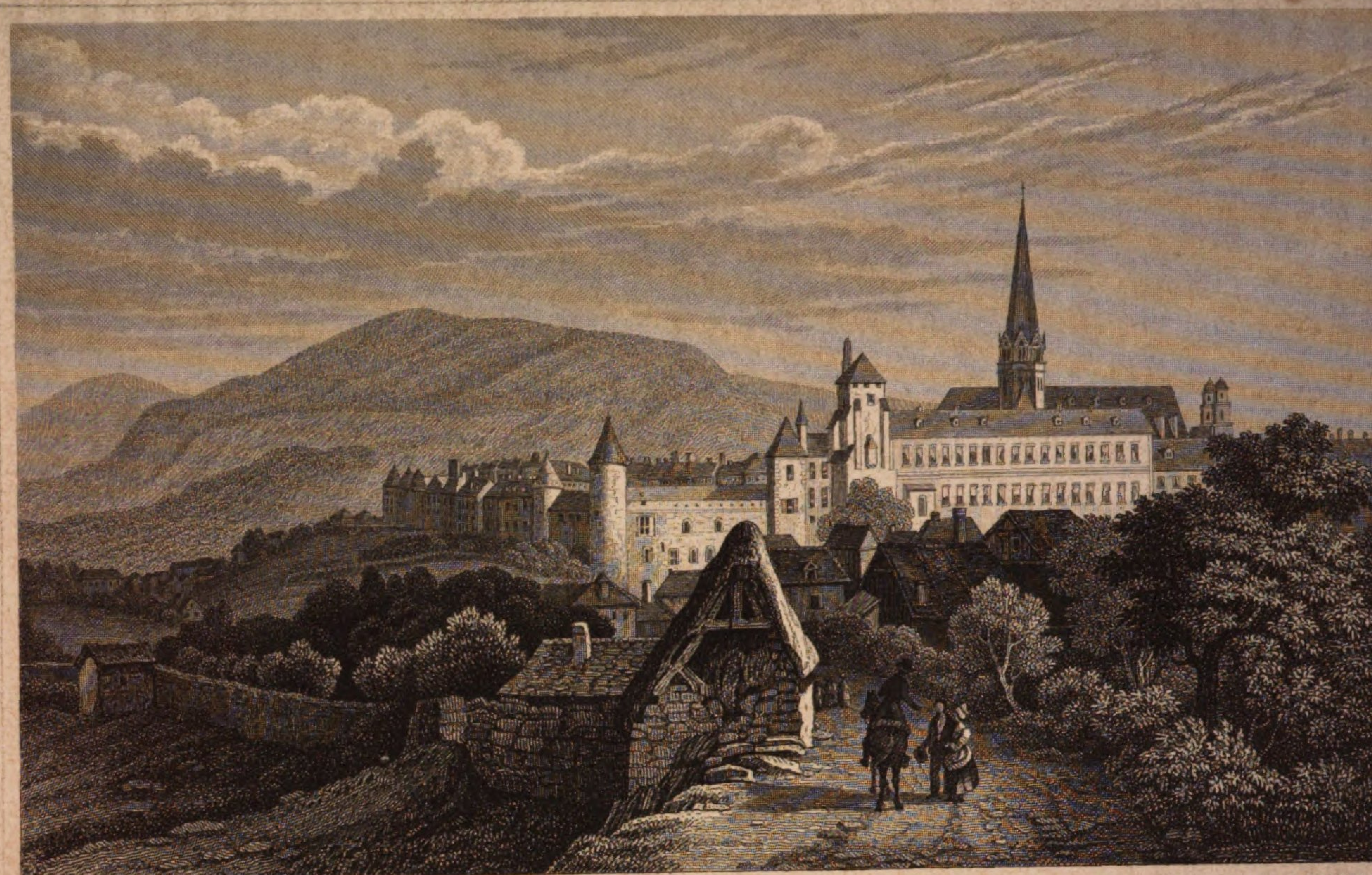
„Ein Gott, der Alles gibt und Alles nehmen darf,
„Die Mitgift nahm, die sie zum Menschen adelt."

Die alten Frauen haben 2000 Zellen und mehre gemeinschaftliche Speise- und Unterhaltungssäle, auch einen Krankensaal mit 500 Betten. Viele beschäftigen sich mit leichten weiblichen Arbeiten, mit Spinnen und Spitzenklöppeln, deren Ertrag in die Kasse für gemeinschaftliche Rekreation fließt. Die hintersten Reihen der Gebäude bewohnen die Irren. 1500 Frauen und Mädchen jeden Alters zeigen hier die unerklärlichen Proteusverwandlungen des menschlichen Geistes in jeglicher Mannichfaltigkeit.

Wenn du je in einem Tollhause warst, war es dir nicht auch, als trätest du in ein Allerheiligstes? Rieselten dir nicht Schauer durch Mark und Gebein, als du die Nachtgestalten, als du in die Gesichter schautest, aus deren Augen und deren Zügen andere Zustände zu dir sprachen, als die gewöhnlichen der Menschen? War es nicht mehr Ehrfurcht, als Mitleid, was dich anwandelte, und schien es dir nicht erklärlich, daß die Welt so manche Wahnsinnige als Heilige verehrt hat? Unsere nüchterne Gegenwart ist freilich sicher davor, daß die Irrenhäuser Kanonisationsbullen bekommen, obschon so mancher tüchtige Kandidat des Bedlam noch immer dann und wann, wäre es auch nur als Philosoph oder Meinungsapostel, der Welt eine Nase dreht.

Die Irren sind nach dem Grade ihres Wahnsinns in verschiedene Klassen getheilt und jeder sind eigene Gebäude und Höfe angewiesen. Die Närrinnen der ersten Klasse füllen die vorderen Gallerieen. Jede hat ihre Zelle; dabei haben je vierzig bis fünfzig einen gemeinschaftlichen Saal zu Spiel, Arbeit und Konversation. Es sind größtentheils junge, schüchterne Wesen, viele von ausgezeichneter Geistes- und Körperbildung, deren Leiden sich selbst bei längerer Unterhaltung kaum verräth. Sie haben zu ihrem Gebrauche eine gemeinschaftliche Bibliothek, führen Konzerte auf und werden von den Damen, die sie beaufsichtigen, zu Zeiten selbst in's Freie geführt. — Der Wurm nagt aber Allen am Herzen, und gerade von diesen sanften, in sich gekehrten Wesen genesen gar selten welche.

Die zweite Klasse besteht aus ausgemachteren Närrinnen. Auch sie sind frei, arbeiten und konversiren in gemeinschaftlichen Sälen. Doch ist ihre Unterhaltung schon viel bunter und ihre Reizbarkeit gegen äußere Eindrücke viel größer. Ein an sich geringfügiger Umstand, das Läuten einer Glocke, das Rollen des Donners, der Anblick eines fremden Gesichts erregt bei ihnen nicht selten die heftigsten Scenen. Schnell steigt dann in diesen anscheinend ruhigen, vernünftigen, ihren Beschäftigungen hingegebenen Wesen die Gewitterwolke des Wahnsinns auf, hüllt den klaren Horizont des Geistes in nächtliches Dunkel und Blitze und Donnerschläge der Raserei jagen Entsetzen ein, ehe man sich dessen versehen mag. Andere sind plötzlich zu lauter Herzoginnen, Prinzessinnen, Königinnen geworden; zerlumpte, groteske Frauengestalten verfügen mit dem Anstande einer Semiramis über Schlösser, Städte und Provinzen, oder sie halten Konseil mit ihren Ministern über das Wohl ihrer Reiche. Die eine erzählt dir von Staatsangelegenheiten, die andere unterhält dich mit dem Plane einer Vermählung mit dem oder jenem großen Monarchen zum Frommen ihrer Macht und Herrschaft. Stolz und Ehrsucht äußern sich, als Quellen der Narrheit, auf die pittoreskeste Weise. Ein Mädchen wirft sich zur Braut längst verstorbener literarischer oder historischer Berühmtheiten auf; eine andere drückt vermessen den ganzen Himmel, als dessen Verlobte, an die Brust, oder feiert ein Incarnationsfest mit dem Allmächtigen. Sehr viele



AUTUN

von diesen unglücklichen, bedauernswerthen Geschöpfen sind Opfer der Liebe, welche die eiskalte Welt und ein eiskaltes Herz in's Irrenhaus gebracht.

Wer beschreibt aber den Jammer in den Wohnungen für die untern Klassen der Wahnsinnigen? Wer das Leben der alleruntersten, gegen die das Leben des Mörders im Bagno noch wie Licht gegen tiefe Schlagschatten erscheint? Das Kainsgesicht auf dem Antlitz eines Galeerensträflings erfüllt uns mit Abscheu; allein der Ausdruck des Tigers in der Brüllenden, welche, nackt, ihre blutigen Hände an dem Gitter ihres Käfichs zerschlägt, oder in der Zwangsjacke mit aufgesträubtem Haare und blitzenden Augen am Boden sich wälzt, erfüllt mit Entsetzen. Und das sind noch nicht die ärgsten Scenen in diesen Höhlen des Grauens. Wo der Wahnsinn als Strafe wüster Ausschweifung erscheint, als Folge moralischer Fäulniß, — da ist auch oft die leibliche Fäulniß hinzugetreten, das Geschöpf wälzt sich im stinkenden Pfuhle, den es sich geschaffen; ein Anblick, nicht zu ertragen. Und doch wohnt in diesen Unglücklichen eine Seele, unsterblich wie deine eigene. — Ich verstehe die Thräne in deinem Auge und lege die Feder nieder.

Autun in Frankreich.

Aelter als Rom ist Autun! — Von den Phocäern gegründet, dann als Bibracum Hauptstadt der tapfern Aeduer, dann Augusto dunum unter den Cäsaren bis Constantin, der sie Flavia Aeduorum hieß, war sie vor zwei Jahrtausenden eine der volkreichsten Städte Galliens. Cäsar machte sie zum Mittelpunkt seiner Operationen für die Unterjochung des Landes, und als Hauptsitz der römischen Verwaltung füllte sie sich mit Prachtgebäuden an, deren Trümmer, obschon sie seit so vielen Jahrhunderten das Material zur neuen Stadt hergaben, noch jetzt von ihrem einstigen Glanze und römischer Größe zeugen. In jedem Theile Autuns findet man noch Ruinen aus der klassischen Vorzeit; von Theatern und Tempeln, von Palästen und Bädern, und an fast allen größeren Gebäuden sieht man Fragmente von Skulpturen, Inschriften, Tafeln, Säulenstücken rc. rc. Die alten Stadtmauern sind ein römisches Werk. Sie bestehen

aus kolossalen Granitquadern und tragen vierzig Thürme. Die Thore sind römische Triumphbogen, mit Bildwerken geschmückt, und noch ziemlich erhalten. Bei ihrem Anblick denkt man an das welterobernde Volk, an Cäsar, seine Legionen und seine Siege.

Autun ist jetzt eine Landstadt Burgunds im Departement der Saone und Loire von 12,000 Einwohnern, welche der Rebenpflanzungen pflegen, die Hügel und Gelände bedecken, und den Schutt und die Trümmer einer untergegangenen Welt umranken.

Ancona.

Wir treten vor dieses Bild, während durch ganz Italien die Trauerglocken einem großen Todten läuten.

Eines der größten Ereignisse der Weltgeschichte ward vor unseren Augen vollendet: die anderthalbtausendjährige Zerrissenheit und Knechtschaft Italiens unter Schwert und Scepter der Fremden ist zu Ende, gebrochen ist die Macht der innern Zwietracht wie fremden Despotie, und dies Alles ist geschehen durch die Gewalt der Ideen, gegenüber der Verblendung volksfeindlicher Herrscher, unterstützt von der Klugheit und Energie eines Willens, gegenüber einem hohen bewußten Ziel.

Unsere Leser kennen das Italien der Vergangenheit. Die Zustände dieses schönen Landes hatten in einzelnen Beziehungen viele Aehnlichkeit mit denen von Deutschland, und zwar aus der natürlichsten Ursache: sie hatten dieselbe Quelle. Beider Schicksale waren durch Jahrhunderte gemeinsam abhängig von der Hauspolitik der habsburgischen Kaiser und der Weltpolitik der römischen Päpste. Jene wie diese erforderten ein vielgetheiltes Italien und Deutschland zu ihrer Machtsicherung, und aus dieser Vielgetheiltheit entsprangen hier wie dort die vielen Uebelstände, die in beiden Ländern gleich tief gefressen haben, wie auch die wenigen Vortheile, deren Lob und Preis das jetzige Tagesgeschäft unserer Partikularisten ist.

In Italien wie in Deutschland war nicht das Wohl der Völker oberste Sorge der herrschenden Politik, sondern Befestigung und Ausbreitung der Herrschermacht. Die Habsburger zeigten als deutsche Kaiser sich stets



Bibliograph. Institut. Hildburghausen

ANCONA

unempfindlich gegen Verluste des Reichs, die ihre Hausmacht nicht schmälerten, und Alles, was dieser Hausmacht unterworfen war, war mehr dem Schwerte als dem Scepter unterthan. Die Geschichte der österreichischen Finanzen von ihren Quellen bis zu ihren Abflüssen könnte am klarsten über die Pflichten aufklären, welche die Herrscher als die ihrigen anerkannten, und das allgemeine Zurückbleiben der Völker Oesterreichs in geistiger und materieller Entwickelung stellt ein unzweideutiges Zeugniß über die Erfüllung dieser Pflichten aus. — Noch schlimmer stand es damit in Italien, das in seinen habsburg-lothringischen wie in seinen bourbonischen Theilen nur von der österreichischen Hauspolitik geleitet wurde und das außerdem im sogenannten Kirchenstaate das geistliche Schutz- und Oberhaupt aller geistlichen und geistigen Despotie beherbergte. Wer zu Anfang der fünfziger Jahre einen nach Völkerhoffnungen suchenden Blick über Europa warf, dem leuchteten sicherlich gerade in Italien die wenigsten Sterne. Oesterreich stand als Sieger mit erneuerter Kraft da, das Papstthum saß, neugestärkt von Gaëta heimgekehrt, auf dem geschützten Stuhl, und in Neapel hielt die Polizeipeitsche, deren Stiel das Königsscepter war, die Ruhe des Kirchhofs aufrecht.

Und trotz alledem und alledem sehen wir die größte That des Jahrhunderts vollbracht, und vollbracht in dem Zeitraum von zweien Jahren. Staunend fragen wir: wie war das möglich? Und wir freuen uns der Antwort, weil sie eine lehrreiche, erhebende, tröstende für alle Völker ist, die noch irgendwo unter dem Drucke eines feindlichen Willens schmachten.

Während in Deutschland, allerdings unter anderen namentlich in den Verwaltungs- und Rechtsgebieten dem Volke weit günstigeren Verhältnissen, eine einige Meinung noch nicht einmal darüber gewonnen ist, ob nur die Einigkeit im Staatenbunde, oder die Einheit des Bundesstaats, oder ob eine Gesammtregierung mit einem Reichstage und einem Oberhaupte erstrebt werden soll, wußten die Wühler Italiens wenigstens, was sie zunächst wollten. Aller Programm traf, trotz der sprüchwörtlichen italienischen Eifersucht, in dem Einen zusammen, daß Italien vor Allem frei vom Auslande sein müsse. Daher wandte sich aller Haß gegen die einflußreichste fremde Macht in Italien, gegen Oesterreich, das als deutscher Staat diesen Haß gegen die „Tedeschi" im Allgemeinen lenkte. Frankreich und England, trotz ihrer italienischen Besitzungen, galten für die Unabhängigkeit von Italien für kein Hinderniß, ja, sie wurden als gewaltige Hebel für dieselbe anerkannt, als nicht mehr Mazzini allein die Geister in Italien lenkte.

Nachdem die römische Republik durch den Präsidenten des republikanischen Frankreich zu Grunde gerichtet und Karl Albert von der Wucht seiner Krone erdrückt war, konnte der Gedanke sich mit der konstitutionell-monarchischen Staats-Idee versöhnen, und erst in dem Grade, als diese Versöhnung im Volke vorwärts schritt, hob die neu erstarkte Hoffnung auf

die „Italia una" die Häupter der italienischen Patrioten auf den Schild, als deren Leiter fortan Cavour erscheint.

Selten ist ein großer politischer Plan mit mehr Klugheit angelegt und mit mehr Energie, aber auch mit weniger Scheu in der Wahl der Mittel durchgeführt worden, als der Cavours, ebenso selten aber auch durch das Verhalten seiner Feinde mehr gefördert worden, als durch das der italienischen Fürsten. Je bejammernswerther das Bild Italiens in der Mitte der fünfziger Jahre vor jedem Auge stand, um so mehr Kraft der Erhebung lag in diesem Bilde, und um so mehr Sympathie mußte diejenige Macht sich erwerben, welche nicht ermüdete, dem Volke fort und fort dieses Bild vor Augen zu halten. Und diese Macht war eine italienische: Sardinien hatte durch seine freie Verfassung und namentlich durch seine Preßfreiheit den größten Theil von Italien moralisch schon erobert, als die habsburgischen und bourbonischen Häupter noch in der Fortsetzung der Siegesfeste von 1849 schwelgten.

Nach der politischen Wiedererweckung der Welt, für welche Mazzini und die italienische Emigration das Ihrige in reichem Maße beitrugen, erkannte Cavour die Nothwendigkeit, einerseits den militärischen Geist und das nationale Ehrgefühl, von denen jener durch die Niederlagen in Oberitalien, dieses durch die Pfaffen- und Polizeizucht in Mittel- und Unteritalien außerordentlich gesunken war, durch eine That aufzurichten, die den italienischen Waffen wieder Glanz, dem italienischen Namen Achtung schaffe; andererseits, einen Theil der Großmächte für eine nationale italienische Staatsgestaltung günstig zu stimmen. Die Gelegenheit, beide Ziele mit Einem Schritt zu erreichen, bot sich im Krimkriege.

Unseren Lesern wird noch so frisch als uns das Hohngelächter in den Ohren wiederklingen, welches damals von einer ganzen Schaar uniformirter Zeitungen über die Großmannssucht des kleinen Sardinien erhoben wurde; unter der ganzen schnatternden Schaar ahnte keine einzige den Anfang der großen europäischen Wandelung. Man spottete über das eitele Unterfangen Victor Emanuels und Cavours, beklagte sogar das sardinische Volk um der neuen enormen Schuldenlast willen, und man war am lautesten gerade an denjenigen Höfen, welche schon damals dazu bestimmt waren, diese Schulden mit zu bezahlen. Sardinien aber erreichte sein Ziel: es gewann die Bundesgenossenschaft der Westmächte in einem Kriege, in welchem italienische Waffen im vereinten Kampfe mit den erprobtesten Truppen Europa's Ruhm erwarben, während das mächtige Oesterreich durch die charakterlose Neutralität seiner verbuolten Regierung den Haß seines heiligen Allianzgenossen und Erretters aus ungarischen Nöthen auf sich lud, ohne in der Achtung der übrigen Großmächte die geringsten Fortschritte zu machen.

Die wirksamste Hülfe aber kam Italien von seinen eigenen Söhnen, den rechten Männern zur rechten Zeit.

Dieses Glück wissen aus eigener, bitterer Erfahrung am besten wir Deutschen zu schätzen, denn die Untreue, mit der gerade dieses Glück uns flieht, trägt die Schuld an allen unseren nationalen Niederlagen, an unserem ganzen staatlichen Elend. — Mehr aber noch als Deutschland war Italien bedroht von der Zwietracht seiner Freiheitskämpfer; die gesammte Emigration war ausschließlich republikanisch bearbeitet, ja, sie konnte kaum ein anderes Ziel sich stecken, denn, abgesehen von den Persönlichkeiten, welche in Neapel, Rom, Florenz, Parma und Modena zu Thron saßen, gab es auch in Sardinien Zeiten, wo das Wort „Konstitution" sich nicht so offenbarer Gunst erfreute, wie später. Dennoch widerstand das Volk allen republikanischen Verlockungen, als die Männer, die durch Thaten seine Lieblinge geworden waren, als Cavour und Garibaldi nur im Königthum den festen Grund des Einheitsstaates erkannt hatten, und als Victor Emanuel sich der Krone dieses einigen Italiens würdig erwies. Diese drei Männer theilten sich in die Riesenarbeit der völligen Um- und Neugestaltung eines zerrissenen Staats, in welchem im Interesse des Auslands und der geistlichen Weltmacht das Volk politisch und moralisch verwahrlost worden war; der leitende Geist dieser Trias war und blieb jedoch Cavour.

Ihm, dem einst Vielgeschmähten und nun Allbetrauerten, war es beschieden, eine neue europäische Diplomatie zu erfinden, mit ihrer Hülfe einen Kaiser in den Dienst seiner Pläne zu ziehen und gleichzeitig die Revolution für die Monarchie zu bewaffnen. Diese neue Diplomatie unterscheidet sich von der berüchtigten alten dadurch, daß sie nicht, wie die des gesammten übrigen Kontinents, ausschließlich dem Hof- und dynastischen Interesse, sondern, und darin ist sie mit der englischen verwandt, nur dem Interesse der Nation gewidmet ist. Sein Gang auf diesem frischen Boden war außerordentlich schwierig. Nicht ein starker Thron mit einer mächtigen Armee stand hinter ihm, um seinen Plänen Wucht zu verleihen, sondern ein armes kleines Land, eingekeilt zwischen zwei übermächtige Nachbarn. Dennoch schritt er seine kühne Bahn getrost vorwärts, weil er sich eine neue Macht geschaffen hatte, auf die er fester, als auf Fürstenwort, bauen konnte: die Sympathien der gesammten italienischen Nation. Trotz aller Achtung vor derselben überschätzte er jedoch diese Macht nicht, als es den offenen Kampf gegen den starken Nachbar galt; die Lehre Karl Alberts war an ihm nicht erfolglos gewesen, sie zwang ihn sogar zu seinem gewagtesten Schritte: zu jenem Vertrage, welcher Sardinien die Unterstützung Frankreichs gegen Oesterreich um den Preis von Savoyen und Nizza sicherte. Die Geschichte zeigt uns nun Schritt vor Schritt sein Vorgehen; erst jetzt erkennen wir, wie vorbereitet jeder einzelne dieser Schritte war. Hatte Cavour durch Sardiniens Theilnahme am Krimkriege sich das Recht erworben, im Rathe der Großmächte zu Paris einen Sitz einzunehmen, der den Italienern zum ersten Male die Bedeutung ihrer

nationalen Würde in Europa vor Augen führte, und hatte er diese glänzende Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne seinen berühmten „Schmerzensschrei" für sein unglückliches Vaterland erschallen zu lassen, so wußte er dann, als eine der Vorbereitungen zum Kriege gegen Oesterreich, Rußland mit Sardinien zu versöhnen, indem er ihm zur Benutzung für seine Kriegsdampfer einen Hafen abtrat, der vielleicht schon damals in geheimem Vertrage Frankreich zugesagt war. Den größten Aufwand von Klugheit und List, alle Mittel der Diplomatie erforderte ohne Zweifel seine Stellung zu Napoleon III. Hätte nicht in des Letztern Plänen die Schwächung Oesterreichs gelegen, wäre derselbe nicht von der brennenden Begierde, sich als Feldherr auszuzeichnen, getrieben worden, so hätte auch die verheißene Abrundung Frankreichs nach den Alpen hin allein den französischen Selbstherrscher nicht vermocht, die italienische Befreierrolle zu übernehmen; es begegneten sich auf das Höchste gespannte Wünsche, und Cavour war es, der ihnen ein Ziel zu bestimmen wußte, welches über das „Frei bis zur Adria" weit hinausgehen sollte. Niemand kann bei nur einiger Prüfung der französischen durch die Geschichte klar dargelegten Politik daran zweifeln, daß ein großes, einiges Italien nicht im Plane Napoleons lag: seine liebste Aussicht für dasselbe war ein Seitenstück zum deutschen Bunde, in dem für einen französischen Prinzen sich noch ein Thron finden konnte; in einer solchen italienischen Bundesversammlung würde außerdem, neben dem Kaiser von Oesterreich als König von Venetien, auch Frankreichs Beherrscher als Herzog von Savoyen, Graf von Nizza und Herr von Corsica Sitz und Stimme behauptet haben, und Frankreich hätte sich dann in Deutschland, Italien und Spanien dreier großen Nachbarn erfreut, von denen keiner fähig war, die Ruhe seiner Nächte zu stören. — Da erstand in Garibaldi ein Volks-Napoleon für Süditalien.

Mit dem Kampfe in Sicilien beginnt Cavours schwerste Zeit, denn während er alle Mittel aufbieten mußte, um sich Englands und Rußlands Gunst zu erhalten, die nur erhalten werden konnte durch Vermeidung eines europäischen Kriegs, mußte er gegen Frankreich alle Waffen der Diplomatie anwenden, um die wankende Freundschaft aufrecht zu erhalten, und er faßte zugleich mit seiner ganzen Kraft die Zügel, welche Garibaldi und seine Genossen innerhalb gewisser Schranken halten mußten, um jede europäische Einsprache in den nationalen Fortschritt gegen anerkannte Dynastien zu vermeiden; diese Zügel hielt er erst recht fest, während er öffentlich von seiner hohen Stellung zurückstand, um für die Resultate und Konsequenzen der Unternehmungen sich freie Hand zu bewahren. Als aber Sicilien erobert und Neapel angegriffen war und von der gesammten Großmachtsherrlichkeit sich keine Waffe für den wankenden Bourbonenthron erhob, da war dies für den kühnen Minister Beweises genug vom totalen Bankerott der Legitimitätsmächte, und somit zögerte er nicht länger

mit dem Angriff auf des Papstes Schlüsselsoldaten und die Vervollständigung der Verbindung zwischen dem befreiten Nord- und Süditalien durch die Ostprovinzen des Kirchenstaats. Dieser Kriegszug begann bekanntlich glänzend mit der Niederlage Lamoricière's vor Ancona und endete mit der Eroberung von Gaëta.

So weit war es dem großen nationalen Staatsmann vergönnt, sein Werk vollendet zu sehen, und seitdem hatte er beständig zu leiden unter den Kämpfen, welche Napoleon III. über Italien weder zur Ruhe, noch zu einem Entschluß kommen ließen. Die so dringend nothwendige Befestigung der Verhältnisse in dem furchtbar erschütterten Lande blieb unmöglich, so lange von Frankreich Rom besetzt und zugleich dem neuen Königreiche Italien die öffentliche Anerkennung versagt wurde; und diesem Kampfe scheint der starke und feste Mann endlich erlegen zu sein. Es fehlte ihm die Zähigkeit seines Gegners, seine patriotische Politik vermochte sich nicht von der Stimme des Gewissens zu trennen, er konnte vor der Begehrlichkeit des „Retters von Italien" sich nicht länger beugen, und so brach er zusammen.

Sein Sessel im Ministerrath ist wieder besetzt, das gewöhnliche Auge sieht den Platz ausgefüllt; ob aber Cavours neue Diplomatie einen Nachfolger findet, das ist die Frage, von deren Beantwortung Italiens Schicksal abhängt. Zwar mag es schwer sein, daß nach einem solchen Meister sich würdige Schüler bilden; immer aber ist wenigstens das Lehrbuch Cavours Allen zugänglich, die den Versuch wagen wollen, und zwar in Cavours Depeschen. Aus diesen denkwürdigen Schriftstücken spricht der ganze Mann, der nie seines Volkes, seines Staates und seiner Würde so vergaß, daß er sich je zur altdiplomatischen Phrasenqual und zur Stylgeziertheit der Hofpolitiker hergegeben hätte: einfach und bestimmt hält sich sein Wort an die Thatsachen und stützt sich auf die Grundsätze, als deren offenen Vertreter man ihn kennt. Zu erwarten brauchen wir es nicht, aber wünschen dürfen wir, daß auch unsere deutschen Staatsmänner und Diplomaten recht fleißig in Cavours Schule gehen und recht viel in ihr lernen möchten.

Die Stadt unseres Bildes haben wir oben einen Glanzpunkt in der neuesten Geschichte Italiens genannt. Es bezieht sich dies auf die Entscheidung, welche das muthige Vorgehen der Flotte im Kampfe um Ancona herbeiführte. Bedenken wir jedoch, daß es ein Bürgerkrieg ist, in welchem das Blut dieser Siege geflossen, so senkt sich von selbst ein Schleier auf jenen Glanz herab, ein Schleier der Trauer, der gleichwohl von der Ehre der That durchaus der Flotte nichts benimmt. Außerdem ist dies noch lange nicht das Schlimmste von dem, was diese alte Stadt erlebt hat.

Gegründet von Männern aus Syrakus, denen Dionys, der Tyrann, das Leben unerträglich gemacht, erhielt es seinen Namen (ἀγκών, Ellbogen) von dem hakenförmigen Vorgebirge, welches von dem Monte Conero ausläuft und die Ostseite des Hafens umschließt. Das Land dahinter gehörte den Umbriern. Als diese sich den Römern unterwarfen, mußte 268 v. Chr. auch Ancona römische Besatzung aufnehmen und gedieh als Hauptstadt von Picenum und eine der Hauptstationen der römischen Flotte zusehends zu bedeutendem Wohlstand. Aus jener Zeit stammen viele der großen Baudenkmale der Stadt, unter diesen auch der Triumphbogen, welcher den Vordergrund unseres Stahlstichs ziert. Trajan hatte zum Schutze des Hafens den nördlichen Steindamm desselben gebaut, und ihm zu Ehren errichteten Trajans Gattin Plotina und seine Schwester Marciana aus griechischem Marmor im Jahre 112 n. Chr. diesen noch heute, nach fast achtzehn Jahrhunderten, wohl erhaltenen Prachtbau. Nach dem Untergange des Römerreichs begann jener bunte Herrscherwechsel, der seit jener Zeit das Schicksal von ganz Italien charakterisirt. In Folge der Völkerwanderung setzten sich die Gothen hier fest; diese mußten den Longobarden weichen und diese erst der fränkischen Herrschaft, dann der der deutschen Kaiser sich beugen. Sogar die Saracenen hatten sich kurze Zeit hier behauptet. Unter den Hohenstaufen machte Ancona sich frei, bestand namentlich eine heldenmüthige Vertheidigung gegen die Deutschen und Venetianer im Jahre 1174, und blühte als glückliche Republik, trotz zahlreicher Kämpfe, bis 1532, in welchem Jahre pfäffischer Wortbruch seiner Selbständigkeit ein Ende machte. Unter der Vorspiegelung, die Vertheidigungsfähigkeit der Stadt gegen die Angriffe der Türken mehren zu wollen, ließ der Bischof Bernardo von Casale die Citadelle anlegen, von welcher aus dann der päpstliche General Gonzaga im Auftrage Klemens' VII. der Stadt ihre Unterwerfung unter den römischen Stuhl verkündigte. So ward Ancona vom Papste „annektirt". Die erste Abwechselung von seinem Pfaffenregiment erlebte es erst 1796 wieder, wo die französischen Revolutions-Truppen die Tricolore auf die Zinnen der alten Seefeste pflanzten, und im Jahre 1799 gegen die vereinte Land- und Seemacht von Rußland, Oesterreich, Neapel, dem Papste und dem Sultan eine Belagerung aushielten, die am 12. November mit der Uebergabe des Platzes endete. Sechs Jahre später hatte das kaiserliche Frankreich wiederum Besitz von Stadt und Festung genommen und behauptete sich in seinem „Königreiche Italien", bis 1813 die Neapolitaner den französischen General Barbon vertrieben. Der wiener Kongreß gab Ancona dem Kirchenstaate zurück.

Ancona erfreute sich allerdings mancher Gunst der Päpste; namentlich fanden diese, in Berücksichtigung der politischen und kommerciellen Wichtigkeit des Platzes, frühzeitig sich bewogen, es für einen Freihafen zu erklären und den Seeverkehr durch Erleichterung des Drucks, welcher



Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

LÜBECK

Eigenthum d. Verleger.

ehedem auf aller Ein- und Ausfuhr lastete und lange Zeit mit besonderer Strenge gegen fremde Religionen und Nationen geübt worden war, möglichst zu heben. Die Stadt ward dadurch allerdings ein Centralpunkt zwischen Triest und Venedig einerseits und Apulien und den Abruzzen andererseits; ihre Bevölkerung nahm an allgemeinem Wohlstand zu und stieg auf 45,000 Seelen. Zu rechter Freudigkeit des Schaffens und Strebens konnte jedoch die Bevölkerung nicht gelangen, die Priesterherrschaft zehrte zu gierig am Mark des Landes; die Unzufriedenheit würde dadurch, auch ohne alles Zuthun von außen, fortwährend genährt worden sein, und so fand jede Revolution in Europa hier ihren Anklang und ihr Echo. Da aber Oesterreichs oberste Sorge unter Metternich die war, jede politische Regung in den Völkern sofort niederzuschlagen, so weit sein Arm reichte, und Frankreichs oberste Sorge unter Louis Philipp, den Einfluß Oesterreichs in Italien möglichst zu beschränken, so sehen wir beide Staaten in der diplomatischen und militärischen Beaufsichtigung Italiens wetteifern. Eine That dieses Wetteifers war die Völkerrechtsverletzung, welche Frankreich sich dadurch zu Schulden kommen ließ, daß es am 23. Februar 1832 Ancona, förmlich wie der Dieb in der Nacht, mitten im Frieden überfiel, gegen den ausdrücklichen Willen des Papstes besetzte und trotz aller Protestationen desselben behauptete bis zum 12. December 1838; es war dies die französische Genugthuung für die von Oesterreich im Jahre 1831 trotz französischen Widerspruches vorgenommene Besetzung der römischen Marken. Später ließen sich wieder die Oesterreicher dort häuslich nieder, und dieses entsetzliche Spiel der Gewalt auf fremdem Boden würde in Ewigkeit so fortgedauert haben, wenn nicht endlich dem unwürdigen Skandal dynastischer Umtriebe durch die Aufrichtung des „Königreichs Italien" ein Ziel gesetzt worden wäre: seit dem 29. September 1860 ist Ancona vom Kuttenregiment und der Fremdherrschaft zugleich und hoffentlich für immer befreit.

Lübeck.

(1861.)

Warum gibt's keine deutsche Flotte?

Weil die deutschen Fürsten über dem Meere nichts zu suchen haben. — Man grüble nicht nach einer andern Antwort, es gibt keine andere.

Deutschland hat keine Hoffnung, diesen seinen dringendsten Wunsch erfüllt zu sehen, bis die große Wandelung vollbracht sein wird, an der es seit fünfzig Jahren ebenso rastlos als fruchtlos arbeitet: bis die dynastische Politik, welche bisher es ausschließlich beherrscht hat, zu einer ebenso ausschließlichen Politik der Volksinteressen veredelt ist. So lange dies noch ein frommer Wunsch bleibt, wird auch die deutsche Kriegsmacht zur See auf das Wachtparadegeschwader beschränkt bleiben, mit welchem Preußen seit zwanzig Jahren kokettirt, allenfalls um den Seeräubern von Melilla oder dem Hof von Jeddo Respekt vor seiner Großmacht einzuflößen. Der höchste Aufschwung, zu welchem für die beiden deutschen Meere der fürstliche Centralwille in Frankfurt sich vermaß, sind die projektirten Bundeskanonenboote, die zur Küstenwehr, also zur Vertheidigung der landesfürstlichen Territorien, dienen sollen; der deutsche Seehandel bleibt schutzlos und muß froh sein, sich in auswärtigen Nöthen unter eine befreundete ausländische Flagge flüchten zu dürfen.

Außer den Königen von Holland und Dänemark, welche über deutsche Länder gebieten, reichen noch vier deutsche Landesväter und drei Republiken mit ihren Gebieten an das Meer. Holland und Dänemark sind alte Feinde des deutschen Seehandels, ihre Kriegsflotten sind mehr als einmal gegen Deutschland ausgelaufen; Hannover war viele Jahre lang englische Kontinentaldomäne, und es war wohl nicht zu erwarten, daß gerade das eifersüchtige England im frankfurter Bundestage auf Begründung einer deutschen Flotte dringen sollte. Oldenburg und Mecklenburg mußten ihrer Bundespflicht genügen und ihre braven geborenen Seeleute zu Landsoldaten ummalträtiren. Wenn jedoch Preußen, nachdem es an die Spitze eines deutschen Zollvereins getreten war, seinen Blick über die nächsten Interessen und die engen Schranken der innern Politik hinaus gerichtet hätte, so würde es als der größte deutsche Seestaat durch gleichzeitige Errichtung einer Flotte zum Schutz der deutschen Rhederei seinen „moralischen Eroberungen" damals schon eine Ausdehnung haben geben können, welche es auf keinem andern Weg erreicht. Statt dessen druckte man in Berlin „Preußische Marinelieder", während die Feder der dortigen Intelligenz der Welt die Belehrung gab: die Deutschen brauchten keine Kriegsflotte, weil sie keine Kolonien besäßen. Wo die Unwissenheit so breit auftritt, muß die Hoffnung mit dem Verstande still davon gehen. Und als man gar im preußischen Herrenhause jüngst den Gedanken verlautbarte, daß es Preußens moralische Pflicht sei, das Versäumte endlich nachzuholen und mit seiner ganzen Macht die Gründung einer deutschen Flotte zu betreiben, zum „Schutz des deutschen Bürgerguts zur See", — als man einen solchen Gedanken vor diese „Herren" brachte, vermochte man sie höchstens zu Spott- und Hohngelächter zu begeistern, diese Kinder der Mark und des Urpreußenthums, deren Säbel nur auf dem Straßenpflaster des festen Landes laut genug rasseln.

So weit sind wir wieder gekommen in dieser am Erhabensten und am Erbärmlichsten so reichen Zeit, daß die Erbärmlichkeit uns allein beschert ist. In einer Zeit, in welcher Nationen, die man längst für todt erklärte, aus den Gräbern erstehen und in die vorderste Reihe treten; in einer Zeit, in welcher Allem, was sein Bestehen blos Verträgen der siegreichen Gewalten verdankt, von dem verwegensten und verschlagensten Geiste der Gegenwart offen der Krieg angekündigt ist; in einer Zeit, in welcher die Stärksten nicht blos neue Rüstungen anlegen, sondern vor Allem das Herz wappnen und erwärmen für alles wahrhaft schätzbare nationale Gut und in welcher der zu lange zurückgehaltene Drang der Einzelnen nach Vereinigung endlich den Durchbruch sucht, — in einer solchen Zeit begegnet man in der nächsten Nähe unserer meisten Throne dem Nationalgefühl, das sich wiedergefunden hat, mit dem verbissenen Groll eines alten Kammerdieners, der in das angestammte Haus seines gnädigen Herrn einen auf Ebenbürtigkeit Anspruch machenden Emporkömmling sich eindrängen sieht; in einer solchen Zeit huldigt man öffentlich ihrem Schicksal verfallenen Kronenträgern, die jetzt in bloßem Kopf die Fremde aufsuchen und denen man in ihrer Heimath zu helfen nicht den Muth hatte; in einer solchen Zeit greift man zu den verrostetsten schartigsten Waffen der alterschwachen Legitimität und fordert mit ihnen die blanke Klinge des gefährlichsten Gegners heraus; in einer solchen Zeit läuft der dynastische Eigensinn Arm in Arm mit der Zwietracht durch Deutschland, und das „herrliche Kriegsheer“ Preußens fühlt sich mit dem pommerschen Junker auf gleichem politischen Standpunkt und kennt keinen natürlicheren Feind, als — das „Civil!“ —

Und in solcher Zeit endlich, nachdem man allen Mahnungen des letzten Dänenkriegs zum Trotz abermals Küsten und Seemacht verwahrlost hat liegen lassen, und da nun die Gefahr an alle deutschen Thore zugleich klopft, entschließt sich die Nation zur Begründung einer Kriegsflotte und stellt — „Pfennigbüchsen“ in den Bierkneipen auf.

Mich überläuft's, ich weiß nicht, ob der Ohnmacht der Selbstverhöhnung, oder ob der Verzweiflung eines Seelenkranken. —

So engherzig und abstoßend von Seiten der Regierungen und so kleinlich und fast kindisch von Seiten der Nation ist seit 1848 kaum eine andere nationale Lebensfrage behandelt worden, als das deutsche Kriegsseewesen. Es ist nicht erlaubt anzunehmen, daß von Seiten der Regierungen die Absicht gehegt worden sei, einen so oft und so dringend ausgesprochenen Volkswunsch recht geflissentlich zu ignoriren, obwohl weder in der Verauktionirung der deutschen Flottille von Seiten des Bundestags, noch in der Umtaufung der „Eckernförde“ in die „Gefion“ von Seiten Preußens, sich eine große Anerkennung patriotischer Opfer und Thaten oder eine besondere taktvolle Volksfreundlichkeit entdecken läßt; das aber wird erlaubt sein, bundespreßfrei auszusprechen, daß Charakter und

Fähigkeit der deutschen Nation unter der Pflege der gerühmten Mannichfaltigkeit ihrer Volksthümlichkeiten und der Vielgestaltigkeit ihrer Regierungen schwer gelitten haben. Zu lange war ihr Blick und ihr Streben in enge Schranken gebannt, ihr Auge gewöhnte sich an das Anschauen kleiner Verhältnisse, die als allein groß und wichtig ihr vorgehalten wurden, und so tritt die Rechthaberei im Kleinen noch heute jedem wahrhaft großen Plane störend entgegen oder legt an das Große den kleinen gewohnten Maßstab. Ist auch die alte gemüthliche Schlagbaumwirthschaft eingegangen, das Pfahlbürgerthum steckt uns noch Allen im Fleisch, und es verrathen die kleinen Mittel, mit denen man große Zwecke zu erreichen sucht, noch heute die Nachwehen der Beschränktheit, zu welcher die Bewegung der Geister in Deutschland ein halbes Jahrhundert lang verurtheilt war. —

Findest du diesen Ausspruch für deine Eigenliebe zu hart, lieber Leser, so wirf einen vergleichenden Blick nach England hinüber. Deutschland und England schweben in einer gleichen Gefahr, sie stehen demselben gefährlichen schlagfertigen Feind gegenüber. Was ist dort vom Volke zur Abwehr, was ist bei uns geschehen? Während dort das Volk sich bewaffnete, sich ruhelos in den Waffen übt und eine Achtung gebietende Macht aufgestellt hat, belassen wir es bei Versammlungen der Nationalvereine, bei Bankettreden und Toasten, bei patriotischen Sänger=, Schützen= und Turnerfesten; während dort das Meer einen breiten Wallgraben um das Land bildet, in welchem des Landes Flotte zum Kampf bereit liegt, baut man hier dem Feinde eine bequeme Brücke unter den Kanonen seiner stärksten Grenzfestung und stellt ihm eine Bundesschanze mit acht Geschützen entgegen; und während dort Armee und Volk den Stolz **einer** Fahne im Herzen tragen, werden bei uns die Bürger ungestraft von den Soldaten geprügelt und sollen zu dreißigerlei Fahnen schwören, für die kein deutsches Herz sich begeistern kann. Und trotz all dieses Jammers, der seit lange ein **allgemeines** Gefühl ist, gibt es in Deutschland zur Stunde noch nichts Allgemeines, als eben diesen Jammer, dessen kühnste thatsächliche Aeußerungen — Sammlungen für Schleswig=Holstein, Pfennigbüchsen für eine deutsche Flotte — in den Augen des übrigen Europa nichts Anderes sind und sein können, als unvergleichliche Jämmerlichkeiten.

Angesichts solcher Zeichen nationaler Ohnmacht dürfte es uns kaum Wunder nehmen, wenn sich bei allen seetüchtigen Völkern die Meinung fest setzte, daß die Deutschen nicht fähig seien, die See anders als zu friedlichem Verkehr zu benutzen. Ja, uns selbst fällt es schwer, die Zeit zu bestimmen, wo die letzte deutsche That zur See geschah: wir müssen Jahrhunderte in unserer Geschichte zurückgehen, um uns an dem Anblick einer mächtigen deutschen Flotte zu erbauen. Nur aus der Vergangenheit können wir noch beweisen, daß das Meer uns kein fremdes Element ist.

An diesen glorreichsten Theil der Geschichte, — nicht der deutschen Kaiser und Fürsten, sondern — des **deutschen Bürgerthums** mahnt

noch heute der gemeinsame Name der drei Republiken an unserer Nordküste: der **Hansestädte** Lübeck, Bremen und Hamburg, und das erstere ist es, dessen mit vorstehenden Zeilen eingerahmtes Bild uns auffordert, gelegentlich jener großen Zeit zu gedenken. Es wird in einem unserer nächsten Artikel geschehen. —

Lübeck wurde um die Mitte des 11. Jahrhunderts an der Mündung des Flüßchens Schwantau in die Trave gegründet, aber schon 1138 von den Wenden gänzlich wieder zerstört. Graf Adolf II. von Holstein-Schauenburg erbaute darauf 1143 eine feste Burg mit Mauern und Thürmen auf dem von der Trave und Wackenitz gebildeten Werder, den man, da er lustig mit Buchen bestanden war, Buchenitz oder Bucku nannte. Dies war der Kern der heutigen Stadt. Sie kam 1158 in die Gewalt Heinrichs des Löwen, welcher hierher das oldenburger Bisthum verlegte und den Bewohnern das berühmte lübische Recht ertheilte. Das seit 1201 lastende Joch der Dänen wurde nach einem Viertel-Jahrhundert muthig wieder abgeschüttelt. Kaiser Friedrich II. erklärte Lübeck 1226 zur freien Reichsstadt. Damit war der Grund der wachsenden Macht und Handelsblüthe gelegt. Der lübische Bürgermeister Alexander von Soltwedel durfte es wagen, den drei skandinavischen Königreichen Trotz zu bieten, wie denn auf seinem Leichensteine zu St. Marien drei Kronen eingehauen sind. Unter ihm wurde 1241 zwischen Lübeck und Hamburg die **Hansa** gestiftet. Lübeck soll um diese Zeit mehr als 100,000 Einwohner gehabt haben. Im Jahre 1329 erwarb die Stadt Travemünde, 1420 gewann sie in Gemeinschaft mit Hamburg die Vierlande. Aber mit der steigenden Macht der Fürsten und den veränderten Handelswegen sank allmählig die Stadt von ihrer Höhe, welche der Bürgermeister Jürgen Wullenweber in den Jahren 1531 bis 1551 ungeachtet aller seiner Energie und einsichtsvollen Leitung vergebens wieder zu erringen suchte. Der dreißigjährige Krieg gab der politischen Bedeutung dieser Stadt vollends den Todesstoß, und in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatte sie viel zu leiden während der Kriege, an denen Schweden und Dänemark Theil nahmen. Als Blücher sich in Folge der Jenaer Schlacht hierher warf, wurde sie von den Franzosen erstürmt und drei Tage lang geplündert. Sie blieb von ihnen besetzt, und 1810 verleibte sie Napoleon dem französischen Kaiserreiche ein. Das Jahr 1815 brachte ihr die frühere Selbständigkeit zurück. Seitdem hat sie sich von ihrem tiefen Fall wieder so weit erholt, daß sie jetzt gegen 30,000 Einwohner zählen mag.

Die dicht gedrängte Häusermasse der Stadt lagert auf dem Rücken eines mäßigen Hügels. Die in der Regel nur zweistöckigen Wohngebäude erhalten ein eigenthümliches Ansehen durch das Aeußere des Mauerwerkes, welches eine bunte Mannichfaltigkeit von Verzierungen, namentlich aus überglas'ten Ziegelsteinen, bedeckt. Die sehr breiten Fenster der Wohngemächer geben ein in allen Farben prangendes Zeugniß von der sinnigen

Blumenliebhaberei, wodurch die nordalbingische Frauenwelt sich überhaupt auszeichnet. Die großen mit Fließen belegten „Deelen“ oder Hausfluren, sind der Schauplatz häuslicher Beschäftigungen, wo Abends der Familienvater mit den Seinen patriarchalisch verkehrt. Es sind Säle, die oft durch das ganze Gebäude sich erstrecken, von beiden Seiten durch Glasthüren eingeschlossen werden, und dahinter schimmert dann wohl in den alten Kaufmannshäusern das freundliche Grün eines Gartens. Eine besonders mittelalterige Scenerie tritt uns allenthalben in den seltsam geformten Giebeln entgegen, die sich frei zu beiden Seiten der Straßen erheben, überragt von den spitzen Thürmen der Kirche und den schlanken zierlich durchbrochenen Glockenthürmlein.

Unser Bild führt uns zunächst zum Rathhaus: ein seltsamer phantastischer Bau, ein Gewebe von mancherlei Stylarten und doch zu einem Ganzen harmonisch verschlungen. Dieser Zögling verschiedener Jahrhunderte entstand, nachdem eine Feuersbrunst das ältere Gebäude 1270 in Asche gelegt hatte. Der zuerst 1389 vollendete Theil reicht bis zum sogenannten Nadlerschwibbogen. Der südliche rührt aus den Jahren 1442 bis 1444 her. Die drei großen Pfeiler am Markte sollen hundert Jahre später hinzugekommen sein. Diesem dunkeln, mit den rothen und schwarzen Glasursteinen in der Sonne glitzernden Bau, welcher mit seinen vielen Thürmchen sammt goldenen Wimpeln selbst Etwas von einem Schiffe hat, sieht man es an, daß Lübeck durch die Schifffahrt allmählig erwuchs und endlich so groß geworden. Die „breite Straße“ vor dem Haupteingange gleicht mit ihren dicken in Theer gekochten Tannenbohlen, die zur Vermeidung des störenden Wagengerassels angelegt wurden, einem Schiffsverdeck. Die Rückseite des Gebäudes geht nach dem Markte, welchen die nicht minder wunderliche Börse und die Thürme der Marienkirche überragen. Erker und Treppen sind mit reichem Bildwerk bedeckt. Durch die Fenster im Erdgeschosse gewahrt man die Stukkaturen, die purpurnen Vorhänge mit schweren gelbseidenen Fransen des um die Mitte des vorigen Jahrhunderts modernisirten Audienzsaales, in welchem die heutigen Senatssitzungen stattfinden. Den alten Hansasaal, wo einst die Versammlungen des Bundes gehalten wurden, hat man dagegen zu Geschäftslokalen und anderen Zwecken verbaut. Ueber einem der alten Gemächer steht: „Oberes Stadtbuch“, und auf den Tischen liegen noch große, messingbeschlagene Bücher. Ein alterthümliches Fensterlein über einer braunen geschnitzten Thüre gestattet einen Blick in das ehemalige Gerichtszimmer voll ehrwürdiger Stühle und Tische. Wir steigen hinunter und betrachten den Stein am Markte unter dem viereckigen Pfeiler. Das ist die Stelle, wo der Admiral Mark Meyer enthauptet ward „wegen schimpflicher Flucht vor den Dänen“. Hier schauen von zwei Seiten, von der Börse und dem Rathhaus, die zusammen eilf Thürme zählen, drei verschiedene bunte Wappenschilder auf Goldgrund zu uns nieder: das eine das lübecker

Wappen mit dem Fischernetz, weil einmal die Schiffer die belagerte Stadt befreit; das zweite der lübische Adler; das dritte mit roth und weiß, den Farben der lübischen Flagge.

Wir treten unter die Bogen in den Rathskeller. Man leuchtet uns mit Kerzen umher in dieser Unterwelt, welche fünf und siebenzig Kreuzgewölbe enthält. Ein großes geschnitztes messingbeschlagenes Faß bewahrt alten Franzwein von 1780. Ein holländischer Kamin hat eine Inschrift, die in's Hochdeutsche übersetzt etwa lauten würde: „Mancher Mann laut singet, wenn man ihm die Braut bringet. Wüßte er, was man ihm brächt, er wohl öfter weinen möcht'." Hier wurden nämlich die jungen Ehepaare nach der Trauung von den Priestern eingeführt. In einem der traulichen Kellerräume steht noch die „Admiralstafel", eine dicke plumpe Eichenbohle, aus den Planken des letzten lübischen Admiralschiffes (1570) gefertigt. Man zeigt noch heute die Stelle, wo Jürgen Wullenweber und Alexander von Soltwedel bei gefüllten Humpen über Plänen zur Wiederherstellung der vaterstädtischen Größe brüteten.

Das heutige Lübeck macht im Allgemeinen den Eindruck eines öden weitläufigen Ortes, der seinen friedlichen Beschäftigungen in abgeschlossener Stille nachgeht. Der Kai an der Trave hat noch das am meisten belebte Ansehen. Wie es mit den abgelegenen Quartieren steht, davon gibt das holperige Steinpflaster und der hie und da aufsprießende Graswuchs hinreichendes Zeugniß. Die Lübecker haben in ihrem Wesen etwas Bedächtiges. Man blickt in gutmüthige, mitunter schöne Züge, in denen noch viel von der alten Biederkeit und Treuherzigkeit wohnt. Auf allen liegt noch ein Hauch der mittelalterlichen Vergangenheit. Das gewöhnliche ruhige Alltagstreiben wird nur zweimal, zur Zeit des hohen Sommers durch das Vogelschießen, in ganz außerordentlicher Weise aber durch die Weihnachtsfreuden unterbrochen, wo der sonst so solide Sohn der milch-, butter-, fisch- und weinreichen Travestadt einmal nach Herzenslust über den Strang schlägt.

Wer die hiesige allgemein hergebrachte Sitte und die Lokalität der Häuser nicht kennt, möchte wähnen, die Bewohner derselben gäben sich einer mönchischen Beschaulichkeit hin. Dem ist indeß keineswegs so; vielmehr kettet sich jetzt eine Gasterei an die andere, welche sich jedoch nur in den engeren oder weiteren Kreisen der verwandten Familien bewegt. Dazu kommt, daß die den geselligen Freuden gewidmeten Räume des Hauses möglichst weit von der Straße entfernt liegen. Wer demnach nicht Zutritt zu Familien hat, würde nie erfahren, daß hinter den am Abend stets dunkelen Giebelseiten dieser langen Häuserreihen Menschen sich am Spieltisch bei Speise und Trank oder im Tanz gütlich thun, wenn ihm nicht auffiele, wie in tiefer Nacht bald da, bald dort eine Pforte zwischen den gewaltigen Karyatiden der Thürumrahmung sich öffnet und, in raschelnde schwarze Seidenmäntel gehüllt, kichernde Mädchen und lachende Frauen die Stufen

herabtrippeln, gefolgt von bepelzten Männern. Schwerfällige Kutschen, mit wohlgenährten Rossen bespannt, fahren nach einander vor, um die müden Gäste aufzunehmen und mit ihnen durch die spärlich erleuchteten langen Straßen fortzurollen. Dieses allnächtlich in der Weihnachtszeit von zwei bis gegen vier Uhr Morgens anhaltende Wagengerassel ist ein untrügliches Zeichen, daß man es wohl versteht, den heiteren Göttern des Lebens zu opfern, aber in ungestörter Gemüthlichkeit und unbelauscht von den Augen der splitterrichtenden Welt. In dieser Zeit des Frohsinns fallen auch die sonst so streng gezogenen Schranken eines kastenartigen aristokratischen Wesens, welches im Schooß dieser Republik herrscht, und die Freiheit schwingt ihre Flügel in Gestalt der tollsten Ausgelassenheit. Das Seltsamste erscheint erlaubt. Nie sind die öffentlichen, den geselligen Zusammenkünften gewidmeten Lokale stärker besucht, als zu Ende und zu Anfang des Jahres, und man verschmäht es nicht, sich selbst in den erbärmlichsten Kneipen recht herzlich mit den Fröhlichen zu freuen. Ueberall sorgen zahlreiche musikalische Freischaaren, ächte und unächte Tyroler oder sonstige Jünger der Gesang- und Jodelkunst für mehr oder weniger willkommene Erregung des Trommelfelles. Die anständigsten Männer, ja sogar feine Frauen und Mädchen machen den Taumel mit.

Der Mittelpunkt desselben ist der Rathskeller. Unter seinen Schwibbögen drängt und schiebt sich bei gutem und schlechtem Wetter, bei Frost und Schnee stets ein Menschenknäul hin und her. Wer da oben auf der Treppe das Treiben eine Weile beobachtet, dem kommt der dunstige Abgrund, wo Hornmusik, Harfen- und Zitherklang, Geigengetön und Gesangesjubel verworren sich durch einander mischen, wie ein Malstrom vor, welcher Jung und Alt, Vornehm und Gering, Männlein und Weiblein hinab in die Tiefe der weiten, nur matt erleuchteten Kellerräume reißt, um alsbald zu verschwinden. Hier ist das mecklenburgische Element stark vertreten, und in der That, diese kernigen Naturen mit den gerötheten vierkantigen Gesichtern wissen tüchtig zu leben; denn ohne einige Dutzend Austern, wozu die Dorfschöne statt des üblichen Rheinweines lieber Malaga trinkt, geht ein lustiges Pärchen aus dem Lande der Obotriten sicherlich nicht von dannen, und da dergleichen Leutchen im erregten Zustande einen ganz gesunden Mutterwitz entwickeln, dem sie auf gut Platt ohne den geringsten Zwang Worte leihen, so gibt es unaufhörlich zu lachen. Den Gipfel dieser Weihnachtsfreuden bildet die Sylvesternacht. Dann füllen sich alle fünf und siebenzig Kreuzgewölbe des Rathskellers so mit Menschen, daß zuletzt, kurz vor zwölf Uhr, buchstäblich kein Apfel mehr zur Erde gelangen kann. Um diese Zeit steigt, mit Jubelruf begrüßt, der Obernachtwächter die Treppe hinab, arbeitet sich mühsam durch das Gedränge bis in die Mitte des Hauptzimmers und singt hier die zwölfte Stunde ab. Darauf stimmt er den Vers: „Des Jahres letzte Stunde ꝛc." an. Die Anwesenden fallen mit gewaltigem Stimmengebraus ein, und

CCCCXXX



Gez. v. C. Reiss

Gest. v. B. Metzeroth.

SALZMANN'S INSTITUT

zu Schnepfenthal.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

so wird der Gesang, wohl oder übel, zu Ende gebracht. Nun klirren Hunderte von Römergläsern zusammen mit lautem „Prost-Neujahr!“ Der Jubelruf pflanzt sich aus dem Keller und anderen öffentlichen Lokalen auf die Straßen fort, und die schwärmende Menge stürmt so lange hin und her, bis die Gluth der illuminirten Köpfe allmählig verglimmt. Mit dem Neujahrsmorgen sind die Weihnachtsfreuden zwar lange noch nicht zu Ende, aber sie werden geräuschloser. Denn mehr als in der Sylvesternacht kann der Lübecker nicht leisten. Da schäumt der Becher des Frohsinns über, so weit es überhaupt möglich ist, und er wird geleert bis auf den Grund. Am Abend des fünften Januars flackert die Lust nochmals auf, und die Sonnenstrahlen des nächsten Morgens beleuchten dann wiederum die alte ehrwürdige Hansestadt mit ihren höchst soliden, auf ehrbare Sitte streng haltenden Staatsbürgern.

Schnepfenthal am Thüringer Walde.

In geheimnißvoller Ordnung bewegt sich das unermeßliche Heer der Gestirne durch die grenzenlosen Räume des Weltalls, eine unsichtbare Macht leitet ihre irrenden Schritte, und in ewig fortstürmendem Fluge wandeln sie neben einander hin in der pfadlosen Wüste und berühren sich nie auf ihren ewigen Zügen. Eine einzige Hülle, undenkbar groß und ohne Grenzen, umfaßt sie alle. In des Aethers unergründlichen Tiefen schweifen sie umher, beleuchten sich friedlich die dunkeln Pfade und begleiten einander schweigend mit unendlicher Liebe. Sie möchten einander berühren: aber — „wallet einsam, ihr Bewohner meiner Himmel!“ — war der Spruch des Schöpfers, und das Gesetz hält die Nahenden aus einander.

Anders sprach er zu den Menschen: „Gesellt euch, liebt einander und wirkt für einander auf meiner Erde!“ — Und dem Gebote gehorcht das Geschlecht. Verwandtes fügt es in Liebe zusammen, es kettet die Geister mit unsichtbaren Banden und herrscht mit stillem Walten über die Herzen.

„Liebt Euch und wirkt für einander!“ In der rechten Ausübung dieses Gebots liegt der Zweck aller Menschenerziehung. Die wahre Pädagogik wird nie etwas anderes mit dem Menschen wollen, als Kräftigung seines Willens und seiner Fähigkeit zur Erfüllung dieses Gesetzes — und jede Bestrebung der Erziehung, die nicht in ihm, wie in einem Mittelpunkte, zusammenfließt, entfernt sich von ihrem würdigsten Ziele. Wie jenes Gesetz ewig und unveränderlich ist, ist daher auch die Pädagogik in ihrer Grundlage unwandelbar.

Aber die Formen der Erziehungskunst sind mannichfaltig. Jeder Erzieher kann einen eigenen Weg zum Ziele wählen, und er wird ihn stets mit Erfolg betreten, wenn er Kraft mit Ausdauer verbindet. Die besten Erziehungsanstalten geben davon den Beweis. Alle ihre Gründer gingen selbständige Pfade, und alle gelangten zu dem nämlichen Ziele. So Pestalozzi, so Fellenberg, so Salzmann, und wo in ihres Gründers Geist der angebahnte Weg fortbetreten wurde, da erhielten sich ihre Institute auch nach ihrem Tode.

Salzmann's Institut in Schnepfenthal hat nun weit über ein halbes Jahrhundert bestanden, und obschon sein großer Stifter lange von ihm geschieden ist, ward doch sein Ruf und sein Ruhm nicht kleiner. Die Ehre, dem Range nach eine der ersten Erziehungsanstalten in Deutschland zu sein, wird ihm noch heute zuerkannt. Die Pädagogik ist seit Schnepfenthals Entstehen fortgeschritten, wie alle Wissenschaften fortgeschritten sind; darum sind aber die Früchte nicht unedler geworden, die an dem alten Stamme wachsen. Salzmann's Geist, in seinen Kindern und Enkeln, welche der Anstalt vorstehen, oder ihr als Lehrer dienen, gleichsam verjüngt, ist die verhüllte Ursache des rüstigen Fortbestehens dieser Anstalt, der Urquell ihrer Lebensfrische, die Seele ihres Wirkens, der Grund ihres dauernden Gedeihens.

Schnepfenthal liegt in jener reizenden Gegend des Thüringer Waldes, deren Schilderung ich in einem frühern Bande (III. Bd., S. 143) unter der Aufschrift Reinhardsbrunn versuchte. Die Gebäude der Erziehungsanstalt stehen auf einem Hügel und hüten gleichsam den Eingang des Reinhardsbrunner Thals, von dessen Rande sie weitweg auf Thüringens Ebene schauen.

Salzmann, der mit Basedow in Dessau zusammen gewirkt hatte, gründete die Anstalt 1784 mit Unterstützung des einsichtsvollen Beförderers so vieles Guten, Herzogs Ernst II. von Gotha. Er kaufte den damals öden Hügel und begann die Errichtung der Institutsgebäude, welche, allmählig vielfach erweitert, vor einigen Jahrzehnten zu der schönen Gruppe vereinigt wurden, die wir auf dem Bildniß überschauen. Anmuthige Gartenanlagen umgeben sie von drei Seiten; ein Gehölz dicht daneben enthält die zu den Turnübungen nöthigen Anstalten, für welche, bei schlechtem Wetter, auch die verdeckte Reitbahn dient. Das Hauptgebäude enthält die Lokali-

täten der Erziehungsanstalt: die Lehrzimmer, Speise= und Schlafsäle, die Kapelle, naturhistorische und andere Sammlungen; ferner die Wohnung des Direktors und seiner Familie. — In dem zunächst stehenden Gebäude wohnen die Lehrer. Es sind deren Zwölf; Verwandtschaft und innige Freundschaft knüpft sie zu einer Familie zusammen, in welcher reine Sitte, edle Gesinnung und das Bewußtsein der Größe der übernommenen Pflichten für den gemeinschaftlichen Erziehungszweck gute Früchte tragen. Der Mittelpunkt dieses schönen Verhältnisses ist der Direktor, den alle Zöglinge mit „Vater“, wie seine Gattin mit „Mutter“, anreden. In die ökonomischen Geschäfte der Anstalt (außer den 40 Zöglingen, die gewöhnlich da sind, macht das Lehrerpersonal, ihre Familien, Gesinde und Dienerschaft auch etwa 50 Personen aus) theilen sich Gattin und Schwester des Direktors. Ihre Hände versorgen die Tafeln mit guter, einfacher Kost, eine treffliche Quelle vor dem Hause gibt den gesündesten Trank. Nur bei festlichen Gelegenheiten empfängt jeder Zögling ein Glas Wein.

Der Kreis der Schnepfenthaler Zöglinge gehört theils den höhern, durchgängig den gebildeten Ständen an, und selbst fürstliche Knaben fanden hier zuweilen das Glück einer guten Erziehung. Es erhalten die Eleven keine eigentlich gelehrte, aber eine sehr umfassende Schulbildung, welche sie befähigt, bei ihrem Abgang entweder die obersten Klassen eines Gymnasiums, oder einer Realschule, oder auch die Universität mit Nutzen zu besuchen, oder in das praktische Geschäftsleben überzugehen. Eine wahre Lust ist es, diese muntere, lebensfrische Jugend zu sehen. Sie ist ein Bild von Kraft und Fülle der Gesundheit; — ganz anders, als jene Jugend, welche in den dumpfigen Schulstuben der meisten Gelehrtenschulen bleicht.

Auf die sittliche Veredlung des Menschen wird in Schnepfenthal mit zarter Sorgfalt gewirkt und die Gewohnheit pünktlicher, getreuer Pflichterfüllung nimmt fast Jeder als Schatz für's Leben mit aus der Anstalt. Ordnung und Reinlichkeit gehen mit der Angewöhnung zu Sitte und Anstand Hand in Hand. Zu allen Beschäftigungen, zu Tische, zum Spiel, ruft die Glocke. Jeder Knabe hat ein Aemtchen im Hauswesen, oder einen kleinen Handel zu besorgen, und es wird streng darauf gehalten, daß dies exact geschehe. Ueber Einnahme und Ausgabe führt der Zögling Buch und Rechnung; ein wirksames Mittel, neben dem Sinn für geschäftliche Ordnung zugleich den für Sparsamkeit zu wecken. Ein eigener Arzt überwacht den Gesundheitszustand der Anstalt.

Pflege des Gemüths war von jeher ein Hauptaugenmerk bei dem Bildungsgange in dieser Anstalt. Die Vorträge bei den Gottesverehrungen, bei der Aufnahme neuer Zöglinge, bei öffentlicher Belohnung der Fleißigen und Guten und bei sonstigen Feierlichkeiten sind darauf berechnet, bleibende, tiefe Eindrücke auf die jungen Herzen zu machen. Sorgfältig räumt man jedes Hinderniß einer freien Entwickelung der Anlagen

zum Guten aus dem Wege und erreicht schon Vieles durch die Unmöglichkeit, daß ein schlechter Umgang schädlichen Einfluß äußere, oder eine nachtheilige Lektüre, verhältnißwidrige Zerstreuungen und rohe Vergnügungen dem Erziehungswerke entgegenwirken.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" — und Schnepfenthal kann stolz auf sie sein. Es hat dem Vaterlande eine Reihe von Männern gebildet, die eben so ehrwürdig sind als Menschen, wie sie tüchtig sind als Geschäftsleute. Sein schönstes Zeugniß aber ist, daß schon so viele Väter ihre Söhne wieder der Anstalt anvertraut haben, in welcher sie selbst ihre Bildung empfingen.

Antikes Theater bei Taormina.

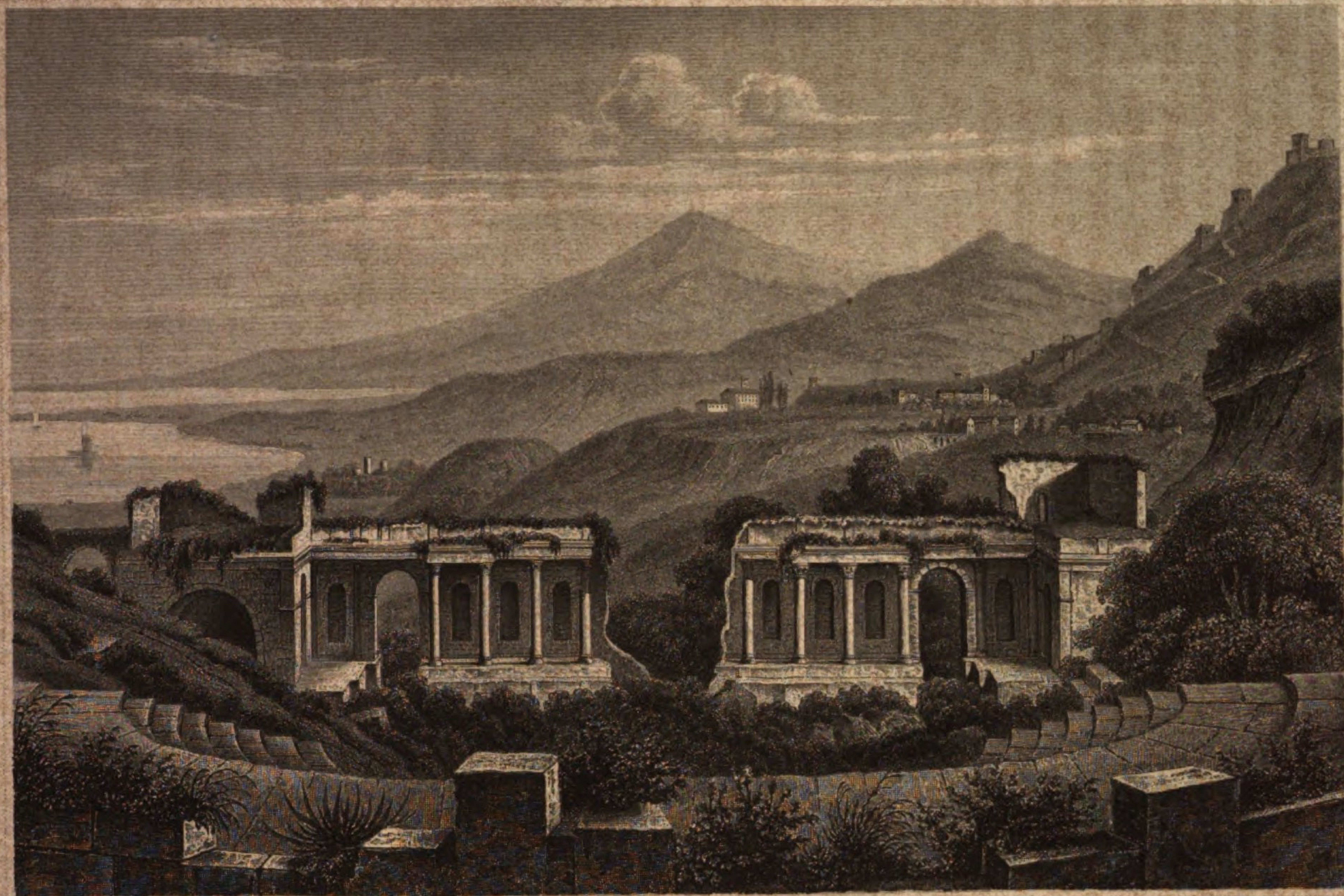
An der Ostküste von Sicilien, zwischen Catania und Messina, liegt die kleine Stadt Taormina, das alte Tauromenium der Römer, einst die älteste und glänzendste der griechischen, von Chalcidensern gegründeten Kolonien, von deren Reichthum und Größe noch weitläufige Alterthümer zeugen. Das interessanteste darunter ist das Theater (Laterizio genannt), von dem unser Stahlstich eine treue Abbildung gibt. Es hält 624 Fuß im Umfang und ist von der höchsten akustischen Vollkommenheit, in Bezug auf Lage und Prospekt von keinem andern Theater der Alten übertroffen. Zum Theil von Opuntien überwuchert, liegt es über der jetzigen Stadt, die eine der ödesten und erbärmlichsten Orte der Insel ist, auf einem vorspringenden Felsen, zum Theil in ihn gehauen; die ehemalige Marmorbekleidung, welche es ganz überdeckte, ist verschwunden; die Bühne, mit ihren drei Thoren dagegen unversehrt. Säulen und Verzierungen hat man in Menge ausgegraben. Andere Alterthümer sind eine Naumachie, Wasserreservoirs 2c. Ueber dem Theater liegt eine sarazenische Festung in Trümmern. Die umgebende Landschaft ist von klassischer Schönheit.

---

nmöglich-
oder eine
he Ver-

pfenthal
Männern
sind als
so viele
cher sie

legt
inst
ten
ner
t),
uß-
ug
n,
t,



ANTIKES THEATER BEI TAORMINA
(Sicilien)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.



ECKERNFOERDE.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eckernförde.

Wer ein Deutscher ist und kein Fischblut hat, dem muß es Gott verzeihen, wenn ihm beim Anblick dieses Bildes viele böse Wünsche durch den Sinn fahren. Es empört sich in Deutschland jedes ehrliche Herz, es ballt sich jede männliche Faust, so oft das Wort „Schleswig-Holstein" ausgesprochen wird. Kein Volk der Welt hat jemals eine solche Schmach erlitten, wie das deutsche Volk sie tragen muß in Dem, was dies- und jenseits der Eider geschieht und einer Nation, die an Seelenzahl die stärkste aller Kulturstaaten Europa's ist, gegenüber geschehen darf.

Unsere Leser wissen, daß man gerade über diesen Gegenstand weit mehr fühlen, als sagen kann, und wollten wir unsern Artikel zu dem Bilde schon mit der Ueberschrift schließen, Niemand würde es uns verargen. Dem Gegenstand selbst zu Liebe reißen wir zwei Blätter aus der neuesten deutschen Geschichte und fügen sie hier ein. Die weiteren Betrachtungen über deren Inhalt können wir unseren Lesern überlassen.

Nachdem diejenigen unserer landesväterlichen Freunde, von denen das Sprichwort sagt, daß uns der liebe Gott vor ihnen bewahren möge, mit unseren Feinden würden wir schon selbst fertig, — die Freude des Tages von Idstedt erlebt hatten, begann die Reaktion auch jenseits der Elbe ihr Beruhigungswerk. — Wir Alle haben im Jahre 1848 gelebt und den Wandel der Zeit erfahren: welch' ungeheure Kluft jedoch zwischen jenem Jahre des Aufgangs und dem Jahre 1850, dem des Niedergangs unserer Hoffnungen, gähnte, das erkennen wir, wie Großes auch in vielen Ländern in der „Umkehr" geleistet worden sein mag, doch nirgends in gleichem Maße, wie in den Herzogthümern.

Die Reaktionstruppen Oesterreichs, die politischen Siegesgenossen der kurhessischen Strafbayern, marschirten auf preußischen Brücken über die Elbe, und die preußischen und österreichischen Kommissare begannen mit der Krone Dänemark jene bekannten Unterhandlungen, an welchen vor Allem die diplomatische Kunst zu bewundern war, mit welcher man die Interessen Deutschlands aus den Augen zu setzen verstand. Das Ergebniß dieser Verständigung trat jedoch erst im Jahre 1852 an das Licht der Welt; sein Inhalt füllt das erste unserer beiden Geschichtsblätter, mit

dem Wenigen, was Dänemark versprochen hatte, und das hinsichtlich der Herzogthümer also lautete: „Daß sowohl Schleswig als Holstein besondere, nur dem König verantwortliche Minister erhalten sollten, welche die die einzelnen Landestheile angehenden Geschäfte und Verrichtungen besonders wahrzunehmen und die beiden Herzogthümern gemeinsamen nichtpolitischen Anstalten und Einrichtungen (Universität, Kanal, Brandversicherungswesen, Straf-, Taubstummen- und Irrenanstalt) kollegialisch zu behandeln hätten; den Provinzialständen beider Herzogthümer sollte eine solche Entwickelung zu Theil werden, daß jedes hinsichtlich der zu der Wirksamkeit der Provinzialstände gehörigen Angelegenheiten eine ständische Repräsentation mit beschließender Autorität erhalte; dabei sollte der deutschen wie der dänischen Nationalität in Schleswig vollkommene Gleichberechtigung gewährt werden; insbesondere sollte den Ständen von Schleswig der freie Gebrauch der dänischen wie der deutschen Sprache gestattet sein; die Aufhebung der Zolllinie an der Eider sollte baldigst eintreten und die früher erlassene Amnestie einer umfassenderen Revision unterzogen werden."

Auf diese königlichen Versprechungen hin, welche am 27. Januar dem kopenhagener Reichstag mitgetheilt wurden, übergaben die deutschen Kommissare die bisherige holsteinische Regierung, die Archive, das Arsenal, die Marine und die Festung Rendsburg den Dänen, die Preußen zogen aus Rendsburg, die Oesterreicher aus Schleswig-Holstein ab, die Kommissare reisten über Kopenhagen in ihre Vaterländer zurück und der frankfurter Bundestag ertheilte dem abgeschlossenen Vertrage (gegen den einzigen beharrlichen Widerspruch Sachsen-Koburg-Gotha's) seine Genehmigung.

Letzteres war am 3. Juni geschehen; es war auch das Letzte, auf welches Dänemark gewartet hatte, denn vom 7. Juni an beginnen die dänischen Wortbrüche, aus deren langer Reihe wir auf dem andern Geschichtsblatte Einiges mittheilen.

Vor Allem ist von der Selbständigkeit der Herzogthümer, zu deren Rettung das Volk aufgestanden war und zu deren Vertheidigung die deutschen Königreiche, Großherzogthümer, Herzogthümer und Fürstenthümer ihre Reichstruppen in das Land gesendet und so viele deutsche Regenten und Prinzen im Jahre 48 und 49 das Schwert gezogen hatten, alsbald keine Spur mehr zu gewahren. Das seit 500 Jahren den beiden Ländern verbriefte und von jedem Dänen-Könige, auch dem letzten, beschworene Recht ist zerrissen. Zwischen Holstein und Schleswig erhebt sich eine dänische Polizeimauer, die nichts Deutsches passiren läßt, und um in dem grabesruhigen Lande die Ruhe zu behaupten, halten 3000 dänische Soldaten Holstein und ebensoviel Schleswig besetzt, während die deutschen Bundestruppen Holsteins in Dänemark dienen. In allen Post- und Zollämtern mußten die Deutschen den Dänen Platz machen. Damit begann hinsichtlich der zugesicherten Gleichberechtigung der Nationalitäten der

dänische Wortbruch; die Ausführung im Großen folgte unmittelbar nach: um Schleswig für jeden Fall an Dänemark zu ketten, sollten die 230,000 Deutschen des Herzogthums eiligst danisirt werden; zu diesem Behufe ist in ihren Kirchen und Schulen zwangsweise die dänische Sprache eingeführt, Pfarrer und Lehrer, die nicht dänisch sprechen oder gar deutsch denken, wandern in's Elend, die Kinder müssen anders beten, als die Aeltern, und die Väter finden kein Verständniß für ihre deutsche Beichte und den letzten Willen, ja wer sich des dänischen Kirchenbesuchs enthält, wird mit Exekution belegt oder mit Prügeln bedroht. Die Danisirungswuth verbeißt sich auch in die Landesmünzen; in den Schulen ist die dänische Reichswährungs-Berechnung als Zwangsunterricht vorgeschrieben; der preußische Thaler wird wie ein Verbrecher über die Grenze gejagt und kopenhagener National-banknoten überschwemmen das Land, dem man die Errichtung einer eigenen Bank versagt. Deutsche Zeitungen, deutscher Buchhandel, deutsche Druckereien sind den ärgsten Verfolgungen ausgesetzt und werden in Schleswig unmöglich gemacht, ja soweit ist es — im schneidendsten Widerspruch mit alle Dem, was dem Bunde im Jahr 1852 versprochen worden ist — in Schleswig gekommen, daß dort einzig und allein der Däne nicht nur über Kirche und Schule, sondern auch über Justiz und Verwaltung herrscht: alle deutschen Justizbeamten, die Mitglieder des Obergerichts, alle Oberbeamte, alle Bürgermeister, über hundert Geistliche und noch weit mehr Lehrer der höheren wie der niederen Schulen sind abgesetzt, und unter allen diesen Männern war kein einziger, dessen Ruf mit einem Flecken behaftet gewesen wäre, während ihre dänischen Nachfolger zum nicht geringen Theil verrufene Personen sind, die in ihrer Heimath dem Zuchthause am nächsten gestanden. Mit gleicher Härte verfuhr man gegen die Steuerbeamten, welche der provisorischen Regierung treu gewesen, sowie gegen die Advokaten und die Professoren von Kiel, am schlimmsten aber mit dem Vermögen des Landes, indem ein königliches Dekret vom 7. Juni, also vom vierten Tage nach der bundestäglichen Ratifikation des Vergleichs, allen während der Erhebung der Herzogthümer gemachten Staatsanleihen die Anerkennung versagte und sämmtliche auf dieselben bezüglichen Verschreibungen der Staatskasse gegenüber für null und nichtig erklärte. Durch diesen Gewaltstreich des dänischen Finanzministers waren — schnurstracks gegen den Wortlaut des Vertrags — zwanzig Millionen Mark verloren und zahllose Familien an ihrem Vermögen auf das Härteste geschädigt. Und als die preußische Diplomatie hiergegen einige stylgerechte Einwendungen zu machen wagte, schleuderte man der um ihr Ehrgefühl bereits gemanteuffelten Regierung den Hohn in's Gesicht: „man habe dänischer Seits in Schleswig-Holstein nichts Anderes gethan, als was preußischer Seits seiner Zeit in Bezug auf die westfälische Zwangsanleihe geschehen sei" — und Preußen steckte diesen Hohn ein, sich tröstend mit dem ihm widerfahrenen suum cuique.

In der Aussaugung der deutschen Herzogthümer zeigten von jeher die Dänen eine unvergleichliche Virtuosität. Bis zum letzten herab haben zwar alle Dänenkönige das Privilegium beschworen, welches heißt: „Wir, unsere Erben und Nachkommen sollen und wollen auch keine Schatzung oder Bede legen auf die Einwohner dieser Lande, ohne freundliche Einwilligung und Zulassung, einträchtiger Zustimmung aller Räthe und Mannschaft dieser Lande, geistlicher und weltlicher" — es zu halten, daran dachte kein Einziger! Die Mehrzahl der dänischen Könige verdiente in der That den schwedischen Spottnamen der „bodenlosen Taschen", und der Einrichtung einer solchen entsprach die Finanzverwaltung in früherer wie in jüngster Zeit. Man hat nicht nöthig sich auf die berüchtigte „Zwölfmillionenfrage" zu berufen, die Thatsache spricht allein deutlich genug, daß die Herzogthümer während der drei Kriegsjahre 48—50 bei ihrer eigenen Finanzverwaltung, trotz der großen Rüstungen und Armeeausgaben, noch einen Ueberschuß von $12^1/_4$ Millionen Mark Kurant, ungerechnet die 6 Millionen Forderung an den Bund für Verpflegung der Reichstruppen, gut machen konnten, während sie jetzt neben den Kosten ihrer eigenen Verwaltung noch $^2/_5$ zu dem Budget des dänischen Gesammtstaats beizutragen haben — für die traurige Ehre, einem Staat anzugehören, der nach Holland, England, Frankreich und Oesterreich die größten Schulden hat und für die Regierung von kaum zwei Millionen Menschen jährlich nicht weniger als 24 Millionen Reichsbankthaler verbraucht. —

Jetzt, wo ein neuer Krieg zwischen Dänemark und den Staaten des deutschen Bundes auszubrechen droht, ist es wohl an der Zeit, darnach zu fragen: Wie haben die deutschen Kommissäre die militärische Sicherheit Deutschlands gegen diese unsere schwächste Stelle im Norden gewahrt? Die Herzogthümer hatten viele Millionen für ihre Rüstung angewandt und Rendsburg in jeder Beziehung kampftüchtig hergestellt. Hat man gethan, was unter solchen Umständen und einem solchen Vertragsbetheiligten gegenüber Pflicht und Ehre deutschen Männern gebieten mußten: hat man Rendsburg zur Bundesfestung erhoben und das reiche Arsenal des Herzogthums unter deutschem Schutz geborgen? — Welche Frage! Welcher Irrthum! Wer spricht hier von deutschen Männern? Es waren ja nur ein preußischer, ein österreichischer Kommissär; was hatten diese, dem Abgesandten eines „charmanten Königs" gegenüber, sich um das sogenannte Deutschland zu bekümmern? — Dem aus tiefen Wunden blutenden Lande, zu all seinem Gram und Jammer ersparten sie nicht einmal den Hohn, den Dänen Alles auszuliefern, was Waffe hieß, und diese schwelgten nun in dem Triumph, aus den Herzogthümern nach Kopenhagen zu entführen: nicht weniger als 527 Festungsgeschütze, 118 Feldgeschütze, 54,810 Schießwaffen, 42,660 Säbel, 144,220 Stück Hohl- und Vollgeschosse, 95,500 Stück fertige Geschützmunition, 13,705,000 Stück fertige Munition für Kleingewehre, 10 Millionen Stück Zündhütchen,

die vollständigen Montirungsstücke für eine Armee von 40,000 Mann, sammt unermeßlichen Vorräthen von unverarbeitetem Material und allen möglichen Requisiten, Instrumenten 2c.; und damit nicht genug: auch die schleswig-holsteinische Flotille mußte nach Kopenhagen wandern, zwölf Kanonenboote, drei Dampfer und ein Schooner, zu deren Herstellung manches patriotische Herz sein Werthvollstes geopfert und die Deutschland in diesem Augenblick so schwer entbehrt; und dazu kommt endlich, daß Rendsburg, statt ein Schutz der deutschen Grenze zu sein, auf deutscher Seite geschleift und in einen Brückenkopf gegen Deutschland umgebaut ist.

Wer ist verantwortlich für das Gut und Blut, welches die deutsche Nation abermals aufwenden muß, um nur nothdürftig wieder zu gewinnen, was ihm durch solche Versündigung am Vaterlande verloren gegangen ist? — Fragt nur, der Sünder meldet sich nicht.

Das ist das andere Blatt der neuesten deutschen Geschichte gewesen; die Fortsetzung wird von der nächsten Zukunft geschrieben werden. Wie diese aber auch sich gestalten möge, das Stück Schmach und Schande, das Deutschland zehn Jahre lang durch Dänemark erlitten, wird durch keinen Glanz der Zukunft verdeckt und dies um so weniger, als Deutschland, das ohne Anstrengung so viel Soldaten stellt, als Dänemark Einwohner zählt, aus dem Kampf gegen einen solchen Feind keinen Glanz heimbringen kann. Die Ehre aber, die dort verloren gegangen ist, ist nicht deutsche allein gewesen, sondern in größerem Maße preußische und österreichische.

Die Stadt unseres Bildes hat im letzten deutsch-dänischen Kriege Weltruf erlangt durch den Kampf zwischen der deutschen Strandbatterie und den beiden dänischen Kriegsschiffen Christian VIII. und Gefion am 5. April 1849. Die Reichstruppen um Eckernförde standen unter dem Oberbefehl des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, das Linienschiff Christian VIII. ward von dem Kapitän Paledan, die Gefion vom Kapitän Meyer kommandirt, die siegende schleswig-holsteinische Strandbatterie befehligten Oberfeuerwerker Preußer und Jungmann, eine nassauische halbe Batterie leistete kräftige Hülfe. Den Hauptkampf hatte die kleine Batterie auf der Südseite des Hafens zu führen, in welchen beide Schiffe eingedrungen waren; zwei Dampfer lagen vor dem Hafen. Die vier Achtzehnpfünder dieser Batterie haben unter Preußers heldenmüthiger Leitung Gefecht und Sieg entschieden, so daß man wohl sagen kann, daß es in diesem denkwürdigsten aller Treffen vier Kanonen und wenigen leichten (nassau'schen) Feldgeschützen gelungen ist, im Kampf gegen 150 Kanonen zu bestehen und in demselben ein Linienschiff zu vernichten und eine Fregatte von 68 Kanonen zu erobern. Das Linienschiff flog Abends acht Uhr in die Luft. Unter den Hunderten, die dadurch den Tod fanden, beklagen wir vor Allen den Helden des Tages, den edlen

Preußer, der, nachdem er die Feinde besiegt, der Erste war, der auf das brennende Schiff eilte, um die Verwundeten zu retten.

Seine Ehre ward von der ganzen Armee gefeiert. Anders erging es Jungmann. Nachdem man das tapfere Volk von Schleswig-Holstein mit gebundenen Händen den Dänen zum Anspucken ausgeliefert, verließen die braven Kämpfer das Land; aus der schleswig-holsteinischen Armee, einem Muster deutscher Soldaten, ward schließlich die schleswig-holsteinische Legion in Brasilien. — Und Jungmann, der Eroberer des Gefion, hungerte und lungerte bis zum Jahre 1861 in Deutschland, bis er endlich die wunderbare Ehre erlebte, zu gleicher Zeit und mit einer gleichen Summe als Jahresgehalt, wie der bundestagliche Flottenverklopfer, Hannibal Fischer, aus der Bundeskasse bedacht zu werden. Das ist das eigentliche Ende des deutschen Siegs von Eckernförde.

Die Themsemündung und das Hospital zu Greenwich bei London.

Ist London das Emporium der Welt, wie es schon Pitt geheißen, so ist der Zugang zu demselben, die Themse, der Kanal, in welchen die Reichthümer der Erde ab- und zuströmen, ebbend und fluthend im unaufhörlichen Wechsel. Von der Themse aus streckt England seine Polypenarme über alle Gürtel des Planeten hin; von ihr aus ist's, daß das strebende, rüstige Inselvolk Wurzeln durch alle Meerr getrieben hat, die in alle Kontinente sich eingeschlagen und so die ganze Erde mit jenem tausendfältigen Geäder seines Handels und seiner Industrie umstrickt haben, welches den Nahrungssaft aller Länder dem kleinen Eilande zuführt, das auf der Weltkarte kaum ein Punkt ist. An der Themse hat der Geist der Neuzeit seine gefeierten Sitze: jener kunstreiche Geist, der das wunderbare Maschinenwesen geschaffen, durch welches der Mensch der Gegenwart die Naturkräfte bändigt und sie zwingt, ihm Helotendienste zu leisten; dort ist der Ort, wo die wilden Elementargeister zuerst Zaum und Gebiß empfingen und ihnen gelehrt ward, für den Menschen willig in's Rad zu gehen; wo des Wassers glühender Schwaden, in engen Verschluß



DIE MÜNDUNG DER THEMSE



GREENWICH – HOSPITAL

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

gebracht, zuerst gezwungen wurde, unwillig, aber fügsam, wie Herkules am Spinnrocken, dünne Fäden zu ziehen, der Rosse schwere Arbeit zu verrichten und an die Räder des Wagens und an den Kiel des Schiffes die Schnelligkeit des Fluges zu knüpfen; von der Themse aus schleudert England die neue Bildung auf seines Dreizacks Spitzen in alle Völker und in alle Zonen. Immerfort gebend und empfangend, aufnehmend und wieder ausstoßend, ist gleichsam die Themse eine Hauptarterie für den Kreislauf des Erdenlebens, und, obschon verhältnißmäßig so klein, der Strom, mit dem sich kein anderer der Welt an Wichtigkeit messen darf.

Heutzutage, seit der Einführung der Dampfschifffahrt, ist die Themse der gewöhnlichste Weg für den Reisenden vom Kontinente nach London, und nur auf diesem Wege kann er zu einem recht anschaulichen Begriff von der Unermeßlichkeit des neuen Babylons, von seinem Reichthum und Verkehr gelangen. Von der Mündung bis zur Weltstadt herauf sind es vierzehn deutsche Meilen. Auf dieser Strecke entgeht dem Reisenden nicht jene angenehme Steigerung, welche dem Anschauen höhern Reiz verleiht, während Derjenige, der zu Lande, zumal auf der Eisenbahn herkommt, für seine Gefühle keinen Uebergang findet; denn der Eindruck Londons überfällt ihn gleichsam; er hat nicht Zeit, ihn zu fassen, und Ueberraschung und Verwirrung mischen bald dem höchsten Lustgefühl das Wehe der Abspannung bei. Nicht so bei der Themse-Fahrt. Allmählig und mit Ruhe wird man da auf den Hauptanblick vorbereitet, welchem das Herz voller Erwartung entgegen schlägt.

Zuerst gewahrt man, an der Einfahrt aus der Nordsee, eine niedrige flache Landschaft, die sich kaum von der Wasserfläche abhebt. Sie ist eintönig und wird durch nichts belebt, als durch Schwärme von Seevögeln und die eilig und geschäftig vorüberziehenden Segel der Fahrzeuge. Bald darauf erscheint mitten in der fast zwei englischen Meilen breiten Strommündung ein gewaltiger Schiffrumpf mit hohem Bord; er ist segellos; aber auf thurmhohem Maste trägt er eine riesengroße Laterne — das Leuchtfeuer von Norelight, um die Schiffe vor Untiefen und Sandbänken zu warnen. Es gehört helles Wetter und ein gutes Gesicht dazu, um die beiden Ufer zu erkennen, so weit ist hier der Strommund. Southend hieß das äußerste Land an der Essexseite und auf demselben ragt wieder ein Leuchtthurm. Etwas weiter hinauf wird Sea-Reach erreicht, und obgleich noch weit von London, ist man doch am Bereiche der Jurisdiktion der Hafenpolizei der Hauptstadt, deren Grenze ein Stein am Ufer bezeichnet. Das Fahrwasser nähert sich nun der Kentseite und der durch einen Kanal vom Lande geschiedenen Insel Grain; gegenüber, auf der Essexseite, liegt ein anderes Eiland, Conway; beide sind mit haushohem Schilfe bewachsen und mit unzähligen Wasservögeln belebt. Das Land ist noch immer flach, niedrig, sumpfig; nur im Flusse ist Menschenleben rührig, alle Augenblicke kommen Fahrzeuge segelnd vorbei, oder die Fischer

legen ihre Netze an den öden Ufern aus. In der That sind die Sümpfe der Themse der Kultur ganz unzugänglich, und erst hinter denselben erheben sich Dörfer, Flecken und Städte. So geht es fort bis an Tilbury-Fort vorbei, eine alte Citadelle auf der Kentseite, berühmt durch den Sieg, welchen (1558) die heldenmüthige Elisabeth über des spanischen Philipp's Armada hier erfocht. Der Sieg war zugleich der Sieg der bürgerlichen und religiösen Freiheit über Aberglauben und Sklaverei.

Schräg gegenüber, auf dem sich allmählich verschönernden Ufer, glänzt das freundliche Milton, ein aufblühender Kurort, und hinter einer reizenden, mit Landhäusern besetzten Landschaft ragen die Thürme von Gravesend, einer bedeutenden und schönen Stadt. Es ist das Sanssouci vieler Londoner, zumal Rheder, Schiffer und Schiffsmakler, welche sich aus dem Geschäftsleben zurückgezogen haben, oder die den Sommer hier verleben. Gravesend ist deshalb in ununterbrochener, ja stündlicher Verbindung mit London durch eine Menge Dampfboote, die hin- und hergehen. An dem hiesigen Zollhause müssen auch alle Schiffe von und nach London klariren, und die ankommenden empfangen einen Zollbeamten am Bord zur Verhütung des Schmuggels, der demungeachtet an keinem Orte Englands in größerem Maßstabe getrieben wird. — Fortan reihet sich Landhaus an Landhaus und Park an Garten: je näher der Hauptstadt, je mehr wird in den Anlagen und Gebäuden auch der Luxus sichtbar, und der Reichthum legt sich immer breiter und stolzer zur Schau. Die schönsten Punkte sind Northfleet, Greys-Thurrock, West-Thurrock und das reizende Belmont-Castle. Doch verflacht sich die Landschaft noch einmal, sobald man St. Clements-Reach erreicht hat; die Hügel sind verschwunden, die Bäume entfernen sich von den Ufern und das Schilf tritt an deren Stelle. Erst auf der Kentseite gewinnt die Landschaft neuen Reiz — Hügel mit Landhäusern besetzt treten wieder an den Strom, Dörfer und Flecken ziehen vorüber, und von einer Waldhöhe schaut Lord Say's berühmte Besitzung, Belvedere, mit den glänzenden Augen seiner großen Spiegelfenster herab. Die Einförmigkeit des niedrigen linken Ufers dauert hingegen fort bis nach Woolwich, dem Arsenale, wo ganze Pyramiden von Kanonen, Geschützkugeln, Bomben 2c. 2c., die auf den Quayen liegen, schon von weitem erkennen lassen, daß hier der Kriegsgott seine Wohnung aufgeschlagen hat. Daneben sind die berühmten Dock-Yards, die Werfte für den Bau der größten britischen Kriegsschiffe, welche mit ihren Magazinen einen Raum von einer halben englischen Quadratmeile bedecken. Aus ihnen ist das Pochen und Hämmern von ein paar tausend Arbeitern weithin hörbar. Die Woolwicher Baracken für die Marine und Artillerie zeigen Fronten von 1000 Fuß und darüber; die Kadettenschule hat eine Façade von mehr als 6000 Fuß und ist im gothischen Style. Alles, was hier der Staat geschaffen hat, ist großartig, und verkündigt mit stolzem Selbstgefühl Britannien als Beherrscherin einer halben Welt.

Oberhalb Woolwich wird das Leben und Gewühl auf dem Strome und am Ufer immer geräuschvoller und der Reisende ist nun im Bereich des eigentlichen Londoner Hafens. Bald ragt rechts hinter festen Wasserthoren und Mauern ein Wald von Masten und Wimpeln heraus: man fährt an den ostindischen Docks vorbei, während die Scenerie auf der entgegengesetzten Stromseite die Aufmerksamkeit gebieterisch fesselt. Bei Shootershill nämlich öffnet sich plötzlich die ununterbrochene Doppelreihe von Schiffen, welche am Ufer ankert, und der Glanzpunkt des gesammten Stromufers von der Mündung an bis zur Hauptstadt tritt urplötzlich in die Scene, wie ein Heros in die Weltgeschichte. Das herrliche Greenwich liegt vor Dir — „Greenwich, die hohe Pforte des Abendlandes", nach Byron's Ausdruck. Wie eine lang geschlossene, endlich aufbrechende Knospe die ganze Fülle der Natur aufthut mit einem Male, so offenbart Greenwich vor der trunkenen Seele des Beschauers die Herrlichkeit, Macht und Humanität Britanniens. „Esto perpetua!" ruft ihm jeder Menschenfreund entgegen.

Emporsteigend vom Quay am Flusse bis auf die Höhe des Parks, welche das berühmte Observatorium krönt, gruppiren sich eine Reihe von Prachtgebäuden zu dem grandiosesten Ganzen, welches die Baukunst in England hervorgebracht hat. Und dieser Cyklus von Palästen, wie kein Kaiser sie besitzt, ist nicht die Wohnung von Fürsten: — er ist was Besseres: es ist ein Waisenhaus und ein Spital. Hier pflegt das mütterliche England seine greisen Söhne, die ausgedienten Vertheidiger seiner hölzernen Wälle, bis zur letzten Stunde, und hier erzieht es die Waisen, deren Väter den Ruhm und die Größe des Vaterlands mit ihrem Leben bezahlt haben. Ehre und Würdigkeit in Geber und Empfänger gehen hier Hand in Hand.

Greenwich-Hospital besteht aus vier abgesonderten Gebäuden, von denen zwei ihre Hauptfronten dem Strome zukehren. Diese haben eine Gesammtlänge von fast 900 Fuß. Mitten auf dem, zwischen ihnen befindlichen Raume steht die Kolossalstatue Georg II. Doch nicht dieser — König Wilhelm der Oranier, und Königin Maria waren die Gründer, und Englands berühmteste Baumeister: Inicho Jones und Christoph Wren errichteten sie in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Die beiden landeinwärts stehenden Paläste haben von Pilastern getragene Kuppeln; aber Säulenreihen, dorischer Ordnung, schmücken die Façaden am Strome. Im Hospitale selbst werden 2800 Invaliden von 168 Wärterinnen sorgfältig verpflegt. Jene sind die sogenannten Inpensioners. Der Outpensioners, derjenigen invaliden Matrosen nämlich, welche für Rechnung des Spitalfonds außerhalb der Anstalt Verpflegung bekommen, sind an 30,000! Der invalide Schiffsjunge erhält jährlich 60 Gulden bis an seinen Tod und dem langgedienten Matrosen werden bis zu 300 Gulden jährlich vergütet. England scheut nicht, wie

so viele andere Reiche es thun, vor der Bürde einer heiligen Verpflichtung feig und ehrlos zurück. Daß ein Invalide und ein Bettler in einer Person vereinigt sein können, kann der Brite nicht begreifen. —

Gegen den Park gerichtet erheben sich die neuern Gebäude des Matrosen-Waisenhauses, der Waisenschule und des Krankenhauses nicht minder herrlich, als jene. Im erstern werden über 3000 Knaben und Mädchen bis zum vierzehnten Jahre trefflich erzogen. Im Schulgebäude wohnen die Lehrer und in jedem Saale finden 200 Zöglinge Raum. In dem ganzen Gebäudecyklus, das Hospital hinzugerechnet, haben über 8000 Menschen geräumig und bequem Platz. Eintracht, Ordnung, und ein seltenes Maß Zufriedenheit sind in allen diesen Anstalten zu Hause, Anstalten, welche für die Ehre und den Adel des englischen Volks mehr zeugen, als Trophäen und Monumente.

Einsicht in die innere Einrichtung ist jedem Fremden gestattet, und Tausende kommen und gehen täglich, weil nicht leicht Jemand London besucht, ohne auch Greenwich zu sehen, wohin von London und über einen Theil der Hauptstadt weg eine Eisenbahn führt. Der Haupt-Sammelplatz der Fremden ist vorzugsweise die Gemäldehalle des Spitals, in welcher die Kunst die Helden- und Siegesthaten der britischen Marine feiert. In dieser Nationalgallerie ist Alles vereinigt worden, was früher in den verschiedenen königlichen Schlössern zerstreut war, und die Lücken wurden von den berühmtesten neuern Meistern ergänzt. Sie ist eine Stiftung Königs Georg IV. In der Vestibule sind die Bildnisse der Helden und Entdecker der britischen Marine seit den Tagen der Elisabeth vereinigt. An der Decke hängen die eroberten Flaggen der Admiralschiffe der Holländer, der Spanier, Portugiesen, Franzosen, Russen, Schweden, Dänen, Türken 2c. 2c., kurz aller Seemächte der Erde, als die rechten Urkunden der britischen Herrschaft auf allen Meeren.

Vöringsfoß.

Wieder ein Bild aus der nordischen Wasserwelt! — ist doch das Wasser die vornehmste Zierde der norwegischen Landschaft und ganz Skandinavien so wasserreich, daß sein Norden geradezu zur Wasserwüste wird; denn überall, wo das Wasser nicht freien Abfluß findet, erstrecken sich



VÖRINGSFOS
IN NORWEGEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

seine Baaken, seine Moräste durch Meilen, durch Breitengrade hindurch, blos unterbrochen von den sich dazwischen erhebenden Höhenzügen und Gebirgen. Die außerordentliche Schneemenge, welche hier jeder Winter auf das Dach der Berge legt, ist die Ursache dieses Reichthums. Da nun, wo unmittelbar vom Meere aus sich Hochgebirge erheben, welche ganz das Gepräge der Alpen tragen, findet das überall so reichlich vorhandene Wasser bald seinen Weg und sein Grab, in das es sich brausend stürzt. Diese Vereinigung von Meer und Alpenwelt ist die Ursache der ganzen Wasserzauberei, welche Herz und Sinn eines jeden Beschauers umstrickt.

Es ist ein prachtvolles Wandern durch Norwegens südlichen Theil, durch jene Gegenden, wo die Alpen unmittelbar aus den Fjorden emporsteigen, wo in das Meer hinaus die Gletscher schimmern, und Der, welcher auf Gletschern fußt, überall den blauen Spiegel des Meeres zwischen den in saftig grüner Frische prangenden Thälern hereinlachen sieht. Unmittelbar über diesen Thälern erheben sich die blendenden Bergeshäupter. Ein Blick umfaßt die Frische und den Reichthum der Tiefe gleichzeitig mit der schimmernden Armuth und Kälte der Höhe; eisige Gletscher hängen unmittelbar über lieblichen Wiesen und fruchttragenden Feldern. Jedes Thal rollt seine eigenen Zauberbilder auf, jedes fesselt auf's Neue durch seine besonderen Reize.

Norwegen ist das Land der Wasserfälle. Den lebendigen Kindern der Höhe, welche von den Sonnenstrahlen erzeugt, von den Gletschern geboren und mit der Milch der Berge genährt worden sind, ist nur ein kurzer Lauf vergönnt. Sie eilen rauschend und ohne Besinnen ihrem Ziele zu, und mit hundert anderen Ihresgleichen vereinigt, stürzen sie sich im tollsten Jugendübermuth über Berge und Felsen hinab dem freundlichen Meere zu, welches seine Arme weit in das Land ihnen entgegenstreckt und brausend aufjauchzt, wenn sie, die Glücklichen, mit aller Liebesinbrunst sich ihm an das Herz werfen.

Die Beschaffenheit des Landes kann solchem fröhlichen Wassertreiben gar nicht günstiger sein. Binnen wenigen Stunden klimmt der langsame Mensch vom Meere zu dem Gletscher auf, in noch kürzerer Frist trägt ihn sein Fuß von der Höhe zur Tiefe hernieder, trotz aller Umwege, trotz aller Kreuz- und Winkelzüge, die er, der an die Scholle Gebannte, ausführen muß, um zum Ziele zu gelangen. Um wie viel leichter, schneller, fröhlicher wird das Wasser hier denselben Weg nach abwärts finden! Seiner Stärke sich bewußt und unablässig des schönen Ziels gedenkend, rauscht der jugendstarke Wildbach fast übermüthig unter höhnendem Brausen und Zischen über die sich ihm entgegenwerfenden Felsblöcke weg, oder stürzt sich tolldreist hinab über die höchsten, steilsten Wände, unten vorliegende Felsen zertrümmernd, in die Berge tiefe Höhlen grabend, neue Bahnen sich brechend, vor keinem Hinderniß zurückbebend, — weiter, rastlos weiter, bis er die Sohlen des Thales oder den Spiegel der Meeresfluth erreicht.

Je höher das Gebirge ist in der Nähe des Meeres, um so reicher, um so großartiger ist der Wasserzufluß von der Höhe zur Tiefe, und gerade hier können sich nur verhältnißmäßig schwache Flüßchen bilden, gerade hier können sich die Wildbäche niemals zu Strömen ausstrecken, wie solche mehr im Innern des Landes, dem Laufe der längsten Thäler folgend, sich finden. Das kaum gesammelte Wasser jagt so eilig als möglich der Tiefe zu und erst dort sammelt es sich vielleicht zu einem größeren Flüßchen, oder jeder einzelne Abfluß findet auch für sich sein Ziel unten im Meere. So kommt es, daß an allen den dunklen, schwarzen Felsenmassen, an allen Wänden, an allen Bergen die silbernen Bänder hängen, welche das Wasser ihnen einstickte, daß es in jeder einzelnen Schlucht rauscht und braust, daß das Wasser fast über jede Felsenwand seinen Perlenschleier legt.

Der Fremdling in Norwegen, welcher die Thäler durchzieht, im Meere und in der Mitte des Landes mit seinem schmucken Gefährt oder auf dem zierlich gebauten Boote, möchte wo möglich bei jedem einzelnen Wasserfalle Halt machen und sich mit ganzer Seele versenken in all die Pracht und Herrlichkeit, und namentlich der in dem Flachlande Geborene kann sich gar nicht satt sehen an dem Wogenschwall, welcher hier ihn überall umrauscht. Das Donnern und Brausen der Wasserfluth ruft die Dichtung in der Seele wach, alte bekannte Klänge tauchen in der Erinnerung auf und bewundernd lernt man manches Wort unserer Meister verstehen, das der Großartigkeit dieser Natur gilt. Stundenlang kann man so bei den Wasserfällen verweilen und wird in dem scheinbar Ewiggleichen doch immer und immer Neues entdecken: herrliche Farben und Lichter werden lebendig, wunderbare Farben entstehen und vergehen, doch das Allerwunderbarste ist der Schleier, welchen der Fall selbst um sich webt, gleichsam damit das Auge seinen heimlichsten Zauber nicht erschauen soll: — der Schleier, welcher sich bildet aus dem aufsteigenden Wasser, das endlos emporgeschleudert wird und in dichten Sprühregen wieder niederfällt. Dieser Schleier erscheint, wenn ihm das Sonnenlicht fehlt, gräulich, etwa silberfarben, bald mehr, bald weniger in's Weiße spielend, bei Sonnenbeleuchtung aber schimmert und blitzt er in allen Farben des Regenbogens und die dem Wasser und dem Lande zusammen eignen Farben und Töne, Lichter und Schatten treten dann noch hinzu. Von oben herab betrachtet, scheint das grünlichblaue Gebirgswasser, trotz aller Hast, in langsamen, scheinbar unbewegten Fluthen zu nahen; man blickt durch dasselbe tief, tief hinab in das Felsenbett, sieht bis auf den Grund, bis auf alle die Steine und Blöcke, die da in ihm lagern und von den Wogen ewig und ewig umspült werden. Nun kommen die gleitenden Wellen am Falle an und die Eile des Stromes steigert sich gewaltig, aber noch immer ist das Wasser klar und glatt, noch immer kann man durch den reinen Krystall hindurch die Furchen und Ritzen des Gesteins schauen. — Da wird das Bett uneben und augenblicklich thürmen sich scharfkantige Wogenkämme auf, verdünnen,

zersplittern, zerstreuen sich, zerstäuben, spritzen hoch auf, rauschen als Perlenregen wieder nieder, oben klar und hell, unten klar und dunkel — und neue Kämme, größere, stärkere, — mehr Schaum, Felsblöcke mitten im Fall, Schwall, Toben der Wogen, Wirrwarr, Aufruhr, Raserei: — und nun nur noch ein unendliches Durcheinander von Luft und Wasser, Gischt und Schaum, Regen und festen Massen, dunkeln, silbergrünen Perlen und — nichts weiter; denn kein Auge sieht da hinab durch den Schleier, welchen jeder Augenblick zerstört und jeder Augenblick von Neuem webt, welchen die Wellen vor dem Falle breiten, damit das übersättigte Menschenherz doch noch eine Sehnsucht hat, damit für das Auge doch wenigstens noch etwas verborgen bleibe. —

Aber wer wäre im Stande, diese Fälle wirklich genügend zu beschreiben, wer wäre im Stande, sie auch nur zu nennen! Der Normann selbst hat bloß die größten, die ausgezeichnetsten, benannt; die übrigen heißen „Fossen" (Fälle) schlechthin. Er geht gleichgültig an den meisten vorüber, wo wir Flachländer bewundernd stehen bleiben; er sieht uns beinahe mitleidig an ob unseren Staunens: ihm ist's ja etwas Alltägliches, sein Land ist ja so reich an Derartigem.

Aber einige Wasserfälle gibt es doch, vor welchen auch der Normann seiner Gleichgültigkeit sich begibt, die so großartig, so gewaltig sind, daß sie auch das starrste Menschenherz erschüttern müssen. Und von diesen Fällen sind es vorzüglich zwei, welche jeder Normann mit vaterländischem Stolze rühmt und preist, weil sie Ihresgleichen wenigstens in Europa nicht wieder haben: der Riukan- und der Vöringsfoß. Der eine ist ebenso gewaltig wie der andere, dieser nicht minder herrlich, als jener. Beide stürzen sich aus einer Höhe von fast tausend Fuß senkrecht hinab in die Tiefe; beide haben nach und nach die Felsen hinweggespült und fortgeschleudert, welche sie in ihrem Laufe hindern wollten, beide haben tiefe Schächte eingeteuft in das Gestein und sich unten gewaltsam einen Ausweg gebrochen.

Unser Bild stellt den Vöringsfoß dar, aber nur unvollkommen: es deutet blos an, anstatt auszuführen. Es ist ja kein Maler im Stande, diesen Fall der Natur abzustehlen; es ist keine Palette reich, kein Pinsel, keine Feder geschickt genug, Das wiederzugeben, was selbst das Auge nicht vollständig erfassen, die Seele nicht hinlänglich begreifen kann.

Zwei Flüsse, der Björei und die Leira, die Abflüsse mehrer Seen auf der Höhe der hardanger Gebirge, namentlich der Hollenkholshöhen, vereinigen sich kurz oberhalb des Falles zu einem einzigen Strome, welcher da bereits vier andere prachtvolle Fälle gebildet hat, und dann plötzlich in eine senkrechte Kluft des Berges hinabstürzt, die so schmal scheint, daß man mit einem Steinwurf die entgegengesetzte noch höhere Felswand erreichen zu können glaubt. Zwei vollständig senkrechte Felswände schließen diese Schlucht ein, und ihre Tiefe ist so groß, daß alle Gegenstände auf

dem Boden derselben vom blauen Schimmer des Lufttons gefärbt erscheinen. Der Normann nennt sie Maaböđal (Moböthal) und bezeichnet sie als grundlos. Man gelangt auf einem gefährlichen Wege zu einem schmalen Felsenvorsprung, welchen eine aus der Tiefe dahinter aufsteigende Dampfsäule schon in der Ferne abzeichnete, kriecht mit dem Führer auf der Felsenspitze vor und wirft nun einen Blick hinab in die furchtbare Tiefe. Sprechen kann man nicht; der Anblick ist zu großartig, erhaben, schreckenerregend, als daß man Worte finden könnte, und jeden Versuch dazu erstickt sofort das Toben und Tosen der Wassermassen. Ein Gefühl der Angst beschleicht die Seele, und so sicher man auch fußt, so ängstlich strebt man darnach, sich an den festen Rippen des Gebirgs anzuklammern; denn der Luftdruck ist gewaltig und engt die Brust und das Herz ein. An einer von den wenigen verkrüppelten Kiefern, die sich an die sparsame Erdrinde anheften, steht man und schaut in den fast 1000 Fuß tiefen Abgrund hinab, dessen Dunkelblau von einem schneeigen Gischt in der Tiefe märchenhaft beleuchtet wird. Das Rauschen betäubt das Ohr, der Farbenreichthum das Auge, man hört und sieht Tausenderlei und kann sich kaum Rechenschaft geben über Das, was man vernahm und erschaute. Mehr ist über den Vöringsfoß nicht zu sagen; denn jede Beschreibung dieses Falles ist unnütz, jedes Wort, welches man ausspricht, ist ein leerer Schall gegen das Toben und Tosen der Wasser, jede Zeichnung in Worten oder Farben ist ein blasser Schatten der gewaltigen, unbeschreiblichen und unnachahmlichen Wirklichkeit.

Die Elkhornpyramide.

Das Bild führt den Leser nach dem „fernen Westen“ Nordamerika's, an die Ufer des Missouri. Wildbrausend wälzt er seine Fluthen durch die Wildniß; sie sind trüb und schlammig, und zu beiden Seiten angefüllt von Treibholz und zahllosen, oft riesigen Baumstämmen, die, mit dem unterwaschenen Ufer in den Fluß gestürzt, am Boden noch festwurzeln, während die Wipfel, stromabwärts gerichtet, auf dem Wasser schwimmen, oder die, losgerissen und in die Mitte des Stromes getrieben, ihre knorrigen

DCCLXXII



DIE ELKHORN-PYRAMIDE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Wurzeln, wie Anker, im sandigen Bette festgewühlt haben und die Zinken ihrer Aeste den Fahrzeugen drohend entgegen spießen, die den Strom herauf kommen. An den Ufern wechseln Hügel und Thäler, Berge und Schluchten. Oft treten üppige Wälder des stattlichen Baumwollenbaums bis dicht heran an den Strom; dann wieder verschwindet der Wald und das Auge weilt mit Entzücken auf sanft gegen den Fluß geneigten Prärien, bekleidet mit dem dunkelsten Grün und in der Ferne allmählig übergehend in einen Sammetteppich von Farben, deren Schmelz kein Pinsel zu schildern vermag. Einzelne Erhöhungen, Gruppen von Lebenseichen unterbrechen hie und da diese endlos sich erstreckenden Ebenen und beleben ihre Eintönigkeit durch malerischen Formen- und Farbenwechsel. Von wahrhaft abenteuerlicher Schönheit dagegen sind die oberen Partien des Flusses, wo er sich meilenweit in ein Labyrinth von Felsen der wunderlichsten Gestaltung eingebettet hat. Man glaubt, wenn man vorüberfährt, vor und hinter sich die endlosen Ruinen einer alten Stadt zu sehen; Wälle, Terrassen, Thürme und Kastelle, Kuppeln und Hallen, hie und da eine einzelne Säule, zerfallene Piedestale und Pyramiden; Alles täuschend wahr, in der Ferne hellglänzend, und, wenn sich die Morgen- oder die Abendsonne spiegelt in den tausend und aber tausend Gypskrystallen, die in den Thon eingelagert sind, von feenhafter Schönheit.

Diese wilden und einsamen Gegenden erhalten eine eigenthümliche Staffage durch die verschiedenen Thiergattungen, welche dort ihre Heimath haben. Heerden von scheuen Büffeln jagen über die Ebene, in Rudeln schleichen die Wölfe durch das hohe Prärie-Gras, in Schluchten und Abgründen haust der grämliche Bär, und auf den Gipfeln der Bluffs weidet das Bergschaf oder tummelt eine Heerde schnellfüßiger Antilopen, sicher vor ihren Feinden, denen die jähen Abhänge unersteigbar sind. Dort, an den Ufern des Missouri, ist auch das Elk zu Haus.

Das Elk, eigentlich der kanadische Hirsch, Wapiti bei den Indianern, ist der Vertreter des Hirschgeschlechts in Nordamerika und eines der Charakterthiere im Landschaftsbilde jenes Welttheils. Es ist ein gut Theil größer, als unser Edelhirsch, von gleicher Farbe und mit einem großen prächtigen Geweih geschmückt. Ehedem war es, wie der Wolf, der Bär und der Biber, an der östlichen Oceanküste allenthalben zu sehen; jetzt hat es die Kultur zurückgedrängt bis in die Gegenden, die wir beschrieben. Dort, wo die Thalschluchten der Felsengebirge in die Prärien ausmünden, leben die Elke in großen Schaaren beisammen. Es ist prächtig anzusehen, wie die eleganten Thiere in munteren Sprüngen sich ergötzen oder behaglich im üppigen Gras sich strecken, wie sie von dem Weinlaube naschen, das in langen und zierlichen Gehängen von den niedrigen Büschen herabrankt, andere in den Untiefen des Flusses ihre Glieder baden. Aber selbst in Augenblicken der größten und harmlosesten Sicherheit schläft ihre instinktartige Wachsamkeit nicht. Während der

größte Theil der zahlreichen Heerde ausgelassen umherdahlt, stehen einzelne Elke, gewöhnlich die größesten und ältesten der Schaar, auf vorspringenden Felsen oder anderen Erhöhungen, welche die Savannen weit überblicken, als Schildwachen auf der Lauer, den Kopf hoch in die Luft und die Nüstern weit offen, um Witterung einzuziehen. Sobald irgend etwas Bedenkliches erscheint, gibt ein lautes Schnauben das Zeichen zur allgemeinen Flucht. Dann krachen und brechen die Gebüsche und Gesträuche unter der Wucht der Hufe. Die ästigen Geweihe reißen ganze Gehänge des wilden Weinlaubs mit hinweg; donnernd geht's in wilder dichtgedrängter Flucht die nächste Anhöhe hinan. Große Steine und Felsentrümmer stürzen unter den Tritten der Vorderen nieder und fallen unter die zuhinderst nachdrängenden Thiere; einzelne derselben rollen sammt dem losgerissenen Erdreiche kopfüber hinab unter die nachstürmende Heerde. Aber bei aller Verwirrung vergeht keine halbe Minute — und der ganze Rudel hat die Anhöhe erreicht und saust über die jenseits gelegene Prärie mit der Schnelligkeit des Windes dahin. —

Die Elkhornpyramide auf unserem Bilde ist ein Kuriosum, von dem uns der Prinz von Wied zuerst erzählte. Sie befindet sich auf der großen sogenannten Elkhornwiese am Missouri, und wurde von Indianern aus mehreren tausend Geweihen aufgethürmt.

Christiania.

Hat das Dampfschiff, welches, von einem südlichen Hafen kommend, nach der norwegischen Hauptstadt bestimmt ist, sich durch zahlreiche „Scheeren" hindurchgewunden und ist die eine oder andere von den kleinen Küstenstädten angelaufen, biegt es endlich in den achtzehn Meilen tief in das Land einschneidenden Christianiafjord ein, an dessen nördlichstem Ende die Stadt liegt, welcher der Fjord seinen Namen verdankt. Ueppig bewaldete Berge zu beiden Seiten, freundlich gelegene Städtchen mit schmucken Landhäusern in allen Ausbuchtungen des Hauptfjords, an der schmalsten Stelle eine ziemlich starke Festung auf einer Felseninsel mitten innen: das ist das Bild des Meerbusens. Mit dem Dampfschiff braucht





Bibliograph. Institut. Hildburghausen.

CHRISTIANIA

man ungefähr zehn Stunden, einschließlich des Aufenthalts an den Küstenstädtchen, bis man vom offenen Meere aus nach Christiania gelangt. Aber die Zeit eilt dahin wie im Fluge, denn da oben im Norden kann es kaum eine schönere Meerfahrt geben, als durch diesen Fjord, selbstverständlich, wenn man hier im Sommer reist; im Gegentheil erinnern wir uns mit Unmuth des kalten, häßlichen Mittags, welcher unser Dampfschiff ohne Unterlaß in dichtes Schneegestöber hüllte und uns fast alle Aussicht auf die schöne Landschaft zu beiden Seiten verwehrte. Doch haben wir auf einer späteren Sommerfahrt hell mit eingestimmt in den Jubel aller Reisenden, welche von Christiania sprachen.

Mit Recht hat man das Schaubild, welches Christiania vom Meere aus gewährt, mit dem Panorama von Genf verglichen. Der Fjord vor der Stadt erscheint eben nur als ein größerer See, und an ihm liegt die Stadt so reizend, so schön eingerahmt von den mehr und mehr zurücktretenden und immer höher und höher aufsteigenden Bergen, daß man wohl an eine Schweizerlandschaft denken kann. Und wenn nun im Sommer Sonnenschein auf den Bergen liegt und die milde Luft unten im Fjord den sechszigsten Grad der nördlichen Breite vergessen läßt, wenn alle die Felder und Gärten um Christiania herum grünen und blühen, da gewährt die Stadt einen wirklich zauberhaften Anblick.

Es liegt hier ein unendlicher Wechsel in der Landschaft. Man denke sich einen Gebirgskessel mit Vorsprüngen, bespült vom Meere, welches gleichwohl wie ein breiter, großer Fluß erscheint, eingesäumt von dunklen, weit in den Sommer hinein von blendendem Schnee- und Eisschmuck gekrönten, sich in's Endlose dahinziehenden Bergen, in seinem Schooß die Stadt mit ihren schönen Kirchen, dem prachtvollen Schloß, der malerischen Veste, dem lebendigen Hafen und einem Kranze von Häusern und sich weit die Anhöhen hinaufwagenden Lustschlössern, rechts und links auf den Inseln und an den Ufern reiche Kornfelder und üppige Wiesen, dazwischen stattliche Bauernhöfe, von Blumen- und Obstgärten umgeben: das ist Christiania, jeder Theil des Ganzen ist ein Prachtstück für sich. Aber ein unaussprechlicher Ernst liegt auf dem Bilde; der strenge Norden zeigt sich: es fehlt Sonne, Licht und Wärme; — doch, hätte Christiania diese drei, dann würde es ja auch alle Schönheiten der Erde in sich vereinigen.

Christiania wurde von dem König Christian IV. im Jahre 1624, etwas westwärts von der erst in diesem Jahre durch eine Feuersbrunst zerstörten Stadt Olso, angelegt. Olso war seit Harald Haardraades die Hauptstadt des südlichen Norwegens gewesen; denn schon damals hatte man eingesehen, daß solche Lage eine für die wichtigste Stadt des Landes überaus günstige sei, weil sie alle Vortheile einer Seestadt mit denen einer Landstadt vereinigt. Der Fjord von Christiania, ausgezeichnet durch seine Tiefe und Gefahrlosigkeit, ist in der That ein herrliches Verbindungsthor zu allen anderen Ländern der Erde. Die größten Schiffe können hier

bequem aus- und einlaufen, und unmittelbar von den letzten Häusern der Stadt aus kann der Handel und Verkehr seine Wege durch die Welt nehmen. Dennoch ist dieser Fjord den übrigen weiter im Norden gelegenen gegenüber im Nachtheil: er wird der Segnungen des Golfstroms noch nicht theilhaftig und deshalb liegt er während vieler Monate vollkommen brach; deshalb deckt ihn vom Oktober an bis zum März und April eine gewaltige Eisdecke, welche alle Schiffe im hintern Hafen einmauert. Es erscheint fast sonderbar, daß eilf Breitengrade nördlicher, an der äußersten Grenze des Landes, da, wo das Nordkap hinaussieht nach dem Eismeer, zu derselben Zeit die Schifffahrt frei und ungehindert ist, während im Süden die meisten Häfen durch den vorliegenden Eiswall vollkommen verschlossen sind; die Wirksamkeit des Golfstromes zeigt sich hier augenfälliger, als irgendwo anders. Aber gerade dieser eine Nachtheil gegen andere Städte desselben Landes gibt Christiania ein eigenthümliches Gepräge: im Sommer ist es Seestadt, im Winter vollständige Binnenstadt.

Hinsichtlich seiner Lage kann sich Christiania mit manchen Hauptstädten Europa's messen; anders aber ist es, wenn man die Stadt an sich selbst betrachtet. Dies kann Den nicht Wunder nehmen, welcher an die Geschichte Norwegens denken will. Erst im siebenzehnten Jahrhundert errichtet und lange Zeit als Stiefkind angesehen von den Dänen, die sich hier in Norwegen ganz ähnlich zeigten, wie jetzt in Schleswig und Holstein, blieb Christiania bis zur Trennung Norwegens von Dänemark ein verwahrloster Ort, welcher 1814 noch kaum 10,000 Einwohner zählte und bis dahin vollständig aus Holzhäusern bestand. Seit Christiania wirklich zur Hauptstadt geworden ist, hat man viel gethan, und namentlich in den letzten dreißig Jahren hat sich die Stadt außerordentlich gehoben. Alle größeren Gebäude, welche man gegenwärtig sieht, gehören der Neuzeit an. Man baute das königliche Schloß, die neuen Universitätsgebäude, zwei neue Kirchen und zuletzt auch den Bahnhof, regelte die Straßen und setzte an die Stelle der Holzhäuser steinerne Gebäude, um den so häufig vorkommenden Feuersbrünsten zu wehren. Man richtete eine Wasserleitung ein, pflanzte Bäume, legte Spaziergänge an und besserte überhaupt da, wo man konnte. Großartige Fabriken tragen jetzt nicht wenig dazu bei, die Hauptstadt größer erscheinen zu lassen, als sie wirklich ist.

Christiania ist jetzt im neuen Theil äußerst regelmäßig und schön und im Innern mindestens ebenso hübsch als Alt-Hamburg. Die schönste Straße ist Karl Johanns Gaden. Sie führt nach dem Schlosse des Königs, welches auf einer die Stadt beherrschenden, durch Parkanlagen geschmückten Höhe liegt; Hochschule und Bibliothek zieren sie besonders. Die eine Seite ist ganz bebaut, die andere theilweise Park. Das Schloß liegt quer vor und bildet ihren würdigen Schluß.

In den älteren Stadttheilen ist Christiania unregelmäßig und namentlich dadurch merkwürdig, daß große, noch unbebaute Plätze innerhalb

ihres Weichbildes liegen. Die vom Mittelpunkt der Stadt mehr entfernten Straßen gehörten früher den Vorstädten an und zählten für sich; jetzt hingegen gibt es nur ein Christiania, aber die verschiedenen Theile haben sich noch nicht ordentlich verbunden und manche können wegen der Felsen, die dazwischen liegen, gar nicht verbunden werden, wenn man nicht die Häuser mehr übereinander, als nebeneinander stellen will. Gleich unmittelbar vor den Thoren beginnen die reizenden Landhäuser. Sie sind meist geschmackvoll erbaut, zierlich und bequem eingerichtet, und viele von ihnen werden im Winter ebenso gut bewohnt als im Sommer. Der König besitzt davon mehre; einige davon sind sehenswerth. Das eine, namentlich Oskarshall, dessen hohen Thurm und Flügel unser Bild uns zeigt, ist ein wahrhaft fürstliches. Es liegt auf Lodegaardensön, einer Halbinsel; der Eingang dicht am Fjord, das Wohnhaus selbst auf der Höhe des Steinhügels. Von dort aus hat man eine prachtvolle Aussicht auf Christiania und die östlich von der Stadt liegenden Landhäuser; der Fjord liegt wie ein stiller See zu Füßen, hübsche Anlagen umgeben das künstlerisch gebaute Schlößchen, prachtvolle Gemälde norwegischer Gegenden und Trachten schmücken sein Inneres. Mit diesem Gebäude können die übrigen Landhäuser allerdings nicht wetteifern, gleichwohl gibt es ihrer viele, welche wirkliche Paläste sind. Eine große Anzahl im Style der Schweizerhäuser gebaut, sind nordisch verändert; aber alle sind hübsch, und jedenfalls ist der Schmuck, den sie der Gegend verleihen, am höchsten anzuschlagen. Das roheste Blockhaus hat seine weißen, werthvollen, fast unnöthig schönen Vorhänge an den Fenstern, und von der Straße aus bis in das Zimmer hinein ist Alles so hübsch gescheuert und gereinigt und der Fußboden mit klargehackten Fichten= und Wachholderzweigen bestreut, daß man seine wahre Freude hat, wenn man durch diese Vorstadtsstraßen wandert, Straßen, welche in anderen Städten geradezu verwahrlost sind.

Unter den öffentlichen Anstalten verdient die Hochschule mit der Bibliothek, dem Museum und dem Krankenhaus vorzüglich hervorgehoben zu werden. Man muß, um diese Anstalten zu würdigen, festhalten, daß sich der Aufschwung des ganzen Landes erst aus der jüngsten Vergangenheit herschreibt, und für diese kurze Zeit haben die Behörden und Angestellten außerordentlich viel gethan. Nicht nur alle Städte — und diesen Namen führen die kleinsten erbärmlichsten Nester — erfreuen sich vortrefflicher Schulanstalten, sondern auch über das ganze dünnbevölkerte Land ist ein Unterrichtssystem ausgebreitet, welches möglich macht, daß Jeder Norweger lesen, schreiben und rechnen kann. Kein Knabe darf konfirmirt werden, der dies nicht kann. Wandernde Schullehrer besuchen regelmäßig auch die entlegensten Höfe, unterrichten und lehren die Aeltern zum Unterricht ihrer Kinder an. In jedem Bauernhaus ist eine Bibel, ein Gesangbuch, ein Gesetzbuch und die eine oder andere gemeinnützige Schrift zu finden.

Es ist überhaupt in Norwegen ein eigenes Ding mit den Anstalten, welche dem öffentlichen Wohl dienen sollen. Die Verfassung ist zwar nur von Bauern gemacht, und bei Weitem der größte Theil der Abgeordneten, welche im Storthing sitzen, sind Landleute; aber diese Bauern verweigern niemals die verhältnißmäßig ungeheuren Summen, welche die Regierung alljährig fordert, um des Landes Wohlfahrt zu heben und das wahre Beste des Volkes nach Kräften zu fördern. Von der großartigen Soldatenspielerei, wie wir sie im lieben Deutschland oder in Frankreich sehen, weiß man in Norwegen nichts; dem Volke wird nicht das beste Mark ausgesogen durch die stehenden Heere und den ganzen kostspieligen Regierungsapparat; wohl aber werden von ihm für Schulen, Wege, Verkehrsmittel u. dgl. verhältnißmäßig außerordentliche Opfer beansprucht und mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit gebracht. Ueberall tritt die Regierung ein, wo Privatmittel nicht zureichen; sie sorgt für alles Das, was ohne ihre Hülfe nicht in's Leben treten könnte. Deshalb darf man sich nicht wundern, wenn der Normann eifersüchtig über seine freie Verfassung wacht und jedes Rütteln daran als ein Verbrechen betrachtet, von dem er selbst seinen König nicht freisprechen würde, wenn dieser das Unerhörte wagen sollte.

Man macht sich bei uns ganz falsche Begriffe von der Zusammengehörigkeit der beiden Königreiche auf der skandinavischen Halbinsel, und dies hat seinen natürlichen Grund darin, daß die Schweden in ihrem Uebermuth gewöhnlich die Norweger als ihres Königs Unterthanen und Norwegen nur als einen Theil von Schweden anzusehen geneigt sind. Dem ist nicht so. Schweden und Norwegen sind zwei vollkommen getrennte Königreiche, mit total von einander verschiedenen Verfassungen, mit eigenen Flotten, eigenen Heeren, eigenem Gelde, eigenem Maß und Gewicht. Die Verfassung der Norweger ist, im Gegensatz zu der Schwedens, durchaus demokratisch bis zur Spitze hinauf. Seinen König redet der Norweger, wie Jeden seinesgleichen, mit Du an, und räumt ihm keine Gewalt ein, als die der Exekution seiner Beschlüsse. Eine dreimalige Lesung im Storthing gibt jedem Gesetze Kraft, selbst gegen das Veto des Königs. Die Regierung wird nur durch ein norwegisches Ministerium ausgeübt. So ist Alles getrennt; die Sprachgrenze bildet auch die Landesgrenze, und nirgends kann man zwei so nahe verwandte und in ihren staatlichen Einrichtungen dabei so verschiedene Völker wiederfinden, als die Schweden und Norweger es sind. Sie haben blos einen und denselben König gemeinschaftlich, sonst nichts weiter.

Eine unbeschreibliche Liebe zur Verfassung, eine begeisterte Hingebung für die Freiheit spricht sich in jedem Normann aus, und deshalb ist gerade der 17. Mai, der Jahrestag der Verfassung, das größte Fest im ganzen Lande, zumal in Christiania. An diesem Tage zieht die Hauptstadt ihr Festkleid an; den Festmorgen verkündet der Donner der Kanonen,

das Geläute aller Glocken, der Flaggenschmuck im Hafen und auf den öffentlichen Gebäuden, die von nah und fern herbeiströmende Menge der Umwohner, die festlich gekleideten Menschengruppen in den Straßen, der feierliche und freudige Gesang von Freiheitsliedern, die die Luft durchtönen. Musikbanden ziehen durch die Straßen, Volksweisen spielend, von Menschenmassen umringt; man singt, jauchzt, begrüßt sich mit frommen Wünschen für das Vaterland, bittet den Himmel für dasselbe, läßt die Verfassung hoch leben und wallt dann im festlichen Gepränge und feierlichen Zuge durch die Hauptstraßen dem Schlosse zu, um dort in würdigen Reden die Bedeutung des Tages auch den Minderverständigen an's Herz zu legen. Alljährlich gedenkt man der Zeit, wo sich das Volk losrang aus der Knechtschaft, der Zeit, in welcher nach trüber Nacht der Morgen tagte, und noch mancher Veteran aus jenen Kampfestagen nimmt Theil an der allgemeinen Freude, jeder von ihnen wird zum Gegenstand besonderer Verehrung und Huldigung.

Dem Reisenden, welcher diesen Tag in Christiania zu verleben das Glück hat, muß seine Feier unvergeßlich bleiben. Im Uebrigen bietet das Straßenleben nur wenig Anziehendes. Ein ganz eigenthümliches Gepräge verleiht der Stadt die lange Sommernacht des Nordens. Im Juni tritt nur um Mitternacht eine kurze Dämmerung ein; bis zehn und eilf Uhr Abends aber ist Alles hell und licht in den Straßen. Da sind diese denn auch der Tummelplatz von Jung und Alt, und erst spät in der Nacht sieht man von nah und fern die Bewohner der Stadt zurückkehren, welche nach dem Schluß ihrer Arbeit auf das Land ausgeflogen waren. Fast stündlich kommt auch ein Dampfschiff an von Horten, Drammen und anderen Städtchen im Fjord her, aus den Bädern, von Vergnügungsorten 2c. Im Winter ist es natürlich stiller, aber da bietet das Haus um so mehr, und auch der hier immer strenge, schneereiche Winter bringt seine Freuden. Die leichten, wunderbar zierlichen Schlitten gleiten und schellen dann durch alle Straßen; man macht Besuche außerhalb, denn alle Wege sind jetzt geebnet und fahrbar.

Auch das Marktgewühl ist interessant. Der Markt ist ein schönes, großes Viereck mit der Hauptkirche, der Post, der Sparkasse, Leihanstalt, Bank 2c. Sechs Straßen münden auf ihm, darunter natürlich die Hauptstraße. Hier wird täglich gekauft und verkauft. Die Verkäufer kommen meist mit zweirädrigen Karren, fahren diese mitten auf den Platz in Reihe und Glied, schütten den Gäulen etwas Futter vor und lassen diese dann angespannt ruhig stehen, bis der Verkauf vorüber ist. Es sind kleine den Ponies ähnliche Thiere mit derselben struppigen Mähne und demselben Gesichtsausdruck, aber fleißig und ausdauernd, hart gewöhnt und dabei außerordentlich fromm. Auf den von ihnen gezogenen Karren, die oft tüchtig beladen sind, bringen die Bauern Fleisch, Butter und Käse zur Stadt, seltener Getreide, Brod und Mehl. In Mitten des Marktes

steht eine Bude, in welcher sich der Wagemeister aufhält. Dieser Mann hat unglaublich viel zu thun. Alles, was gekauft wird, wird von ihm abgewogen und zugleich auch dem Preise nach geschätzt. Da ist nun diese Bude unaufhörlich umlagert von Käufern und Verkäufern, man sieht die verschiedenartigsten Trachten und Typen — ein malerisches wechselvolles Bild.

Das Merkwürdigste des Marktes aber sind die norwegischen Garküchen. Man thut, als ob Italiens Himmel über Christiania blaue; denn die genannten Anstalten sind Tische unter freiem Himmel, bedeckt mit sonderbar kleinen Tellern und Holzlöffeln, mit Würstchen, Brödchen, Salz rc. Ringsum stehen Bänke und auf einer derselben die nöthigen Speisen und Getränke — in Fässern. Jemand bittet um eine Tasse Kaffe: — rasch faßt die alte, runzlige Hebe einen Löffel, fährt in das Faß und taucht mit einer trüben Flüssigkeit wieder auf, welche jedenfalls mit einem sächsischen Runkelkaffee große Verwandtschaft hat. Ein Anderer will eine Suppe: derselbe Löffel fördert auch sie aus einem zweiten Fasse zu Tage; der Dritte verlangt Fleisch oder Wurst: dazu braucht man den Löffel nicht, mit einem Holze wird in das dritte Faß gespießt und vorgelegt. Ohne Unterlaß umdrängt zahlreicher Besuch die alten Weiber; man wird lebhaft an die bekannten Märchengestalten erinnert und glaubt jeden Augenblick, daß Dem oder Jenem wohl auch einmal ein Igelsüppchen oder sonst etwas Aehnliches vorgesetzt werden könne. Doch Scherz bei Seite: in denselben Garküchen findet man auch Fische, und diese sind in ganz Norwegen so vorzüglich, daß man alles Uebrige darüber vergessen kann, wenn man sie schmackhaft zubereitet erhält. —

Im Uebrigen ist Christiania eine Seestadt, wie sie alle sind: ein Ort, in welchem sich das ureigene Wesen wenigstens im Sommer größtentheils verliert. Dennoch ist und bleibt die Stadt eine von den wenigen, in welchen die Unsittlichkeit der Seeplätze überhaupt so gut als gar nicht bemerkbar wird.

B.



C. Reiss del.

C. Gerstner sc.

AUERSBERG

Eigenthum d. Verleger

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.



BOSTON LICHTHOUSE

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

Die Ruine Auersberg.

Zwei Stunden von Bad Brückenau, auf der Kuppe eines bewaldeten Berges, prangt die Burgruine Auersberg: — dereinst Wiege und Sitz eines von den uralten, stolzen Dynastengeschlechtern, welche im Mittelalter auf der Rhön eine unumschränkte Gewaltherrschaft übten und den Schrecken ihres Arms nicht selten bis vor die Thore Würzburgs, Fulda's und Eisenachs trugen. Das Geschlecht ist vergangen und die Flamme der Volksrache hat (im Bauernkriege) sein Haus schon vor Jahrhunderten verheert; aber so fest ist es gebaut, daß eher der Fels zerbröckelt, auf dem es steht, als die Reste seiner Thürme und Mauern.

Dieses fränkische Schloß und Geschlecht Auersberg ist nicht zu verwechseln mit der Burg Auersberg (Auersperg, Arupium) im Herzogthum Krain, dem alten Stammsitz des österreichischen Grafen- und Fürstenhauses von Auersperg, zu dessen jetzt lebenden Gliedern der Dichter Anastasius Grün und der gegenwärtige Präsident des österreichischen Reichsrathes, Fürst Karl Wilhelm, gehören.

Der Leuchtthurm bei Boston.

Lasset die todten, verwitterten Trümmer feudaler Herrlichkeit und folgt mir hinaus in die frische Brise der See, zu einem belebenden Bad in den Fluthen des atlantischen Oceans! Welch' herrliche Kühlung für die vertrockneten Nerven, welch' erquickende Beschäftigung für das ermüdete Auge, welch' anregende Thätigkeit für die erschlaffte Phantasie! — Da umgibt uns wieder Leben in tausendfacher Gestalt, die klatschenden Wo-

gen, die sich gegen einander bäumen, ihre Gischtkämme schüttelnd und zornig zur Seite fliehend vor dem tiefeinschneidenden Bugspriet und den Schaufeln des heranbrausenden Dampfers, vorbei an der ruhig vor Anker sich schaukelnden Brigg oder an der flinken, wie eine Flaumfeder leicht über die Wasserschollen gleitenden Fischer-Barke. Die kommenden und gehenden Fahrzeuge tauschen Grüße aus, Ruderboote fliegen behende zwischen ihnen umher, Möven jagen durch's Takelwerk, und Delphine spielen muthwillig im Kielwasser. Zwischen hinein in das Leben der nassen Fluth hat das Festland seine Posten geschoben. In abgerissenen schroffen Formen liegen vor der Mündung der Bai felsige Inseln zerstreut, Fluthbrecher, an denen unermüdlich die Brandung nagt, und der Sturm die Fahrzeuge wie Spielwerk zerschellt. Die Vorsicht der Schiffer hat ein Warnungszeichen dahin gebaut, das bei Tag und Nacht weithin die Gefahr verkündet, zu gleicher Zeit aber auch dem Lootsen, der in diesen Gewässern so daheim ist, wie unsereins in den Gängen und Räumen seines Hauses, die sichere Furt anzeigt, durch die er das ihm mit Gut und Leben anvertraute Schiff in den Hafen bugsirt. Der Leuchtthurm von Boston steht auf dem äußersten Riff dieses Felsendefilé's und gibt den von der hohen See kommenden Schiffen das erste Signal der Nähe des Festlandes, von dem er noch circa zwei englische Meilen entfernt ist; hinter ihm reiht sich noch eine Kette ähnlicher kleiner Inseln an, die mit Befestigungen bewehrt sind und einem von der Seeseite feindlichen Nahen der Kapitale von Neu-England sicheres Verderben drohen. Das Leuchthaus steht mit diesen Forts und mit der Stadt selbst in telegraphischer Verbindung, welche die kommenden Schiffe meilenweit draußen in der See erspäht und nach der Börse von Boston berichtet, viele Stunden vor ihrem Eintreffen. Ist's ein von Europa kommender Steamer, so ist's jedes Mal ein Ereigniß, das die ganze Bevölkerung in Aufregung versetzt. Denn es harrt ihrer die Lösung unzähliger Hoffnungen, Freuden, Befürchtungen und Spekulationen. Ein ander Mal begleiten wir einen Steamer bis zum Hafen und betrachten uns das merkwürdige Treiben näher.



Bethlehem

Bethlehem.

Kinder, dies Bild gilt euch; die Großen haben so oft am Universum ihre Freude gehabt, daß sie es euch gönnen, wenn heute einmal an euch die Reihe kommt.

Im Garten unter dem Kastanienbaum ist für uns der schönste Platz. Seht nur, wie die Lust des neuen Lebens in den Baum gefahren ist, wie festlich er sich zur Frühlingsfeier geschmückt hat! Wie hundert weiße Wachskerzchen mit rothen Flämmchen ragen auf allen Zweigen seine herrlichen Blüthen zwischen dem jungen Grün empor, und so leuchtet er hinein in das Land, als winkte er allen Kindern wie ein mächtig großer Weihnachtsbaum.

Ja, wie ein Christbaum sieht er aus, und er steht gerade so da, als ob er uns daran mahnen wollte, in dieser Frühlingszeit an den schönsten Baum des Winters zurück zu denken. Und ist denn nicht jeder Baum wieder zum Kinde geworden? Betrachtet nur die alte Buche dort und die großen Linden, wie lustig sie mit ihren kleinen zarten Blättchen spielen! Wie sind alle die alten Bäume so jung geworden! Fürwahr, es ist eine Wonne, im Frühling zu leben, im Frühling des Jahrs und — im Frühling des Lebens!

Aber daß der Frühling des Lebens seinen schönsten Baum im Winter hat, das ist doch wunderlich, nicht wahr, Kinder? Nicht wunderlich, wunderbar schön und herrlich ist es, unser Weihnachtsfest zwischen dem Schmuck der Eisblumen am Fenster und dem knisternden Feuer im Ofen. Weißt du noch, wie du mit den Brüdern und Spielkameraden auf dem Weiher Schlittschuhe fuhrst, wo die schneebedeckten Tannen im Mondlicht glitzerten? Und wie die Gebetglocke läutete, da wurden die wildesten Buben so fromm, denn es ging ein Rauschen durch den Wald und der Kleinste von ihnen rief: Es ist gewiß wahr, jetzt hab' ich das Christkindlein gesehen, wie es mit goldigen Flügeln über die Bäume flog. Da lief Alles heim voll Freude, und richtig, da standen die Christbuden voll Lichterglanz und alle Aeltern sagten, der Kleine habe recht gesehen. Und die Mädchen sagten das auch, als sie vom Haine mit ihren Schlitten heim kamen. Also muß es doch wahr gewesen sein, denn die Freude war in allen Herzen groß und wahr. Ja, und die Budenreihen, die könnten zu keiner andern Zeit so schön strahlen, als im Winter zwischen dem Schnee der Dächer und dem Eis der Straße. Und wie geschwind geht's von

einer Budenfreude zur andern, weil es so kalt ist, und was sehen die munteren Augen Alles mit Einem Blick, und was haben die Pfefferkuchen für einen feierlichen Geschmack, und die Schnurren und Pfeifen, die Trompeten und Trommeln haben einen Klang, der so fröhlich macht wie das ganze Jahr nicht wieder. Auch das ist ganz gewiß, daß die vergoldeten Nüsse viel besser schmecken, als die gewöhnlichen zu anderer Zeit.

Wenn nun aber gar der heilige Abend da ist, da wundern sich die Schlittschuhe den ganzen Tag, denn sie bleiben im Schranke liegen, und die Schlitten stehen im Holzstalle, und Niemand fragt nach ihnen. Was fehlt euch denn, Kinder, daß ihr auf der Gasse so still mit einander plaudert? Und dort sitzen sie am Ofen und wispern sich in die Ohren? Was denn? Ja, das sind gar ernste Bedenken, ob das Christkindlein den rechten Wunsch des Kindesherzens wohl errathen hat, das sind tiefe Vermuthungen über die aufgefangenen Worte, welche die Aeltern und die großen Geschwister so unversehens haben fallen lassen, das sind beklemmte Zweifel, ob das Christkindlein wirklich dahinter gekommen ist, daß man da und da und da doch einmal nicht folgsam gewesen ist. Und immer näher rückt die Zeit mit dem entscheidenden Augenblick, und nun ruft man euch in's Haus, und da steht ihr vor der Thür, hinter welcher das große Geheimniß schon offenbar da liegt. O süße, das ganze Herz durchzitternde Pein des Harrens! Nur nicht zu lange! — Ach! Auf geht die Thür, und der entzückendste Lichtstrahl dringt in die glücklichsten Augen!

Ihr wißt's doch recht genau, wie schön die Christbescherung thut: ich sehe es an euren funkelnden Blicken. Nicht wahr, schon die Erinnerung daran macht ganz selig! Wahrlich, der Reichthum der ganzen Menschheit zusammen wiegt dieses Festes Freude nicht auf!

Denn bedenkt nur, Kinder, wie viel ihr eurer hier in eurem Heimathorte seid. Und in den Dörfern und Städten unseres Landes sind wieder viele Tausend Kinder, die sich zur Christnacht freuen, wie ihr. Und wieder, im ganzen deutschen Vaterlande, droben von den Küsten der Meere an bis hinunter in die Thäler der großen Gebirge, da geht's schon in die Millionen, und alle freuen sich am Christkindlein! Und jenseits unserer deutschen Berge und Ströme und jenseits des Meers wohnen auch Christen und lacht wieder vielen Millionen Kindern das Herz vor Weihnachtslust, wie uns! Wer zählt die glücklichen Kinderherzen nur von einer einzigen Weihnacht auf der weiten runden Erde zusammen! — Und das schöpft den Freudenbrunnen noch nicht aus, denn, Kinder, freut ihr euch denn allein? Freuen sich nicht eure Aeltern und großen Geschwister alle mit? Nun zählt einmal die Jahre aller Aeltern und aller Geschwister auf der ganzen Erde zusammen, die sich mit euch freuten, ach, gibt das eine Freudenzahl! Und das ist noch immer nicht genug! Wie ihr, freuten sich vor euch alle Kinder, seit Christus auf die Welt gekommen und seine Lehre der Menschheit verkündigt ist: das macht weit über tausend Weihnachtfeste!

Wo wäre der Sterbliche, der die Zahl der Weihnachtfreuden der Menschheit ergründen, der die Augen zählen wollte, die je in Weihnachtwonne glänzten!

Da muß wohl jedes gute Herz fragen: **Woher** ist diese Freude gekommen?

Ihr wißt es alle, lieben Kinder, aber es ist gar schön und dankbar, sich immer wieder daran zu erinnern. Darum singen wir es uns, ich habe euch ja längst das Lied dazu gedichtet:

Im Morgenland, im gelobten Land,
Wo um die ragenden Palmen
Der königliche Sänger wand
Den ewigen Kranz der Psalmen,
Da wandern von Nazareth den Pfad
Maria und Joseph zu Davids Stadt.

Gen Bethlehem, nach Roms Gebot,
Daß sie geschützet würden,
So wandern sie im Abendroth
Vorbei an Heerden und Hürden.
Die Herberg gibt nur ein Eckchen Raum,
Zum Lager nicht ein Flöckchen Flaum.

Da war Mariä Zeit erfüllt,
Sie drückt ein Kind an die Lippen
Und legt es, in arme Windeln gehüllt,
Auf das Stroh in einer Krippen.
Doch über der Krippe, in Himmelsfern',
Da strahlt des Kindes schöner Stern.

Den Hirten des Feldes ein Engel naht,
Umleuchtet von göttlicher Klarheit.
Und wie er mild zu ihnen trat,
Zu verkünden die göttliche Wahrheit,
Erschrecken die Hirten und fürchten sich sehr,
Doch der Engel verkündet die neue Mähr.

Da kamen die Hirten zur Krippe in Eil;
Und sie sahen, was die Engel verheißen,
Und knieeten nieder, das göttliche Heil
Zu segnen und zu preisen,
Und sie lobten und priesen mit lautem Schall
Den Herrn für das Kindlein im armen Stall.

Und Maria behält jedwedes Wort,
Von Engeln und Hirten gesungen,
Und birgt es im Herzen fort und fort,
Und keines ist verklungen!
Wir aber jauchzen, daß Jesus Christ
Uns immer neu geboren ist!

In der Freude unserer Herzen — auf nach Bethlehem! Kommt, Kinder, ihr geht alle mit!

Denkt euch einmal, ihr ginget aus einer Stadt auf's Land hinaus, und zwar heißt diese Stadt — Jerusalem, und das Thor, durch welches wir gehen müssen, um nach Bethlehem zu kommen, nennen sie das Jeffa- oder das Pilgerthor. Von da wandeln wir südwärts, schreiten über die Brücke des Gihonbachs und stehen hier vor dem Berge, auf dessen Zinnen einst der Böse den Herrn versucht hat. An diesem Berge des bösen Raths steigen wir rechter Hand hinan. Da gelangen wir zu einem großen Terebinthenbaum. Hier ruht es sich gut unter der heißen Sonne. Auch Maria und Joseph sollen mit dem Christuskinde in seinem Schatten ausgeruht haben. Seitdem knieten hier viele Tausend Pilger und beteten.

Jetzt gilt's eilen, Kinder, die vom Segen und Dank vieler tausend Millionen geweihete Stätte zieht mächtig das Herz. Die Gegend selbst wird anmuthiger, das Grün der Bäume schmückt sie häufiger. Den Weg belebt manche erhabene Erinnerung aus den kleinen Anfängen der christlichen Weltreligion und manche fromme Legende. Auch die Stelle zeigt man uns, wo die Engel den Hirten die große Freude verkündeten, die allem Volke widerfahren sollte, und das Dorf, wo jene Hirten wohnten. Wenn wir nur noch eine Viertelstunde vom Ziel unserer Wallfahrt

entfernt sind, betreten wir einen holperigen Weg, der zwischen Weingärten und Olivenpflanzungen hinführt, und wandeln wir diesen eine kleine Weile, mit dem verhaltenen Athem und den gespannten Blicken der höchsten Erwartung, so steht plötzlich unser Bild vor unseren Augen. Da liegt das heilige Bethlehem! Mit seinen weißen Häusern und platten Dächern blickt es von den äußersten Kanten eines Bergrückens herab, der von Osten nach Westen zieht, lieblich hingelagert zwischen Feigenbaumgruppen und Oelbäumen, aber umgrenzt von Trümmern, die von glänzenderen Tagen des jetzt so kleinen, armen Städtchens zeugen. Wir sehen rechter Hand ein Häuflein Wallfahrer dem Thore zu ziehen, durch welches man von Jerusalem den Ort betritt; zur Linken erheben sich die burgartigen Massen des Klosters der Geburtskirche, im Hintergrund überragt von dem sogenannten Frankenberg und in weiter Ferne begrenzt von den Gebirgen Judäa's und des steinigen Arabiens, die das todte Meer umschließen.

Sehet es euch recht mit dem Herzen an, liebe Kinder, dieses kleine Bethlehem, dessen Name so sinnreich „Haus des Brodes" bedeutet. So sieht es jetzt aus. Eine einfache Mauer umgibt das Städtchen, dessen Häuser sämmtlich massiv, aber unansehnlich sind, wenn auch sie, wie die Umgebung von Bethlehem, für den Fleiß und verhältnißmäßigen Wohlstand der Bewohner sprechen. Oliven-, Feigen-, Wein- und Getreidebau sind die Hauptnahrungszweige der durchaus christlichen Bevölkerung von ungefähr 3000 Seelen; nicht geringen Erwerb ziehen sie auch aus der Verfertigung künstlicher und feiner Schnitzereien, namentlich von Rosenkränzen, Krucifixen, Abbildungen der heiligen Stätten aus Olivenholz, Dattelkernen, Perlmutter und dergleichen. Der Mensch erfreut sich ja so gern an einem sicht- und greifbaren Erinnerungszeichen an geistige Größen und Ereignisse. Das Beste, das Unvergängliche, trägt jedoch Niemand anders, als im Herzen fort.

Damit wollen auch wir, liebe Kinder, von Bethlehem scheiden. Ehe wir aber die Blicke abwärts wenden von dem kleinen Fleckchen Erde, wo das verlorene Paradies der Menschheit noch einmal erschlossen worden ist, so antwortet, ihr Kinder, auf die Frage jenes kleinen Knaben des Weihnachtfestes: „Aber was wollen wir denn unserm lieben Christkindlein zum Geburtstag geben?" mit dem stillen Gelöbniß:

„Unser ganzes Leben!"

Ach, muß das herrlich auf der Welt werden, wenn einmal alle Kinder dies geloben und — alle Wort halten!

F. H.



Martini sc

CIVITA CASTELLANA



DIE PALLISADEN

(UFER DES HUDSON)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Civita Castellana in Italien.

Die Lage dieser, im Kirchenstaate auf der Straße von Fuligno nach Rom auf einem hohen Felsen erbauten und von tiefen Schluchten umgebenen festen Stadt, die 3000 Einwohner zählt, ist sehr malerisch. Zu ihren Füßen tosen die Gewässer der Treja, die sich in die Tiber ergießt. Die Gegend ist wenig angebaut und dünn bevölkert; in den klassischen Zeiten Roms war sie aber ein Garten und Falerii, auf dessen Substruktionen Civita Castellana erbaut ist, war die Hauptstadt der Fasker. Sie blühete schon vor der Erbauung Roms. Die Römer eroberten sie nach langem Kriege, schleiften sie und zwangen die Einwohner, eine neue und mauerlose Stadt in der Ebene zu gründen. Von dieser sind noch die Ruinen einer Wasserleitung, eines Theaters und vieler Thürme übrig.

Die Pallisaden des Hudson.

Wir fahren auf dem Hudson abwärts und befinden uns schon in der Nähe von New-York, wenn am rechten Ufer die hohen Felsenwände emporsteigen, die man Pallisaden nennt. Zur Linken sehen wir hier — „lachende Landhäuser in üppig blühenden Gärten, kleinere oder größere Dorfschaften dazwischen, hie und da einen Bach oder ein Flüßchen, deren Wasser sich entweder still und geräuschlos mit dem Hudson vermählt, oder kleine Buchten bildet, an deren Saum freundliche Spaziergänge den Reisenden zu längerem Verweilen anzulocken scheinen" — falls er eben zur schönen Jahreszeit auf dem Strom dahinfährt.

Wie auf den deutschen Landstraßen Dir die Nähe einer Residenz-, oder Haupt-, oder sonstigen wichtigeren Stadt nicht bloß durch die gravitätischen Reihen ernsthafter Pappeln angekündigt wird, sondern auch durch das gedrängtere Hintereinander von Fuhrwerken jeden Rangs und Berufs, so beleben hier, je näher der amerikanischen Welthandelsstadt, desto zahlreicher und mannichfaltiger die Fahrzeuge aller Größen und Arten den majestätischen Strom, als dessen Pappeln die stattlichen Pallisaden paradiren.

Die Ufer des Hudson sind oft mit denen des Rheins verglichen worden, aber auch dieser Vergleich hinkt. Die Felsen des Rheins sind von den Wettern vieler Jahrtausende ausgewaschen und zerfurcht, das graue Alter ist über sie gekommen, während die runden, bausbackigen Hügel mit den grünen, frischen Wälderkränzen des Hudson einen lustigen Jungen schmücken, der noch lange nicht an das Altwerden denkt. Genießen wir Jedes für sich und lassen ab davon, je ein Stück Hudson mit einer Portion Rhein veredeln zu wollen. Jahrtausende und der Ocean liegen zwischen beiden, und wenn der Vergleich auch diesen glücklich überspringt, in jenen bleibt er zappelnd hängen und macht sich lächerlich.

Das Rathhaus in Breslau.

Wir haben an einer andern Stelle dieses Werks einmal ausgerechnet, daß Deutschland seit 300 Jahren nicht weniger als 150 Kriegsjahre zählt. Wer nur oberflächlich die Ursachen der meisten dieser Menschenschlächtereien und ihre Resultate mit dem Elend vergleicht, das sie verschuldet haben, den überkommt ein Grauen über die bodenlose Gemeinheit der Menschennatur, sobald sie über alle menschlichen Pflichten sich erhebt und zur Gottähnlichkeit hinaufschwindelt im Wohlgefühl über den umräucherten und angebeteten absoluten Herrscherwillen. Wenn erst eine edlere Bildung über die Völker gekommen sein wird, dann werden auch die Männer erstehen, welche den Götzendienst des Bluts aus den Blättern der Geschichte herausreißen, welche die höhere Mordgier der Schlachtenruhmseligen in ihrer Blöße darstellen, und welche die Verwunderung der spätern Geschlechter hervorrufen



Bibliograph. Institut. Hildburghausen.

RATHHAUS in BRESLAU

werden über die Möglichkeit, daß man in unterthänigster Blindheit so viele Verbrecher in Purpur Jahrhunderte lang als große Heroen in der Weltgeschichte hat herumspazieren lassen. —

Unser Bild müssen wir hier mit einer Parallele bevorworten, einer Vergleichung von Oesterreichs und Preußens Stellung auf der politischen Kulturleiter: denn ohne diese antipode Stellung würde Breslau nicht die Hauptstadt einer preußischen Provinz geworden sein.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Preußen gegen Oesterreich sich erhob, lebte hier der Hof spanisch und dort spartanisch; galt das Volk nichts, hier wie dort. Während in Wien das Mark der unter den Habsburg-Lothringern vereinigten Länder in unermeßlichem Hofprunk vergeudet, der Wahnwitz des spanischen Hofceremoniels mit deutscher Gründlichkeit gepflegt wurde, Alles, was zur nächsten dienstlichen Umgebung der Gekrönten gehörte, im Widerschein des göttlichen Nimbus strahlte, so daß die Bedeutung eines Kammerherrn die eines Feldmarschalls bei Weitem überstieg und das olympische Nichtsthun ein so charakteristisches Vorrecht der Götter dieser Erde war, daß man sogar ihr einziges weniges Arbeiten nur mit „gnädigstem Geruhen“ zu bezeichnen wagte, — eine Einfalt, deren man sich heutzutage noch nicht schämt, — während man all diese Thorheiten der Kinder des zufälligsten Glücks der Geburt bis in's Extrem trieb, ließ man die Staatsmaschine eben laufen, wie sie von subalternen Händen geschoben wurde, denn „gnädige“ Hände konnten sich mit so gemeiner Arbeit, wie sie die ernste Geschäftsstube auferlegt, unmöglich befassen. Sobald man oberflächlich zu befehlen geruht hatte, war man mit seiner Arbeit fertig. — Daß unter solchen Umständen, wo nur das Hofschranzenthum zu Staatsehren ermöglichte, auch die Armee eine untergeordnete Rolle spielte, ist natürlich. Der gesammte Adel klammerte sich an die Höfe an und überließ das Todtgeschossenwerden der bürgerlichen Canaille, die dazu geworben und dafür bezahlt wurde. Kaufte aber ja mitunter einmal ein Herr Papa dem Söhnchen eine Kompagnie Reiter, so gab man ihm einen alten Wachtmeister zum Beschützer mit, der ihm sicher, wie eine ganz selbstverständliche Sache, stets zu rechter Zeit respektvoll vermeldete: „Retirire sich der Herr Baron, es wird etwas setzen.“ — Daher finden wir im damaligen österreichischen Heere auch die meisten höheren Offiziersstellen mit fremden, meist französischen, spanischen oder italienischen Abenteurern besetzt. Alles Nationale war am Kaiserhofe und an allen übrigen deutschen Höfen außer Mode — mit einer einzigen Ausnahme.

Preußen war auch in dieser Beziehung der Antipode Oesterreichs, so lange König Friedrich Wilhelm I. auf dem Throne saß. Er war es, der es sich in den harten Kopf gesetzt hatte, eine spartanische Wirthschaft in Staat und Haus einzuführen, und er gebot dies nicht nur seinen Unterthanen, sondern ging in spartanischer Einfachheit und Strenge seinem Lande in seiner eigenen Familie voran. Mehr als spartanisch wendete sich

diese Richtung allerdings gegen jede Kunst und alles Wissen, das nicht dem Soldatenstaate von unmittelbarem Nutzen war, sie erniedrigte die Wissenschaft zum Gegenstand des Spottes, kommandirte den Glauben und verwandelte das Scepter zur Fuchtel; aber die Regierung jener Zeit mußte dagegen als ein Muster von hausväterlicher Ordnung und Sparsamkeit gelten, ihr allein konnte es gelingen, eine Kapital- und Militärmacht anzusammeln, durch welche sein kleiner und armer Staat sich zum politischen, militärischen und volkswirthschaftlichen Gegenstück des an Reichthums- und Machtquellen so reichen und doch in jeder großen Gefahr ohne die außerordentlichsten Anstrengungen an Machtmitteln so armen Oesterreich erhob. Natürlich würde diese ganze spartanische Erziehungsperiode Preußens vergeblich gewesen sein, wenn damals einer der spätern Könige und nicht gerade Friedrich II. die spartanische Erbschaft angetreten hätte.

Haben wir in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Oesterreich einen reinen Hofprunkstaat gesehen gegenüber einem fast ebenso ausschließlichen preußischen Soldatenstaat, so sehen wir die Parallele bedeutend auf der Bahn des Fortschritts vorgerückt zur Zeit der Befreiungskriege von 1809 bis 1815. Wir finden nun Oesterreich auf dem preußischen Standpunkt des Soldatenstaats, während in Preußen durch den Aufruf „An mein Volk" von der Krone das Zeugniß ausgestellt wird, daß dem Volke, welches allein kerndeutsch geblieben war, während alle Höfe und aller Adel französischer Anbeterei und Vasallenschaft sich unterworfen hatten, fortan das Recht zustehe, im Staate Etwas zu sein. So weit war man in Oesterreich noch nicht gekommen, wo die metternichsche Nothlüge „Alles für, nichts durch das Volk" noch als baare Münze galt.

Weiter schreitet die Zeit, und nun in der Mitte des 19. Jahrhunderts ist Oesterreich auf Preußens Stufe auch in der Beachtung der Volksrechte gestiegen, ja die Verluste in seinen letzten Kriegen erfüllten es plötzlich mit so hellem politischen Lichte, daß es sich bis zu der Fähigkeit gestärkt fühlt, auch an die Stufe moralischer Eroberungen zu denken, auf welcher Preußen in kläglicher Eitelkeit Oesterreich und Deutschland gegenüber längst die beliebte Bequemlichkeit für seine „freie Hand" gefunden zu haben glaubte. Ist auch der Regierung des Intelligenzstaates nicht zuzumuthen, daß sie sofort einsehen solle, wie ihr nur noch der letzte Schritt auf die Stufe, auf welcher das Volk Alles ist, zur eigenen Machtrettung übrig bleibt, so darf man um so eher hoffen, daß das Volk Preußens darüber mit den übrigen Deutschen klar ist, was es unter moralischen Eroberungen zu verstehen habe.

Schlesien, die jetzige preußische Provinz von 742 Geviertmeilen und $3^1/_4$ Millionen Einwohnern, galt dem Ptolemäus für deutsches Land. Die Völkerwanderung übte hier denselben Einfluß, wie in Mähren, Böhmen und der Lausitz; slavische Stämme drangen ein und machten sich zu Herren der Niederungen an den Strömen, ja im 7. Jahrhundert sollen

alle diese Länder sammt Polen ein großes slavisches Reich gebildet haben, das erst zu Anfang des 10. Jahrhunderts den Schwertern der Deutschen und der Ungarn erlag und in die beiden Kronen Polen und Böhmen zerfiel. Schlesien gehörte zu Polen, jedoch nur bis zum Jahre 1163, wo, mit Kaiser Friedrichs I. Hülfe, das Land unter unabhängige Herzoge kam und in Ober- und Niederschlesien getrennt wurde. Da weder die Untheilbarkeit dieser Herzogthümer gesetzlich bestimmt, noch das Erstgeburtsrecht eingeführt war, so wurde das Land durch Erbtheilungen in viele kleine Staaten zerstückelt. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts zählte man in Schlesien nicht weniger als siebenzehn regierende Fürstenhäuser. Bei solcher Zersplitterung der Landeskraft blieb die Selbstständigkeit Schlesiens nicht lange unbedroht. Wäre es den siebenzehn Fürsten möglich gewesen, zum Heile des Ganzen durch Entsagung der Einzelnen ein einiges Schlesien zu schaffen, so hätte dasselbe wohl den Polen Trotz bieten und auch neben Ungarn und Böhmen wenigstens als Bundesgenosse bestehen können, denn zum deutschen Reiche gehörte das Land damals nicht. Die Fürsten zogen es jedoch vor, sich unter böhmischen Schutz zu stellen, unter welchem Schlesien nun fast anderthalbhundert Jahre (1335—1471) blieb. In diese Zeit fallen die Verwüstungen der Hussitenkriege und die Schrecknisse des sogenannten Interregnums von 1439 bis 1453, während dessen der unmännliche Kaiser Friedrich III. das Land vormundschaftlich verwaltete, d. h. dem Faustrecht und der Räuberei Preis gab. Im Jahre 1471 wurde Matthias Corvinus, der Ungarnkönig, als Herr Schlesiens anerkannt. Unter Wladislaw waren Ungarn, Polen und Böhmen nebst Schlesien abermals zu einem Reiche vereinigt, und unter dessen Nachfolger Ludwig führten der Bischof Jakob von Salza und Johann Heß die Reformation in Schlesien ein; schon im Jahre 1526 war fast ganz Niederschlesien evangelisch. Durch seine Verbindung mit Böhmen kam Schlesien im Jahre 1526 an den zum Böhmenkönig gewählten Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und damit unter österreichische Herrschaft. Fortan theilte es alle Schicksale Böhmens und Mährens. Wie diese erfreute es sich des Majestätsbriefs, der die freie Religionsübung sichern sollte; mit diesen fachte es die Flamme des dreißigjährigen Kriegs an und ging, wie diese, verwüstet und verarmt aus dem ungeheuren Brande hervor. Wie überall in den Ländern der Habsburger spielte auch in Schlesien die Sorge derselben für die ewige Seligkeit ihrer Unterthanen die Hauptrolle; trotz im westphälischen Frieden bebriefter und besiegelter Rechte der Protestanten begannen die Jesuiten schon seit 1648 ihre Wirksamkeit und arbeiteten, im Verein mit dem österreichischen Finanzbeamtenthum, eifrigst der Trennung Schlesiens von dem Kaiserhause vor.

Wie nämlich die Willkür sich über alles Recht setzte in religiösen Angelegenheiten, so setzte sie sich über alle Ordnung in den finanziellen.

„Die Steuern und Landesabgaben waren nicht nach einem beständigen Anschlag festgestellt, sondern sie wurden von Zeit zu Zeit gefordert, angelegt und erhoben." Diese doppelte Ungewißheit, über Zeit und Höhe der Besteuerung, lastete doppelt drückend auf dem Lande. „Trotzdem fehlte es dem Hofe beständig an Geld, und die Unterthanen klagten beständig über schwere Abgaben." Und dies war der Fall in gewöhnlichen Zeiten des Friedens. Sobald jedoch gar ein Krieg drohte, so machten Noth und Druck sich noch weit fühlbarer. Man versetzte dann wohl, wie noch 1735, die schlesischen Einkünfte an englische und holländische Kaufleute gegen baares Geld und erfand eine schöne Reihe immer neuer Steuern, als da sind: außerordentliche Türkensteuer, Kopfgelder, Auflagen auf Stiefeln, Schuhe und Pantoffeln, ja sogar eine Tanzaccise bestand.

Seit dem 11. Juli 1742 (Friede zu Breslau) gehört Schlesien zum Staate Preußen. Friedrich II. schritt gleich nach der Besitznahme zu einer gründlichen Reorganisation des gesammten Verfassungs-, Verwaltungs- und Rechtswesens, während er, religiösen Hader verabscheuend, auch in Schlesien Jeden nach seiner Façon selig werden ließ. Leider folgten aber jenem Friedensschluß noch ein zweiter schlesischer und der siebenjährige Krieg, Kriege, die zu denen gehören, welche wir Eingangs dieses Artikels aus tiefster Seele verdammt haben. Wie sah Schlesien aus, als endlich am 15. Februar 1763 in Hubertsburg der fürstliche Starrsinn sich zum Frieden beugte: „Die blühendsten Gegenden waren in Einöden verwandelt, die Männer in den Schlachten geblieben oder verstümmelt, und die Aecker konnten von Greisen und Weibern nur nothdürftig bestellt werden." Ueber eine Million Menschen waren der Habsucht und dem Ehrgeiz der Gekrönten zum Opfer gefallen, über 500 Millionen Thaler hatten die vortrefflichen 16 Schlachten, 20 Belagerungen und sonstigen hochberühmten Thaten dem Wohlstande der Völker gekostet, und nicht bloß Schlesien, ganz besonders Sachsen, Pommern, die Marken, Hannover, Hessen und Westphalen waren verwüstet, und alle diese Greuel — wozu? Damit Alles blieb, wie es vorher gewesen war. Dorthin sind die Dynastien der Gegenwart zu führen, dort ist ihnen die Rechnung zu stellen, wie unendlich viel sie dem Volke wieder gut zu machen haben, wie unendlich viel sie in der That und Wahrheit für solche Unthaten der Vergangenheit dem Volke schuldig sind!

Schlesien hat bei einem Vergleiche mit seinen ehemaligen Schicksalsgenossen, Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien, wie hart es ihm später gerade wegen seiner Zusammengehörigkeit mit Preußen, namentlich während der französischen Kriege, auch widerfuhr, gleichwohl seine gewaltsame Trennung von Oesterreich nicht zu beklagen: die freiere Geistesrichtung in dem neuen Staatsverbande ist allein ein unschätzbarer Gewinn. Befreit von den Fesseln pfäffischer Verdummung, die ihm in der letzten Zeit seiner österreichischen Unterthanenschaft mehr und

mehr drohten, hat es sich so energisch aufgerafft und in allen nationalen Bewegungen Deutschlands eine solche würdige Gesinnungserhabenheit bewiesen, daß Schlesien nicht nur unter den preußischen, sondern unter allen deutschen Ländern an der Spitze des entschiedenen Fortschritts steht, und daß wir ihm viele unserer tüchtigsten Kämpfer für Recht, Macht und Ehre Deutschlands verdanken.

Die Geschichte der jüngsten Zeiten, die diplomatischen Versündigungen Preußens am Wohlstande des schlesischen Handels, die geistige Bevormundung nach Eichhorns Manier, die fortwährende Noth in den Gebirgen und die heißen Wünsche der Gegenwart — dies Alles bedarf hier keiner Auseinandersetzung. Daß die Zeit aber bedeutend rascher geht, als die preußische Politik, das ist eine Bemerkung, die man eigentlich nur ausspricht, um von dem verehrten Leser in der vollkommensten Eintracht der Anschauungen zu scheiden.

Wir stehen am Ende und haben unser schönes Bildchen noch kaum eines Blicks gewürdigt. Es spricht deutlich genug für sich. Jedes Rathhaus ist ein geschichtereiches Gebäude, und wenn es als der alte Zeuge eines Bürgerthums vor uns steht, wie das von Breslau seit frühen Tagen war und noch ist, so recht voll des Stolzes einer festen Gesinnung und des Bewußtseins vom eigenen Werthe, da hat es nicht bloß Bedeutung für die Stadt, sondern wird von jedem deutschen Manne als ein Haus der Bürgerehre hochgehalten, und vor vielen andern gebührt dies dem Rathhaus in Breslau.

Inhaltsverzeichniß.